

Heidehof Lohe

von Diedrich Speckmann

Berlin
Verlag von Martin Warneck

Heidehof Lohe.

Erzählung

von

Diedrich Speckmann.

21. Tausend.



Berlin 1907.
Verlag von Martin Warneck.

Lippische Landesbibliothek
05402350

18.16.112



G16-162

Alle Rechte vorbehalten.

Meinen lieben Eltern.

Erſtes Kapitel.

„Na, Herr Lohmann, auch mal 'n büſchen verreiſen?“ fragte der Stationsvorſteher von Ellbingen einen ſtattlichen Bauersmann, der eben den kiesbeſtreuten Bahnſteig des beſcheidenen Heidebahnhofes betrat.

„Nee, nee,“ gab dieſer zur Antwort, „wollte man eben meinen Hinrich abholen; der kommt heute los.“

„Aha, der Königsulan!“ verſetzte der andere, „hat der ſeine drei Jahre ſchon herum? Gratuliere,“ dabei legte er die Hand an die rote Mütze — „ſo'n forſchen Kerl in die Wirtſchaft, das ſollen Sie bei der Arbeit wohl merken.“

„Naja,“ meinte lächelnd der Bauer, „man ſelbſt wird ja auch nicht jünger und ſchult ſich[1] ſchon gern mal hinter ſeinen Jungens.“

Der Beamte ſteckte ſein Dienſtgeſicht auf, denn der Zug, deſſen Nahen eine weiße Wolke

1 ſucht Schutz.

über der rotbraunen Landſchaft ſchon lange angezeigt hatte, lief ein, mit ſchlafenden, gähnenden und gelangweilten Reiſenden an den Wagenfenſtern. Kaum war er zum Halten gebracht, als auch ſchon die Tür eines Abteils dritter Klaſſe aufflog und ein langer, prächtig gewachſener Junge in der ſchmucken Uniform der hannoverſchen Ulanen ſporenklirrend in den gelben Kies ſprang, ohne das untere Trittbrett zu benutzen. Die Mütze ſaß verwegen ſchief auf dem ſtarkgebräunten, mit einem flotten Schnurrbart gezierten Geſicht. Zur Seite baumelte an ſchwarz-weiß-rotem Bande die bauchige Reſervиſtenflaſche. Die Waffe fehlte, dafür ließ die Rechte ein biegſames Stöckchen durch die Luft pfeifen. So eilte der Junge mit den langen und breiten Schritten des Kavalleriſten auf den anſehnlichen Bauersmann zu, als deſſen verjüngtes Ebenbild er erſchien und in deſſen grauen Augen ſich ein frohes, ſtolzes Blitzen zeigte.

Der Vorſteher hat die ſtrenge Dienſtmiene wieder fahren laſſen und macht den Zugführer ſchmunzelnd auf die Szene aufmerkſam. Die Zahl der Köpfe an den Fenſtern hat ſich verdoppelt, aus den Geſichtern iſt der Ausdruck ſchläfriger Langeweile gewichen. Es iſt, als ob von den beiden dort auf dem Bahnſteig ein Hauch warmen, friſchen Lebens die Wagenreihe entlang wehte. Ein weißhaariger Herr an einem

Fenſter zweiter Klaſſe neigt ſich lächelnd zu der greiſen Dame ihm gegenüber und trällert: „Lieb' Vaterland, magſt ruhig ſein," und dieſe nickt und lächelt auch. Und dabei iſt's, als läge auf den feinen alten Geſichtern etwas wie ein ſtiller Stolz. —

— Ja, lieb' Vaterland, du magſt ruhig und wir wollen auf dich ſtolz ſein, ſo lange deine Söhne, die den bunten Rock tragen, von der Art dieſes Lüneburger Bauernjungen ſind. Lieb' Vaterland, magſt ruhig ſein, ſo lange ſolche Jungens, wenn ſie des Königs Rock wieder mit der Bauernjacke vertauſchen, mit ſtarken Händen den väterlichen Pflug anfaſſen und das blinkende Eiſen durch deinen altheiligen Boden führen, lieb Heimatland, lieb' Vaterland! —

„Abfahren!" rief der Vorſteher, und der Zug ſetzte ſeine Reiſe fort. Aus dem letzten Wagen flatterte ein luſtig geſchwenktes weißes Taſchentuch, und Hinrich ſah, wie ein Paar luſtige Augen ihn anlachten. Er nahm die Hacken zuſammen und legte das Stöckchen an die Mütze, ſo den übermütigen Scheidegruß eines jungen Dinges von ſiebenzehn Lenzen erwidernd.

Der Vater ſah ihn befremdet an. „Kennſt du de Deern?" brummte er.

„Hee wat," lachte der Junge mit dem ganzen Geſicht.

„Dat mutt ja 'ne ganz Freche wän," knurrte

der Alte, dem Zuge nachblickend. „Se is noch jümmer an't Winken."

„Lat ehr, Vader, dat makt de Jungheit," entſchuldigte Hinrich. „Und düt blaue Dok, dat ſtickt nu mal de Deerns bannig in de Ogen."

Die beiden traten in das nahe Gaſthaus, und der Vater beſtellte eine Flaſche Rotwein, „vom Beſten," fügte er hinzu. Er hatte mit Freuden geſehen, daß er das trotz der dickbauchigen Reſerviſtenflaſche noch wagen durfte. Als er die Gläſer vollgeſchenkt hatte, ſagte er feierlich: „Nu wöt wi mal anſtöten: ‚Wer treu gedient hat ſeine Zeit, dem ſei ein volles Glas geweiht! Drum ſtoßen wir die Gläſer an: Es lebe der Reſervemann!'" Als ſie ausgetrunken hatten, ſagte der Junge lebhaft: „Heſt du't all hört? Wi beide ſünd ja nu ok Regimentskameraden worrn."

„Wat ſnackſt du da för dumm Tüg?" fragte der Alte, der eben wieder einſchenkte, nur halb hinhörend. „Du weeßt doch, ick hewv bi de hannoverſchen Gardükor ſtahn."

„Juſt deshalw," verſetzte Hinrich eifrig. „De Kaiſer hett uns Ulanen de Traditſchon van din ole Regiment verliehen."

„Traditſchon? Wat is dat?"

„Weeßte, de beiden gellt nu as een Regiment. Proſt Vader-Kamerad!"

Der Vater zögerte anzuſtoßen, dann nahm

er aber doch das Glas, indem er ſagte: „Ja, min Jung', gode Kameraden wöt wi nu wedder wän, bi de Arbeit, abers nich van Kommiß wegen. So'n olen hannoverſchen Gardükor und ſo'n preußiſchen Ulanen, de hewwt nix mit'nander to dohn. Dar ſteiht ſößundſößtig mang. Dor kann ok de Kaiſer mit'n Fedderſtrich nix an ännern. Proſt.“

Als ſie die Gläſer geleert hatten, ſprang Hinrich auf: „Schall ick nu anſpannen? Dat Mudder nich ſo lang to luern brukt!“

„Man to,“ ſagte lächelnd der Alte. Ja, ein Mutterjunge war er immer geweſen, ſein Älteſter.

Hinrich trat in den Stall. Da hatten auch einige Grubenholzfahrer ihre Pferde eingeſtellt, aber er fand ſeine Braunen auf den erſten Blick heraus. Zwiſchen ſie tretend, drückte er die Mähnenwand von „Pudel“ und „Lieſe“ liebkoſend an ſeine Wangen, dann gab er jedem ein Stück Zucker. Um ſeiner Rappſtute Karline den Abſchied zu verſüßen, hatte er geſtern Abend in der Kantine für ein paar Pfennige gekauft, aber zwei Stücke für die guten Braunen daheim geſpart. Ach, das ſchöne, ſtolze Tier, das er hatte verlaſſen müſſen! Bei manchem ſchneidigen Ritt hatte es ihn getragen, vor vierzehn Tagen noch wieder unter den Augen des höchſten Kriegsherrn. Der Hinrich und ſeine Karline, die hatten

zuſammen gehört, wie nur ein Ulan und ſein Pferd zuſammen gehören können. Aber dieſe braven Tiere, die ein beſcheideneres Lebenslos gezogen hatten, ſollten ihn ſchon tröſten. Einen großen Vorzug hatten ſie doch vor der Karline; ſie gehörten nicht dem König, ſondern dem Lohbauern und ſeinem Jungen, der natürlich nun ganz das Schirrwerken mit den Pferden bekam.

Vater und Sohn nahmen auf dem Bock des Jagdwagens neben einander Platz, und Hinrich ſagte: „Üh Pudel!“

Die Chauſſee, die Lohe berührte, machte einen weiten Umweg über das Kirchdorf Wiechel. Mit leichtem Gefährt zog man einen kürzeren Sandweg vor, der in ziemlich gerader Richtung durch die Heide lief. Hinrich wählte dieſen denn auch. Bei dem leiſen, weichen Fahren erzählte es ſich ja viel beſſer. Und was hat einer nicht alles zu erzählen, der gerade aus dem Kaiſermanöver kommt! Bei der Kaiſerparade hatten natürlich die dreizehnten Ulanen die ganze übrige Kavallerie ausgeſtochen, von den Sandhaſen, Bummsköppen und der Kolonne Brr gar nicht zu reden. Und natürlich war die zweite Schwadron mit ihrem Flügelmann, dem Gefreiten Hinrich Lohmann, am beſten an Majeſtät vorübergekommen. Da war keine Pferdenaſe auch nur um eines Strohhalms Breite aus der Richtung gewichen. Und wie ſchlau hatte derſelbe Gefreite

auf nächtlichem Patrouillenritt die feindlichen Vorpoſtenſtellungen erkundet! Und dann der ſchneidige Reiterangriff am letzten Manövertage — im Ernſtfalle wäre die ganze feindliche Diviſion in die Pfanne gehauen! Hinrich erzählte mit Feuereifer, und der Vater hörte lächelnd zu. Ja, ſolches Heldentum kannte er von ſeinen jungen Jahren her. Freilich, etwas anders war's doch, als da unten bei Langenſalza, auf dem „langen Hög," die beiden erſten Schwadronen der Gardes du Corps ſich in Galopp ſetzten, hinein in das Höllengeknatter der Zündnadelgewehre, dem bajonettſtarrenden feindlichen Karree entgegen. — —

Endlich wandte Hinrichs Bericht ſich weniger kriegeriſchen und blutigen Dingen zu. Er ſprach von guten und ſchlechten Quartieren, von ſchwerem Weizen- und Zuckerrübenboden, ſchilderte die großen Güter, die mit Einheimiſchen die Arbeit nicht zwingen könnten und ſich ganze Wagenladungen Polacken ſchicken ließen. „Glöw man, Vader," ſchloß er, „wat da ünnen 'n Godsbeſitter oder 'n groten Buern is, de kümmt lichtfardiger dör de Welt, as wi hier. De krüppt up ſin Peerd und kiekt van baben rendal to, wat de annern för em quält."

„Schunge, Schunge," meinte der Vater, „wenn du mi dor ünnen man nich to grot-

ardig worrn büſt. Mi is bange, dat paßt di hier bi us in de Heide gor nich mehr.“

„Och, Vader, denk nich ſo wat!“ ſagte Hinrich ſchnell. „Du kannſt gor nich glöwen, wat ick mi up düſſen Dag freut heww. Et giwt up de Welt man enen Lohhoff. Aah, wo fein liggt he dor nerden[1] in den gälen Sünnenſchien! Kiek doch blot mal an!“

Das Gefährt hatte eben den Kamm einer Hügelwelle, die Höhe des ſogenannten Hillberges, gewonnen, und vor ihnen, in einem lieblichen Bachtale, lag breit und behäbig der Hof Lohe, im Schatten zweihundertjähriger Eichen. Um das langgeſtreckte Wohnhaus bildeten Schafſtall, Treppenſpeicher, Backofen, Wagenſchauer und Häuslingskaten einen weiten Kranz. Zur Linken zogen ſich dunkle Nadelholzwaldungen am Wieſenſaum hin, während rechts lange Ackerſtreifen die ſanftgewellten Hügel auf- und abliefen. Im Hintergrunde dehnten ſich unabſehbare Heideflächen, zuſammen ein Beſitz von faſt zweitauſend Morgen. Und nun das alles im klaren, milden Herbſtabendlicht — in den Fenſtern des Gehöftes brannte ſtill und goldig das Sonnenfeuer, das Flüßchen im Wieſengrunde blinkte wie Silber, über der Heide lag das ſommermüde letzte Roſaglühen ihres Blütengewands,

---

1 unten.

die weiß leuchtenden Birken ſtillfroh und die dunklen Wacholder ernſt beſchaulich ſtanden wie im Traum, und alle Dinge mit ihren Linien und Formen waren ſo zum Greifen nahe, und doch wieder von ſo ſtiller, feierlicher Größe. — Meine Heimatheide, du ſchlichtes, braunes Land, in ſolchen Stunden liegt auch auf dir das, was einer, der ein viel ſtolzeres, ſchöneres Land zur Heimat hatte, „das große, ſtille Leuchten“ genannt hat. Und in ſolchen Stunden iſt der Bund geſchloſſen zwiſchen dir und deinem Sohne. Daß du ihn nimmer losläſſeſt, ſondern ihn feſthältſt, auch in der Ferne, mit den ſtarken Banden der Kinderheimat. Und daß er immer gern wieder im Geiſt die alten, lieben Jugendpfade wandelt und Einkehr hält in deinen altvertrauten Dörfern und Gehöften und deinen Kindern auf die Hände ſieht, und in die Augen, und wenn's glücken will, wohl auch in die Seele . . . und daß er da mit Vorliebe nicht nach dem Dumpfen, Schwülen, Stürmiſchen ſucht, ſondern am liebſten nach dem Leuchten, dem ſtillen Leuchten, ſei's nun groß oder klein . . . Und daß er dann deinen Freunden davon erzählt. Nicht ſo, daß er dir, du ſchlichte, braune Heide, eine Romantik oder Größe oder ſonſt etwas dir Fremdes andichtet. Nicht ſo, daß er deinen ſchlichten Kindern allerhand Gedanken in das Gehirn ſchmuggelt, eigene oder

geſtohlene, die ſie nicht denken, Gefühle in das Herz lügt, die ſie nicht fühlen. Nein, das kann er nicht; dafür hat er dich und deine Kinder einfach zu lieb. Er kann und will nichts anderes, als ſchlicht und treu von dir erzählen, von dir und deinen Kindern, ſeinen Brüdern und Schweſtern, wie ſie arbeiten und feiern, lachen und weinen, irren und zurechtkommen, lieben und leiden, glauben und hoffen und ſterben, kurz von einem Leben, das ſeinen Sonnenbrand hat und ſein Nebelgrau und ſein Nachtdunkel, aber doch auch ſein ſtilles Leuchten.

Dieſes ſtille Leuchten lag an jenem Herbſtabend ſo groß und warm auf der Loher Heide, und es leuchtete in die Augen des heimkehrenden jungen Bauernſohns. Kein Wunder, daß ſie ſich weit auftaten, um all den warmen Glanz der Heimat in ſich aufzunehmen, daß alle Rittergüter der Welt mit Weizenbreiten und Zuckerrübenfeldern hinter ihm im Nebel verſanken, als er ausrief: „Vader, up de ganze wiede Welt giwt't man enen Lohhoff.“ Kein Wunder, daß des Alten Bruſt ſich dehnte, von einem Gefühl freudigen Stolzes geſchwellt, da er nun den ſtarken Sohn und Erben auf den Hof der Väter heimführte. Dort unten, wo das Abendgold in den Fenſtern glänzte, hatten ſie geſeſſen in den Tagen Luthers — das vergilbteſte Buch im Pfarrarchiv von Wiechel mel-

dete davon — wer will aber ſagen, ob nicht auch ſchon in den Tagen Wittekinds und Karls! Und auf dieſem uralten Erbe ſollten ſeine Kinder ſitzen — das hoffte Vater Lohmann — ſo lange die goldene Sonne über der weiten Heide auf- und untergeht, ſo lange der Herrgott das bunte Treiben ſeiner Menſchenkinder auf Erden überhaupt noch mit anſehen will.

Den Hügel hinab ließ Hinrich die Pferde flott traben. Donnernd ging's über die Holzbrücke, der Kuhjunge ſprang eilfertig herzu, und Willkommen knarrend öffnete ſich das Hoftor dem heimkehrenden Sohne und Erben. Willkommen winkte mit dem langen Schäferſtecken der buckelige Schaperjochen, und Willkommen blärrten ſeine grauen Heidſchnucken, die er eben eintrieb. Willkommen krähte der Hahn oben auf der Hühnerleiter, machte ein paar Kratzfüße und begab ſich zu ſeiner Familie, die ſchon zur Ruhe gegangen war. Und nun Karo der Hofhund! Schwanzwedelnd begrüßte er mit gemeſſener Freude den vom Wagen ſteigenden Bauern und beſchnüffelte den blauen Ulanen. Trotz der Urlaubsbeſuche hatte er ſich nicht gewöhnt, mit den Augen in dieſem ſeinen Jugendgeſpielen und beſten Freund wiederzuerkennen. Aber ſeine gute Naſe half ihm, und nun mußte er mit den tollſten Sprüngen und Verrenkungen und heiſeren, kurz abgeriſſenen Lauten der über-

mächtigen Freude, die ſein treues Hundeherz beſtürmte, Luft ſchaffen. Gerührt beugte Hinrich ſich zu ihm, klopfte ihm das Fell und ſagte: „Djunge, Djunge, Karo, wat freuſt du di!“

Die beiden Männer treten durch die Miſſentür[1] auf die breite Diele. Wie ein Mann erheben ſich rechts und links die Kühe — ob vor dem tollen Gebaren Karos oder zur Bewillkommnung des Hausſohnes, wer kann das wiſſen! Und nun da mitten auf der Diele die Mutter. — Was? das unanſehnliche, winzige Menſchenkind da iſt dieſes ſtattlichen Jungen Mutter? Ja, ſie iſt's, und er hat ſie in ſeine Arme geſchloſſen und ſie — küſſen ſich. Ja wirklich, ſie küſſen ſich. Das iſt zwiſchen Eltern und erwachſenen Kindern in Lohe niemals Mode geweſen, aber was hat in dieſer Stunde die Mode zu ſagen? Da gilt nichts als das Recht der überwallenden Herzen. Und Mutters blaue Schürze fährt in die Augenwinkel und Hinrich wiſcht ſich eine dicke Träne von der Backe — eine Mutterträne iſt's wohl —, und die Geſchwiſter drängen ſich heran, und zwiſchen dem ſtattlichen Vater und dem beſcheidenen Mütterlein, umſchwärmt von dem Nachwuchs der Familie, tritt Hinrich Lohmann in die Dönze.

Ehe ſie ſich ſetzen, meint der Vater: „Jung',

---

1 Einfahrtstor.

treck man erſt den bunten Rock ut und mak wedder'n öllichen Buersmann ut di!“

„Up din Kamer liggt allens parat,“ fügte die Mutter hinzu.

Sporenklirrend verließ der blaue Ulan die Stube. Die Eltern blickten ihm ſtolz nach.

Holzſchuhklappernd und in grauem Bauernzeug ſteckend trat er nach einer Weile wieder ein, und Vater und Mutter ſahen ihn glücklich an. Er ſelbſt aber ſchnitt ein klägliches Geſicht, wand ſich, machte ungelenke Bewegungen mit den Armen und ſtöhnte: „Mudder, de Jack knippt ganz barbarſch.“ „Kind, min beſte Kind,“ ſchwögte Mutter Lohmann, „wat heſt du di bätert bi't Volk!“ Dabei machte ſie den vergeblichen Verſuch, ihm das Ding über der Bruſt zuzuknöpfen. „Jawoll, du ſchaſt woll,“ lachte Hinrich, „dat ſünd all de Wöſte und Speckſieden, de du mi ſchickt heſt.“ Ach ja, manches nahrhafte Paket hatte ſie in dieſen drei Jahren eingenäht und mit der Feder, die niemals ſchreiben wollte, in ihren zitterigen, liegenden Buchſtaben auf die Adreſſe geſchrieben: „An den Ulanen Hinrich Lohmann in Hannover, 2. Schwadron. Eigene Angelegenheit des Empfängers.“ Das letztere fügte ſie nicht der Poſt, ſondern der Unteroffiziere und Kameraden wegen hinzu. Deren Angelegenheit ſollten alle die guten Dinge nicht werden.

Nun waren, Gott ſei Dank, ſolche Umſtändlichkeiten nicht mehr nötig. Nun ſtreckte der Junge ſeine Füße wieder unter ihren Tiſch. Als er ſeinen alten Platz auf der Bank am Fenſter eingenommen hatte, warf er plötzlich die Arme in die Luft und ſtieß einen Juchzer aus. Die Mutter fuhr zuſammen und ſagte: „Djunge, wat heſt du mi verjagt!“ „Och Mudder,“ rief er überglücklich und wußte die langen Arme und Beine nicht zu laſſen, „ick kann't gor nich begriepen, dat ick nu jümmer, jümmer bi di bliewen ſchall.“ Und er juchzte noch einmal und ſchlug mit der Hand dreimal auf den Tiſch.

Mutter Lohmann hatte dieſen Abend gar keinen Appetit. Nur ihre kleinen, grauen Augen waren ſo hungrig und wurden gar nicht ſatt, den Jungen anzuſehen, das geſunde, braune Geſicht, das flotte Schnurrbärtchen, die breiten Schultern, kurz den ganzen, großen, lieben Jungen, wie er da vor ihr ſaß und die Pellkartoffeln wegpackte, die ſie mit hurtigen Fingern ihm abzog. „Dat is'n annern Snack, as bin Kommiß,“ meinte er, indem er behaglich kaute und eine dicke Kartoffel in der ſauren Speckſauce umdrehte. „Dar blaſt de Trumpeter jo all toſamen vor de Köken, und denn ward di da ſo wat rinneſchüppt in dat Picknapp, und du kannſt ſehn, woans du dat utkriggſt. Ne,

düt hier is'n annern Snack. Mudder, treck mi noch gau'n[1] por Tüften aff!" „Djunge, et ward ja woll rein to väl," meinte ſie beſorgt, aber drei dicke Kartoffeln legte ſie ihm doch noch auf ſeinen Teller. Nach dieſen wurde noch eine dick mit Butter beſtrichene Schnitte hausbackenen Schwarzbrotes weggepackt. Dann aber faltete Hinrich die Hände über dem Magen und ſagte: „So, nu bin ick ſatt." „Dat glöw ick di to," meinte lächelnd der Vater.

Nach dem Eſſen wurde das Geſinde in die Stube gerufen, und Vater Lohmann las den Abendſegen aus dem Starkenbuch. Dabei hatte ſeine Stimme heute abend einen ganz eigenen Klang. Als ob ein leiſes, tief heraufkommendes Beben darin wäre. Es war nicht nur ein Gefühl freudigen Stolzes, was ihn heute erfüllte. Einem aus ſeiner Freundſchaft, der auch auf einem großen Heidehof ſaß, war vor einigen Jahren der einzige Sohn und Erbe da draußen verdorben, geſtorben. Ihm aber hatte der Herrgott heute ſeinen Jungen geſund wiedergegeben, und der konnte ihm noch gerade ſo feſt und frei ins Auge blicken, als beim Abſchied vor drei Jahren. Heißer Dank quoll ihm aus der Seele herauf und zitterte leiſe in den Worten des Abendſegens und fand ſeinen Wider-

1 ſchnell.

hall in dem ſtillen Seufzen der Mutter, die ihm gegenüber mit innig gefalteten Händen an des Jungen Seite ſaß.

In Lohe ging man zeitig zur Ruhe. Auch dieſer Freudentag machte davon keine Ausnahme.

Eine Stunde nachdem Vater Lohmann die Bettdecke über ſich gezogen hatte, hob er leiſe den Kopf aus ſeinem Kiſſen und flüſterte: „Mudder, ſlöppſt du?“

„Nee,“ kam es aus dem Kiſſen an der Wand zurück, „de ole Mus makt ſo väl Spektakel!“

„Mudder,“ kam es nun wieder aus dem andern Kiſſen, „dat makt nich de Mus, dat makt de Freude, dat du dinen Jungen wedder heſt . . . Dat harr ick gor nich dacht, dat ener ſick up ſine olen Dage noch ſo freuen künn.“

„Dat magſt du woll ſeggen,“ beſtätigte das Kiſſen an der Wand. „Ach wat puckert[1] mi dat Hart!“

„Lat't man puckern! Wenn't vör Freuden puckert, denn is dat den Minſchen ganz geſund.“ —

Den jungen Reſervemann hielt die Freude keine halbe Minute mehr wach. Aber am andern Morgen weckte ſie ihn. Um dieſelbe Stunde, in der ihn drei Jahre das ſchnarrende „Auf-

1 klopft.

ſtehen“ des Unteroffiziers vom Dienſt aufgeſchreckt hat, weckte ihn dieſen Morgen die Freude. Er drehte ſich auf die andere Seite, voll des Glücksgefühls, daheim und ein freier Mann zu ſein. Aber nein, den erſten goldenen Morgen in der Freiheit verträumen — das bringt ein Hinrich Lohmann nicht fertig. Er ſtößt die ſchwere Bettdecke mit Kraft von ſich und kleidet ſich an. Dann ſchleicht er leiſe über die Diele und tritt auf den Hof, der noch im erſten Morgengrauen liegt. Karo will ein Freudengeheul anſtimmen. Aber Pſcht! wird ihm bedeutet, und zur Sicherheit muß er einen Stock ins Maul nehmen. Den trägt er ehrbar ſeinem jungen Herrn nach, der nun ſeinen Rundgang antritt. Wie die Herbſtnebel brauen und dampfen in den Wieſen! Aber dieſe gehen ihn jetzt nichts an; der zweite Schnitt iſt ja längſt geborgen. Aber dort die Stoppelfelder, auf denen das Unkraut durchgrünt, warten auf den Pflug. Ha, ſie ſollen nicht lange mehr warten. Hinrich fühlt plötzlich eine unbändige Luſt zu pflügen. Rrrrrrr! Aus einem Kartoffelacker geht eine Kette Rebhühner hoch, und Karo kläfft ärgerlich hinterdrein. Gut, daß wir wiſſen, wo ihr ſteht! In den nächſten Tagen wird ſich ſchon ein Stündchen finden, mit der Flinte wiederzukommen. So gelangt der junge Bauer an die Grenze des Kulturlandes und vor ihm

dehnen ſich die weiten Heideflächen. Dieſe anderthalbtauſend Morgen Schnucken- und Immenweide! Schade drum! Eigentlich müßte eine ſolche Rieſenfläche doch mehr hergeben als einige Zentner Hammelfleiſch und Honig. — Halt, was macht denn da drüben der Nachbar mit ſeiner Heide, dort zwiſchen den Krüppelfuhren jenſeits der Grenze? Er ging näher heran. Ein Dampfpflug! Ach ja, in Delmsloh war vor einem halben Jahre ein neuer Beſitzer eingezogen. Hatte der aber Unternehmungsgeiſt! — Das mächtige Eiſen, das jetzt in der Morgenſonne blinkte, hatte den Urboden der Heide tief aufgeriſſen und die böſe Ortſchicht, welche die tiefe Bewurzelung der Fuhren hindert, zermalmt und verſtreut. Ja, jetzt konnten hier Holzungen gedeihen, die etwas einbrachten. Das mußten ſie auf der Loher Heide auch machen. Freilich, Vater war ja mehr für die alte Art der Bewirtſchaftung. Aber etwas mußte er doch auch mit der Zeit fortſchreiten. Sonſt kam ihm der Delmsloher ja weit vorbei. Er wollte mal mit Vater darüber ſprechen. Ein wenig würde er doch auf ſeinen Jungen, der von der Ebſtorfer Ackerbauſchule ſo gute Zeugniſſe mitgebracht hatte, hören. Man konnte ja nicht ewig in der Weiſe Adams und Evas fortarbeiten. Die Lüneburger Heide brauchte doch nicht immer eine Wüſte zu bleiben.

Die Eltern hatten ſich nach langem Warten auf den Jungen, den ſie am erſten Tage in der Heimat tüchtig ausſchlafen laſſen wollten, endlich an den Kaffeetiſch geſetzt. Da ſprang die Tür auf, und er trat ein, die Ulanenmütze im Nacken, im Geſicht etwas vom Glanz der Morgenſonne, die Hände in den Hoſentaſchen, die Hoſen in die vom Tau benetzten Stiefel geſteckt und dieſe feſt aufſetzend, als ob ihm die ganze Welt gehörte. „Schön Wäer vandag,“ rief er, „wenn ick Kaffee drunken heww, will'ck plögen.“

„Wenn du't bi'n Kommiß nich verleert heſt . . .,“ meinte lächelnd der Vater, mit glücklichen Augen die Prachtgeſtalt des Jungen muſternd.

„Dat will'ck di wieſen,“ ſagte Hinrich. Und nach einer Weile ſtand er auf, ſchirrte die Braunen an, und feldauf, feldab pflügte er ſchnurgerade, tiefe Furchen, den Pflugſterz mit den ſtarken Händen faſſend und luſtige Weiſen pfeifend. Die Pferde brauchten heute keine Peitſche, kaum einen Zuruf. Es war, als ob die Arbeitsluſt des jungen Bauernſohnes, der hinter dem blinkenden Eiſen her mit langen Schritten über die dampfenden Schollen ſtapfte, auf ſie überſtrömte. Pudel hob ſogar mehrere Male ganz gegen ſeine Art laut wiehernd den Kopf. Mit ſolcher Luſt war dieſe Ackerbreite,

die ſchon dem Hinnerk Lohmann, der ein Zeitgenoſſe des Wittenberger Mönchs war, Brotkorn geſpendet hatte, wohl niemals gepflügt worden, als dieſen Morgen von dem jungen Reſerviſten und ſeinen beiden Braunen, die es zu fühlen ſchienen, daß ſie ihm die feurige Karline erſetzen mußten. Ja, das iſt wahr, eine Luſt war's ihm dieſe Jahre geweſen, auf königlichem Roſſe in die goldene, junge Morgenwelt hinauszuſprengen. Aber die ſtolzeſte Reiterluſt war nicht zu vergleichen mit der Luſt, an dieſem leuchtenden Septembermorgen, am erſten Tage der neuen Freiheit, das väterliche Erbe zu pflügen, zum erſten Male nach langer Zeit wieder den alten edlen Beruf auszuüben, der ihm von den Urvätern her im Blute liegt, für den ihm nun einmal die Knochen ſo ſtark und breit gewachſen ſind.

* * *

Am Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, belohnte Hinrich ſich damit, daß er zum erſten Mal aus ſeiner langen, kunſtvoll gedrehten und geſchnitzten Reſerviſtenpfeife mit den Troddeln in den Regimentsfarben rauchte. Es ſchmeckte eigentlich ſcheußlich aus dem friſchen Kopf, trotz des ſtolzen Ulanen darauf. Aber welchem Reſerviſten hätte das Anrauchen dieſes Prunkſtücks, das mit dem Stock, der Flaſche und dem Bilde der mit ihm zur Reſerve entlaſſenen Kameraden

die Ausrüſtung des jungen Reſervemanns bildet, nicht Freude gemacht, zumal wenn die älteren Glieder der Familie ſchmunzelnd und die jüngeren ehrfurchtsvoll dabei zuſehen!

Während ſeine Pfeife dampfte, „as wenn'n lütten Mann backt," dachte Hinrich plötzlich wieder an den Dampfpflug und die Heideaufforſtung. Vater hatte ſein Pflügen eben gelobt, und in dieſen erſten Tagen der Freude über ſeine Heimkehr hörte er vielleicht noch am erſten auf ihn. So brachte er denn ſein Anliegen vor.

„Vader, wo väl Morgen Heide hewwt wi woll?"

„An anderthalw duſend fehlt'n por Stieg'."

„Dat is mi Scha'e[1], dat de ſo wild rümliegt. Wöt wi nich'n por hunnert Morgen mit'n Dampplog rümrieten laten und to Forſt maken?"

„Jung', heſt du woll mal wat ſehn?" fragte der Alte ſpitz.

„Jawoll, ick heww ſehn, dat unſe Nahwer ſtark vorwars ſtrewt."

„Jawoll, Herr Anton Riewitz, Gutsbeſitzer auf Delmsloh, der kann das gut machen," ſagte Vater Lohmann ſehr ironiſch. „Sünd wi Apen, dat wi nahmakt, wat annere Lüe uns vörmakt?"

„Wenn't wat Godes is, worüm nich?" fragte Hinrich.

---

1 ſchade.

„Van de Delmsloher is nix Godes to leern, man blot dat Bankrottmaken," ſagte der Alte ſpöttiſch.

„De Regierung will ok geern, dat wi Buern de Heide upforſtet und giwt ok Biſchuß darto."

„Du wullt mi woll klok maken. Meenſt du, dat ick dat nich weet? Abers meenſt du, dat ick von de enen roden Pennig annehmen doh? Dat mi nahſten de Preuß in minen Kram rinkunjoniert? Dat kann de Herr Godsbeſitter van Delmsloh maken. De Lohbur makt ſökke Dummheiten nich. Junge, kumm mi nich mit ſone Geſchichten!"

Hinrich widmete ſich jetzt ganz ſeiner Reſerviſtenpfeife und ſchwieg. Wenn Vater erſt auf Delmsloh zu ſprechen kam, war keine Möglichkeit mehr, eine Sache mit ihm verſtändig zu bereden.

Delmsloh hatte ſeit einem Vierteljahrhundert eine traurige Geſchichte, die Vater Lohmann als nächſter Nachbar miterlebt hatte, zuerſt mit ſchmerzlicher Teilnahme, zuletzt aber nur als unbeteiligter Zuſchauer, der gleichgültig ein unabwendbares Geſchick ſich vollziehen ſieht.

Die beiden großen, kaum zehn Minuten von einander entfernten Höfe an der Werle waren durch ihre einſame Lage auf gute Nachbarſchaft angewieſen und hatten dieſe ſeit un-

vordenklichen Zeiten treu gehalten. Die Kinder hatten gemeinsam den weiten Schulweg gemacht, waren zusammen aufgewachsen und manche waren Mann und Frau geworden im Laufe der Jahrhunderte. Aber das alles war vorbei, seit Vater Lohmanns Schulkamerad, Ahlborns Schorse, den einen dummen Streich gemacht hatte, sich aus dem Altpreußischen jenseits der Elbe, wo er eine zeitlang Verwalter gewesen war, eine Frau mitzubringen. Ach, wenn Lohmann an die Zeit zurückdenkt, so könnte ihm noch die Galle überlaufen — wie sie ihm bei der ersten Begrüßung die Fingerspitzen reichte, und als er trotzdem die ganze Hand nahm, diese mit merkwürdigem Gesicht zurückzog, um sie heimlich abzuwischen, wie sie seine gute Frau wie ein Dienstmädchen behandelte. Das arme Delmsloh! Der arme Schorse, der immer ein guter Kerl gewesen war! Der hochmütigen Person genügte das alte Bauernhaus, das noch hundert Jahre hätte stehen können, natürlich nicht. Es mußte niedergerissen werden und einem zweistöckigen städtischen Kasten mit einem Anbau, beinahe wie ein Kirchturm, Platz machen. Im Sommer, wenn der Bauer alle Hände voll zu tun hat, machte das Frauensmensch Reisen in die teuersten Bäder, natürlich immer zweiter Klasse. Schorse, den sie ganz unter dem Pantoffel hatte, durfte meistens mit. Ein Inspektor, von dessen

Leiſtungen im Trinken man ſich Wunderdinge erzählte, verwaltete den Hof. Das heißt, ein Hof war's ja jetzt nicht mehr. „Gut Delmsloh“ ſtand mit roten Buchſtaben auf dem weißen Milchwagen. Das ging nun ſo lange, als es ging. Eines Tages waren die beiden verſchwunden. Kein Menſch wußte, wo ſie geblieben waren. Nur Ribckes Kriſchan, der im letzten Winter ſeine Kinder in Amerika beſucht hatte, behauptete ſteif und feſt, er hätte den Schorſe in Newyork als Droſchkenkutſcher auf dem Bock ſchlafen ſehen. Seine Naſe wäre ſehr dick, aber ſein Gaul ſehr mager geweſen. — Der Hof kam unter den Hammer. Natürlich wollte kein ordentlicher Bauer oder Bauernſohn in den neumodiſchen Kaſten mit dem Kirchturm hinein. Und ſo kamen denn Fremde, Männer, die hinten irgendwo in Altpreußen Inſpektor geweſen waren, einige Mittel hatten und es deshalb einmal auf eigene Fauſt verſuchen wollten. Zwei waren ſchon damit fertig. Mit den neueſten Maſchinen und ſchwerem oſtfrieſiſchem Vieh fingen ſie an, und mit Holzauktionen und Zwangsverſteigerungen hörten ſie auf. Anton Riewitz war jetzt der Dritte. Daß es ihm nicht beſſer gehen würde als ſeinen Vorgängern, daran zweifelte Lohmann keinen Augenblick, obgleich er ihn erſt einige Male getroffen und nur wenige Worte mit ihm gewechſelt hatte. Das hatte er

doch ſchon gemerkt, daß er von derſelben Art war, wie die andern. Dieſe Art kommt eben in der Heide nicht vorwärts. Dieſe Art glaubt nichts und geht beinahe niemals in die Kirche. Den alten Weisheitsſpruch: „De Bur vörup!“ kennt ſie nicht; mit den einheimiſchen Dienſtboten, die von dem vielen Fluchen und der ſchmalen Koſt nicht ſatt werden, hat ſie deshalb auch bald abgewirtſchaftet. Dann werden die Handwerksburſchen von der Landſtraße feſtgehalten, und dann iſt's bald vorbei. Nein, ſolche Art mag dahinten in der Kaſſubei gehen, in der Lüneburger Heide geht ſie nicht. Vater Lohmann hat einmal mit der Fauſt auf den Tiſch geſchlagen und dazu geſagt: „Et möß keen Gott in'n Himmel wän, wenn ſo'n Heidenwirtſchaft Beſtand hewwen ſchöll!“

Er hat aus dieſer Geſchichte Delmslohs für ſeine Welt- und Menſchenkenntnis viel gelernt. Er weiß, woran auch der größte und ſchönſte Hof zugrunde gehen muß. Und ſo will er ſeinem Hinrich, der das Leben noch nicht ſo kennt, gleich heute abend, wo der einmal das Geſpräch auf Delmsloh gebracht hat, aus deſſen Geſchichte drei ernſte, wichtige Lehren fürs Leben mitgeben.

„Min lewe Junge,“ beginnt er, „nimm von dinen Vader, de dat Leben kennt, und de dat mit anſehn hett, woans dat mit Delmsloh

trüg gahn is, dree Stücken an und lehr se dine Kinner, wenn ick'r mal nich mehr bün. Denn hewwt ji hier in de Heide för alle Tieden jon Brod und gode Utkamen.

„Ton erſten: Bliew all din Lebenstied'n Bur, und wenn du friegen wullt, denn nimm di'n Fro, de ok nix anners wän well, as 'ne rejalige[1] Burfro. Du weeßt ja: Hochmut kümmt vör den Fall, aber den Demütigen gibt Gott Gnade.

„Ton tweten: Wahr di vör den neemodſchen Kram! Wo din Vader und Grotvader ſin Hot hangen hett, dor hang dinen ok hen! Du weeßt, et kummt jümmer wat Nee's up, abers nich faken[2] wat Godes.

„Ton drütten, und dat is de Hauptſak: Vergitt unſen Herrgott nich; denn vergitt he di und den Lohhoff ok nich. Du weeßt ja, wat öwer unſe Miſſendör ſchrewen ſteiht: An Gottes Segen iſt alles gelegen!"

Vater Lohmann merkte ſelbſt, daß ſeine Vermahnung mit ihren drei Teilen und Bibelworten etwas wie eine Predigt geworden war. Darum ſchloß er mit Amen. Es war ein zuverſichtlich gewiſſes Amen. Ja, ja, es ſollte alſo geſchehen. Hinrich war ja ein vernünftiger Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck

---

1 reell. 2 oft.

hatte. Wenn ihm da draußen in der Welt vielleicht etwas angeflogen war, was zu der guten Lüneburger Bauernart nicht paßte, so würde ſich das ſchon verlieren, jetzt, wo er wieder alle vierzehn Tage regelmäßig zur Kirche kam, wo die feſtgefügte Sitte des Lohhofes ihn wieder umhegte und die Eltern ihm mit gutem Beiſpiel vorangingen. Und eine gute, tüchtige Frau würde dann auch wohl bald das Ihre tun, Hinrich in rechter Bauernart feſtzulegen. —

Welche mochte es wohl werden?

Auf den elf Vollhöfen der Gemeinde, die dafür in Betracht kamen, ſaßen etwa acht Mädchen, die den Jahren nach ſo ungefähr zu Hinrich paſſen mochten. Drei von dieſen waren wegen zu naher Verwandtſchaft mit Lohmanns nicht gerade erwünſcht. Blieben noch fünf. Von dieſen war eine etwas „weitläufig“[1], eine andere hatte den Fehler, „in die Kuhle zu pedden“[2]. Kurz, wenn Vater und Mutter alles richtig überlegten, Mitgift, Tüchtigkeit, Alter und Äußeres — „denn bi junge Lüe will dat Og' ok wat hewwen“ —, ſo blieb doch eigentlich nur eine einzige übrig, Hinkens Gretſchen vom Dierkshof. Lohmanns beſchloſſen, den freundſchaftlichen Verkehr mit dem Dierkshof in der nächſten Zeit recht zu pflegen. Dann würde die Sache ſich

---

1 leichtſinnig. — 2 hinken, kurz treten.

allmählich ſchon von ſelbſt machen, und Eile hatte es ja nicht. Marie, das Neſthäkchen, ging noch in die Schule, und Vater Lohmann war noch zu jung und rüſtig, als daß er wünſchen konnte, den Hof ſchon gar zu bald abzugeben.

* * *

Früh zog in dieſem Jahre der Winter ins Land und drängte die Lohhöfer in den engen Raum des Hauſes zuſammen. Der Bauer und die Frau wußten aber trefflich dafür zu ſorgen, daß es auch in der ſtillen Jahreszeit nicht an Arbeit fehlte. Die Mannsleute droſchen, flochten Bienenkörbe, ſchnitzten Wurſtſticken, ſtrickten Strümpfe, pahlten Bohnen und Erbſen aus, und was dergleichen Winterbeſchäftigung mehr iſt. Der Großknecht, der auf Freiersfüßen ging, ſchnitzte und nagelte feierabends aus den Brettchen von Zigarrenkiſten ein zierliches Kammkäſtchen für ſeine Liebſte. Die Frauensleute hechelten, ließen die Spinnräder ſchnurren und das Weberſchifflein gleiten. So ſorgten Lohmanns dafür, daß das Jungvolk nicht vor Langeweile auf Dummheiten verfiel.

Eine angenehme Abwechslung war's, als nicht lange vor Weihnachten der Sniederkorl mit der großen Brille für einige Wochen den Tiſch in der Dönze zu ſeinem Thron machte. Der wußte ſo nett zu erzählen, wie's auf den andern Höfen herging, und wurde mit Eſſen

und Trinken hochgeehrt, damit der Lohhof seinen guten Ruf behalte. Die Deerns waren während seiner Anwesenheit sehr fleißig und folgsam. Denn schon mancher hatte er einen Mann verschafft. Solche dagegen, die er nicht mochte, hatten die beste Aussicht, sitzen zu bleiben. Mutter Lohmann brachte einmal mit Umwegen das Gespräch auf den Dierkshof. Da fing Sniederkorl gleich von Gretschen an, der er ein Zeugnis Nr. I. ausstellte. Nächstens käme er wieder dahin, fügte er hinzu, diskret lächelnd, als wollte er sagen: „Stehe zu Diensten.“ Aber einen Auftrag wollte Mutter Lohmann ihm denn doch noch nicht mitgeben.

Als Sniederkorl seinen stolzen Thron verlassen hatte, nahm der kleine krumme Schosterchristoffer auf einem bescheidenen Schemel Platz. Das junge Volk lachte über ihn, weil seine Augen unter den buschigen Brauen weg immer so verwundert in diese närrische Welt hineinschauten. Aber Vater Lohmann hatte ihn gern und hörte ihm aufmerksam zu. Er war in der Bibel gut bewandert und wußte vor allem aus der Offenbarung Johannis genau, wie es in den letzten Zeiten zugehen würde.

Und dann kam das liebe Weihnachtsfest. Lange hatte Hinrich in den tiefverschneiten Loher Büschen gesucht, bis er ein Bäumchen fand, das ihm gefiel. Als die Besucher der

Chriſtveſper von Wiechel zurück waren, erſtrahlte es im Glanz der Kerzen und im Schmuck der Papierroſen, Zuckerkringel, Äpfel und Nüſſe, und die ſtillfrohe Hausgemeinde ſang: „Freue, freue dich, o Chriſtenheit.“ Unter dem Tannenbaum ſtand auch ein armes Häuslingskind, das Lohmanns erſt kürzlich zu ſich genommen hatten. Es war ein ſcheues, verſchüchtertes Ding; denn es hatte die Mutter langſam hinſiechen und vor drei Wochen ſchwer ſterben ſehen. Heute abend war in ſeinen umränderten, trüben Äuglein ein ſtilles Leuchten, es ſah bald auf den Lichterglanz und dann wieder den Großen auf den Mund, wie ſie ſangen, und bei dem dritten Verſe ſang es ſelber mit: „Feue, feue dich, o Tiſſenheit.“ Und ſo ſang es die Feſttage über, und die nächſten Wochen, und den ganzen Winter, faſt bis Oſtern hin, und erſang ſich helle Augen und ein fröhliches Herz.

Und keinem im Hauſe wurde es zu viel dieſes Lied der Freude von den Lippen des kleinen Mädchens. Es paßte zu dieſem Winter, in dem nichts das warme Nachleuchten des Weihnachtsfeſtes ſtörte. Der einſame Hof an der Werle hatte eine ſtille, frohe Zeit. Die Menſchen, die da in der großen Stube um den warmen Ofen ſaßen, waren miteinander zufrieden, die Eltern mit den Kindern, die Herrſchaften mit den Dienſtboten und umgekehrt.

Vor allem waren Vater und Mutter Lohmann darüber glücklich, daß ihr Hinrich ſich ſo gut wieder mit ihnen einlebte. Die Kraftausdrücke, die er vom Kaſernenhof und aus der Reitbahn mitgebracht hatte, waren faſt ganz verſchwunden. Eigentlich merkte man's nur noch an dem militäriſchen „Jawoll" und der immer mehr verſchießenden Ulanenmütze, daß der Junge jemals etwas anderes geweſen war als Hausſohn des Lohhofes.

Zweites Kapitel.

Der Winter rüſtete zum Abſchied und keiner auf Lohhof nötigte ihn zum Verweilen, ſo gern man ſein Kommen einſt geſehen hatte. Dieſer hergeſuchte Pulkram am warmen Ofen war auf die Dauer doch unerträglich, das Blut wurde dick davon. Nein, da draußen ſich den friſchen Frühjahrswind um die Naſe wehen laſſen, der ſo jugendherb über die Heide ſtürmt, die am Ofen eingeroſteten Glieder rühren und die ſtarken Knochen gebrauchen, das iſt Leben, dabei kreiſt das Blut, dabei ſchmeckt das Pökelfleiſch beſſer als das friſch geſchlachtete im Winter bei dem Faulenzen.

Nach dem ruhigen Winter brachte der Frühling um ſo mehr Unruhe. Nicht nur die glückſelige Unruhe, die mit all dem neuen Werden in jedem Jahre verbunden iſt, ſondern dazu noch eine andersartige, die glücklicherweiſe nur jedes fünfte Jahr die ſtille Heide bewegt. Die Reichstagswahlen ſtanden vor der Tür.

Früher hatte man ſich aus dieſen in der

Gemeinde Wiechel wenig gemacht. Wer Zeit und Luſt hatte, trat am Wahltag in des Wiecheler Gaſtwirts Cord Stallbom Entreezimmer an die weiße Suppenterrine, um ſeinen Zettel hineinzuwerfen. Daß der adelige Rittergutsbeſitzer, der im Wahlkreiſe anſäſſig war und treu zur welfiſchen Sache hielt, gewählt wurde, war ſelbſtverſtändlich. Aber die Zeiten ändern ſich, auch in dem Lande der Heide und der Hünengräber. Das letzte Mal hatte der alte Abgeordnete mit ſeinem national-liberalen Gegenkandidaten in der Stichwahl ringen müſſen und war ſchließlich nur mit einigen hundert Stimmen Mehrheit in den Reichstag eingezogen. Nicht nur in den Städten, auch auf dem platten Lande waren nicht wenige Wähler fahnenflüchtig geworden. Sollte der gefährdete Wahlkreis gehalten werden, ſo mußte etwas Beſonderes geſchehen, um die Schläfrigen aufzurütteln und die Lauen anzufeuern. Lohmann berief alſo als Vertrauensmann der welfiſchen Partei eine Wählerverſammlung bei Cord Stallbom in Wiechel und erbat ſich dafür einen tüchtigen Redner aus Hannover. Er ſelbſt holte den Mann vom Bahnhof ab, bewirtete ihn in ſeinem Hauſe aufs beſte, und begab ſich am Abend mit ihm nach Wiechel. Hinrich mußte fahren und ſollte auch an der Verſammlung teilnehmen. Er war zwar noch nicht wahlberechtigt, aber der Vater hielt

es für gut, daß er einmal aus berufenem Munde eine Rede hörte, die ihm vielleicht die von der Ulanenzeit leider immer noch gebliebenen preußiſchen Nucken vertreiben konnte.

Als die drei in den Verſammlungsſaal traten, war dieſer faſt bis auf den letzten Platz gefüllt.

An einem langen Tiſche ſaßen die Großbauern der Vollhöfe von eintauſend Morgen und darüber, ſtattliche Männer, meiſt bartlos mit breiten, offenen, treuherzigen Geſichtern. Was einſt in grauer Vorzeit, wenn das Heerhorn über die Heide klang, ihre Väter von den einſamen Höfen rief, das hat ſie auch heute abend hier zuſammengeführt, die altſächſiſche Gefolgſchaftstreue. Als der Landrat des Kreiſes aus ſeiner öſtlichen Heimat in die Heide kam, hatte er ſich öfters entrüſtet über bäueriſche Dickköpfigkeit und Hartnäckigkeit ausgeſprochen. Jetzt hat er längſt eingeſehen, daß es dieſen Männern denn doch etwas tiefer ſitzt, als im Kopf und im Nacken, nämlich im Herzen und im Blute. — Die Kötner, Handwerker und Häuslinge hatten ihre eigenen Tiſche. Die Pfeifen qualmten, und Cord Stallbom lief mit ſeinen Biergläſern geſchäftig hin und her.

Eben ſchickte Lohmann ſich an, die Verſammlung zu eröffnen, als zwei ſtädtiſch gekleidete Männer in den Saal traten und ſich

nach vorn arbeiteten. „De Delmsloher," raunte jemand dem Bauern zu. Ja, der war's und der kleine Mann an ſeiner Seite war natürlich ſo ein liberaler Wanderapoſtel, den ſein Nachbar beſtellt hatte, um hier heute abend Unkraut zwiſchen den Weizen zu ſäen. Lohmann warf den beiden einen feindſeligen Blick zu.

Durch Zuruf zum Leiter der Verſammlung gewählt, richtete er einige Begrüßungsworte an die Getreuen:

„Lieben Landsleute!

Es iſt nu ſo weit, daß wir wieder einen Mann wählen müſſen für'n Reichstag. Es muß ein Mann ſein, der eintritt für Recht und Gerechtigkeit und den Berlinern mal ordentlich die Wahrheit ſagt. Und dann muß es einer ſein, der ſelbſten Landwirt iſt und weiß, wo uns Bauern der Schuh drückt. So'n Mann, das weiß ich und das wißt ihr alle, iſt unſer alter Abgeordneter, und darum müſſen wir ihn wieder wählen. Liebe Landsleute, die Liberalen ſchreiben ſich die Finger krumm, und was die Demokraten ſind, die alles teilen wollen, haben letzten Sonntag hier in Wiechel ihre Lügenzettel während der Kirchzeit unter jede Tür durchgeſteckt. Aber ich meine man, die müſſen ſich andertwegen Dumme ſuchen. Wir wiſſen, was wir wollen. Und wenn's einer noch nicht weiß, denn ſoll's ihm dieſer Herr aus Hannover heute

abend ſagen. Bitte, nun fangen Sie man an!“ ſchloß er, ſeinem neben ihm ſitzenden Gaſte die Hand auf die Schulter legend.

Dieſer ſtand auf, ließ ſeine Augen über die große Verſammlung ſchweifen und begann zu reden von einem Blümlein, das ſehr ſelten geworden ſei auf Erden. Das Blümlein heiße die Treue. Aber in dem Lande, wo die Heide ſo ſchön blühe, da ſei dieſes ſeltene Blümlein noch zu finden, da blühe es in viel tauſend Herzen. Freilich das Unglücksjahr 1866 habe dieſe Saat ja vernichten wollen, aber es ſei ihm nicht gelungen, wenn es ſonſt auch viel Gutes vernichtet hätte. Und nun ging's über das Jahr 66 her. Daß die Sozialdemokratie immer mehr zunähme, daß die Militärlaſten und andere Steuern immer ſchwerer drückten, daß die Dienſtboten immer höhere Löhne forderten und immer weniger dafür tun wollten, daß ſo viele den Unterſchied zwiſchen Mein und Dein nicht mehr kennten und die Religion im Volke immer mehr abnähme, dieſes alles und noch vieles andere käme direkt oder indirekt von dem Unrecht des Jahres 66, und eine Beſſerung könnte nur eintreten, wenn dieſes Unrecht geſühnt würde. Und darauf immer wieder vor Kaiſer und Reich hinzuweiſen, würden die welfiſchen Abgeordneten nicht müde, und auch der hochverehrte Abgeordnete dieſes Wahlkreiſes habe

darin treu ſeine Schuldigkeit getan. Darum müſſe jeder treue deutſche und niederſächſiſche Mann ihm wieder ſeine Stimme geben. Und keiner dürfe zu Hauſe bleiben, die alte Sachſentreue, die ſich bei Waterloo und Langenſalza bewährt habe, müſſe ſich auch am Wahltage zeigen.

Die Bauern ſahen voll Bewunderung auf den hünenhaften Mann, der mit volkstümlicher Kraft ſprach, die bäuerlichen Verhältniſſe genau kannte und manche Urväterweisheit in plattdeutſchem Spruch und Kernwort in ſeine Rede einwob. Je ſchwerfälliger ſie ſelbſt in der Rede waren, um ſo mehr bewunderten ſie den Mann, der ſolche „barbarſche Utgaw“ hatte. Als der Redner ſich ſetzte, erſchallten aber doch nur einzelne Bravos. Dem gemeſſenen Weſen dieſer Verſammlung entſprach es nicht, wüſt durcheinander zu ſchreien. Aber die Art, wie ſie ihre vom Redeſtrom ausgelöſchten Pfeifen ausklopften, von neuem füllten und in Brand ſetzten, zeigte deutlich genug, daß der Mann ihnen aus dem Herzen geſprochen hatte.

Hofbeſitzer Lohmann dankte dem Redner, der ſich die dicken Schweißtropfen von der Stirne wiſchte, und machte Anſtalt, mit ein paar Worten die Verſammlung zu ſchließen. Da aber flog der kleine Mann mit den funkelnden Äuglein hinter den blanken Brillengläſern, der mit dem

Delmsloher gekommen war, in die Höhe und rief mit helltönender Stimme durch den Saal „Ich bitte ums Wort.“ Lohmann erteilte es ihm. Jetzt war er nicht mehr bange. Gegen seinen Redner, dessen Worte so durchgeschlagen hatten, kam das Männchen sicher nicht auf. Die Bauern sahen mit unverhohlener Geringschätzung auf den Brillenmann und pafften, was die Stummelpfeifen hergeben wollten.

„Meine Herren,“ begann der Kleine mit seiner scharfen, hellen Stimme, „der geehrte Herr Vorredner hat die unheilvollen Folgen des Jahres 66 auf allen Gebieten des politischen wirtschaftlichen und sittlichen Lebens, ich will nicht sagen nachgewiesen, aber doch behauptet, Ich für mein Teil bin der Meinung, daß wir von dem Standpunkt jenes Herrn in der Feststellung solcher üblen Folgen noch viel, viel weiter gehen müssen. Ich erlaube mir daher, seine Ausführungen, die den Beifall dieser ansehnlichen Versammlung gefunden haben, noch in einigen Stücken zu ergänzen.

„Meine Herren, als ich heute nachmittag von Ihrem Bahnhof zu Ihnen fuhr, sah ich auf der Straße drei Männer um ein ausgemästetes Kalb sich bemühen, das nicht vorwärts wollte und auch nicht rückwärts. Da mußte ich an meine Jugend denken. Wir hatten ein kleines Gut vor Hannover, und ein einziger

Mann konnte bequem unſere Kälber in die Stadt zum Schlachter treiben. Das aber war vor 66. Iſt da der Schluß nicht zwingend, daß eben in dieſem böſen Jahre, das ſo viel Unheil angerichtet hat, der unheilvolle Geiſt der Störrigkeit und Widerſetzlichkeit in die Kälber gefahren iſt?“

Lohmann ließ ſeine Augen über die Verſammlung gleiten. Die Bauern machten lange Geſichter und ſahen ſich verdutzt an. Einige Handwerker und kleine Geſchäftsleute im Hintergrunde des Saales grienten. Und ſein Hinrich, der infame Bengel, lachte mit dem ganzen Geſicht und tuſchelte mit ſeinem Nachbar. Er mußte wohl einen Witz gemacht haben, denn jetzt lachten beide.

Der Redner fuhr inzwiſchen fort.

„Als Junge, auf unſerem väterlichen Gute, mußte ich jeden nachmittag die Eier zuſammen ſuchen. Nichts war leichter als das. Die Hühner legten eben, wie ſich das für ein ordentliches hannoverſches Landhuhn gehört, in die Neſter, die wir ihnen angewieſen hatten. Und das war, ich muß das wieder ausdrücklich bemerken, vor 66. Und denken Sie ſich, als ich heute nachmittag mit meinem verehrten Gaſtgeber, Herrn Gutsbeſitzer Riewitz, in Delmsloh über den Hof gehe, kommt der Hofjunge auf uns zugeſprungen und hat in ſeiner Mütze elf

Eier und verlangt für jedes einen Pfennig; denn den hatte ſein Herr ihm verſprochen für jedes von ihm gefundene Ei, das die Hühner in die Neſſeln, in den Buſch oder auf den Düngerhaufen gelegt hätten. Denken Sie doch bloß zurück, meine Herren, von ſolcher Pflichtvergeſſenheit hat man vor 66 nicht gehört. Und ich muß beſonders betonen, nicht nur die Hühner, die Herr Riewitz ſich aus dem Altpreußiſchen mitgebracht hat, auch die guten alten hannoverſchen Landhühner fröhnen jetzt dieſer verdrießlichen Untugend.“ —

Der Vorſitzende ſah, daß ſich um mehrere Geſichter ein Schmunzeln gelegt hatte, und die Verſammlung war ganz Ohr. Sogar der alte Schimmelwillem, der ſeit Jahrzehnten keine Predigt mehr durchwacht hatte, machte gralle Augen und hörte niepe zu. Der Hinrich war doch noch ein rechter Kindskopf! Was hatte der bei ſo ernſten Verhandlungen nur immer zu lachen!

„Als Junge, meine Herren,“ fuhr der Redner fort, ſeine Brillengläſer putzend und mit den fenſterloſen Augen in die horchende Verſammlung hineinplierend, „mochte ich leidenſchaftlich gern reiten. Wir hatten ein gutes, frommes Tier althannoverſcher Raſſe, das ſeines Weges ging Schritt vor Schritt. Ich könnte darauf ſchwören, daß der Braune in ſeinem ganzen Leben — er iſt mit achtundzwanzig

Jahren eines geruhigen und natürlichen Todes geſtorben — auch keine Sekunde lang den ſchwarzen Gedanken gehabt hat, ſeinen Reiter einmal in den Sand zu ſetzen. Nun bin ich da neulich mit meinem Jüngſten auf dem Gut eines Freundes zu Beſuch, der ſich juſt ein Pferd oſtpreußiſcher Abkunft zugelegt hat, und der Junge will denn doch auch einmal reiten. Nun denken Sie ſich, kaum ſitzt der oben, bäumt ſich das Vieſt auf, pielgerade wie'n Laternenpfahl, mein Junge fliegt im großen Bogen durch die Luft, und pardauz liegt er in — na wiſſen Sie, es hatte geregnet und der Düngerhaufen war nicht ganz fern. Und der preuß'ſche Racker — ja, dar geiht he hen, ſmitt de Been dör de Luft und makt hihihi. So 'ne vermuckte Art ſtickt'r eben in, in düſſe ſapperlotſchen Preußen." . . .

Die ganze Verſammlung lachte. Nur der Vorſitzende nicht. Dem war die Zornesader auf der Stirn geſchwollen, und ſtürmiſch bewegte er die Klingel. Als ſie nicht durchdrang, ſchlug er mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Biergläſer tanzten, und donnerte: Ruhe! in den Saal. Das half. Das Lachen verſtummte. Und nun ſagte er mit bebender Stimme: „Ick mutt vör Gewalt bidden, dat wi hier irnſthaftig bliewt. Dat is hier keen Poppenſpell und wi ſünd keene Kindsköppe! Markt jo dat! Und Ihnen," ſo wandte er ſich jetzt an den

Redner, der ruhig eine Pauſe gemacht hatte und ſeine Brille putzte, „muß ich erſuchen, uns nicht mit Ihre Dönekens aufzuhalten. Entweder Sie reden zur Sache, oder ich ſchneide Ihnen das Wort ab. Verſtanden?“

„Na, denn Scherz beiſeite,“ fing dieſer wieder an. „Meine Herren! Ich wollte nur zeigen, wohin wir kommen, wenn wir nach dem Rezept des erſten Redners das Jahr 66 zum Sündenbock für alles machen, was uns nicht gefällt. Es iſt ja bequem zu ſagen: Das Böſe, das ſich nach 66 zeigt, kommt von 66. Aber das geht wirklich nicht. Die Schäden und Mißſtände, die ich mit Ihnen beklage, haben wirklich noch andere und tiefer liegende Urſachen, und es hilft wirklich nichts, immer nur das alte Lied zu ſingen: ‚Stellt das Königreich Hannover wieder her, und alles iſt wieder gut!‘ Die ſogenannte ‚gute alte Zeit‘, deren Mängel und Schäden wir nur vergeſſen haben, kommt doch niemals wieder. Es gilt, ſich in der böſen neuen Zeit ſo gut einzurichten, wie es eben geht, und dazu will auch der Kandidat der national-liberalen Partei, deſſen Wahl ich Ihnen empfehlen möchte, an ſeinem Teile beitragen.“

Der Redner führte einige Punkte des Programms ſeiner Partei des weiteren aus und ſchloß dann: „Meine Herren, ich rechne nicht darauf, daß ich Gehör finde bei den Alten, die

nur an Waterloo und Langenſalza denken. Aber es ſind auch ſolche hier, die bei Gravelotte und Sedan Blut und Leben für die deutſche Einheit eingeſetzt haben. Es ſind viele hier — ich ſehe das ſchon an den Geſichtern — die des Königs Rock getragen und zu ſeiner Fahne geſchworen haben, und, wenn das Vaterland ruft, ſind ſie jeden Augenblick bereit, mit Leben und Blut das zu verteidigen und zu erhalten, was auf den blutigen Feldern von Gravelotte und Sedan errungen iſt. Und allen dieſen rufe ich zu, der jungen Generation des alten treuen Niederſachſenſtammes, bei der das Blümlein Treue nicht verblüht und verwelkt iſt, euch deutſchen Brüdern niederſächſiſchen Stammes rufe ich zu: Mit Gott für König und Vaterland, mit Gott für Kaiſer und Reich! Allezeit — auch am Tage der Wahl! — treu bereit, für des Reiches Herrlichkeit!“

Die Verſammlung verharrte in eiſigem Schweigen. Nur der Delmsloher Gutsbeſitzer rief laut Bravo, und halblaut kam es aus der Ecke, wo die Handwerker ſaßen. Einige Bauern ſahen dorthin, um ſich den Mann, der von ihnen leben wollte und ſich derartiges herausnahm, zu merken. Aber der hatte ſich, über ſeine Kühnheit ſelbſt erſchrocken, ſchnell hinter einem breiten Rücken verſteckt.

Der erſte Redner nahm noch einmal das

Wort, aber man hörte nicht mehr recht hin. Der dicke Tabaksqualm hatte ſich ſchwer auf die Lungen gelegt, und es war die Stunde, die ſonſt den Lüneburger Bauern ſchon längſt im Bett findet. Lohmann ſchloß die Verſammlung mit der Bitte, es ſollte ſich nur keiner den Kopf verdrehen laſſen. Die Jungen müßten den Alten folgen, aber nicht einem Dönekenserzähler und Glattſchnacker, der nur den Frieden zwiſchen Alten und Jungen ſtören wollte.

Lohmanns Parteifreund wollte von der nahen Station Elldingen den letzten Zug nach Hannover benutzen. Nachdem der Bauer ſich mit Dank von ihm verabſchiedet und noch einmal ſeine Hoffnung auf einen guten Ausfall der Wahl ausgedrückt hatte, ſtieg er zu Hinrich, der inzwiſchen angeſpannt hatte, auf den Bock, und die beiden fuhren davon.

Als ſie Wiechel im Rücken hatten, ſagte der Vater: „Segg mal, min Jung, wat harrſt du vanabend jümmer to lachen?“

„Och Vader,“ entſchuldigte ſich dieſer, „dat wör'n verdullten Keerl, he makte ſin Rede gar to ſpaßig.“

„'n utwuſſen Minſchen,“ ſagte Vater Lohmann kopfſchüttelnd, „lacht öwer ſökke fule Witze nich. Du könnſt bi lüttjen ok woll drög achter de Ohren wän.“

Hinrich ſchwieg, wie er immer tat, wenn

ſein Vater ihn zu vernünftigem, geſetztem Weſen ermahnte.

Nach einer Weile ſagte er: „Vader, dröw ick di mal wat fragen?“

„Man to!“ wurde er ermutigt.

„Glöwſt du würklich, dat all dat Slechte van dat ene Johr ſößunſößtig herkummt?“

Der Alte fuhr ſich mit der Hand an die Stirn, ſann eine Weile und ſagte dann: „Min Söhn, wi wöt de Sak mal öllich tohopen dörnehmen. Segg, heſt du all mal van dat Johr achtunveertig hört?“

„Achtunveertig . . ?“ wiederholte Hinrich. „Och ja, ick erinner' mi. In Hannover harr ick'n Kameraden, de hett mi vertellt, in düt Johr harr ſick de Minſchheit ehre Minſchenrechte nahmen. Und wecke harr'n ok för de Freiheit ehren Kopp laten mößt.“

„Djunge!“ rief der Alte beſtürzt, „weeßt du, wat din Kamerad för een wän is?“

„Wat denn!“ fragte Hinrich ruhig.

„Dat is'n ganz Roden wän,“ ſagte Lohmann ernſt, „'n Demokraten van de ſlimmſte Sorte. Heſt du väl Ümgang mit em hatt?“

„Och ja,“ meinte der Sohn gelaſſen, „he wör'n ganz umgänglichen Minſchen und'n toverläſſigen Kamerad.“

„Djunge, Djunge!“ ſagte der Alte erregt, „wat heſt du för Verſökungen dörmaken mößt!“

„Och nee, Vader," nahm Hinrich ſeinen Kameraden in Schutz, „he föhrte'n ganz anſtännig Lewen."

„Denn wör he ener van de Wölfe, die in Schafskleidern zu uns kommen," erklärte der Vater. „Hör to, ick will di ſeggen, wat dat mit achtunveertig up ſick harr. Dat wör dat ‚dulle Johr'. Da wullen unſe Demokraten de Franzoſen, de dat all faken makt harrn, dat nahmaken und unſen König, unſen angeſtammten Herrn, de von Gottes Gnaden up ſinen Thron ſeet, darvon ſtöten. Verſteihſt du?"

„Jawoll, Vader . . . Is jüm dat denn glückt?"

„Och nee, Jung. De harr ſin true Soldaten, wo he ſick up verlaten künn. Aber hör to! Düt wör de erſte Revolutſchon. De güng van de ſlechten Lüe in unſen Lanne ut. Aber denn köm dat Johr ſößunſößtig. Dat wör de twete Revolutſchon. De güng van unſen ſlechten Nahwer, den Preuß, ut. Verſteihſte mi?"

„Jawoll . . . Aber meenſt du würklich, dat de ol Willem, de ol gode Kaiſer Willem, Revolutſchon makt hett?" fragte Hinrich etwas ungläubig.

„Jea, dat wör ſo wied woll'n olen goden Mann, und de hett dat ok gor nich wollt. Abers he harr enen bi ſick, de wör den Dübel van

de Schuwkar fullen, und de hett em toleſt darto beſnackt . . . Bismarck.“

Die Art, wie Lohmann dieſen Namen zwiſchen den Zähnen hervorſtieß, verriet, daß er gegen dieſen Mann einen glühenden Haß hatte.

„Düſſe Bismarck, de hett unſen goden, blinden König affſett und dat angeſtammte Fürſtenhus ut'n Lanne rutſmäten. Wat de lüttjen Revolutſchoners von achtunveertig nich ferdig krägen hewwt, dat hett düſſe grote Revolutſchoner von ſößunſößtig toſtanne brocht, to de grötſte Freude van de Lüttjen, de ſick achtunveertig verkrepen möſſen. Und nu revolutſchonert dat ſo wieder. So as Bismarck unſen König affſett hett, ſo wöt de Demokraten dat nu ok mit de annern maken. Wat den enen recht is, dat is den annern billig, meent ſe. Und mit düſſen Revolutſchonsgeiſt, de Gott und Minſchen nich mehr hören will, hangt all dat Slechte in de Welt tohopen. De makt de Arbeiters rebellſch, und de Deenſten[1], ja in wekke Hüſer ok all de Kinner gegen ehre Öllern. Gott ſchall uns davör bewohren! Ja, min Jung, du kannſt drieſt glöwen, de Mann harr vanabend ganz recht, dat Johr ſößunſößtig, und de Minſch, de de böſe Geiſt van düt Johr wän is, de hewwt väl, väl up'n Gewäten.“

---

1 Dienſtboten.

„Aber Vader," gab Hinrich zu bedenken, „nah de twee ſlimmen Johren hewwt wi doch ok twee gode Johren hatt: ſömtig und eenunſömtig."

„Och ja, dat wör ja ganz god, dat de utverſchamte Franzmann, de dat Revolutſchonern toerſt in de Welt brocht harr, mal öllich wat up't Ledder krägen hett . . ."

„Und dat wi nu dat grote ſtarke Dütſche Riek hewwt," ergänzte Hinrich. „Du heſt ja nich väl for Bismarcken öwer, aber dat glöw ick doch, dat de Mann ſine Finger dor ok mang hatt hett. Unſe Leutnant ſä mal in de Inſtruckſchon: ‚Otto von Bismarck war des deutſchen Reiches Schmied.'"

„Schönen Smed!" lachte der Alte höhniſch auf. „Erſt hett he allens twei ſlan, ja, und dann hett he dat ſo'n bäten wedder tohopen flickt."

„Jawoll, ſo ungefähr ſä de Leutnant ok," ſagte Hinrich. „He harr den olen dütſchen Bund erſt twei ſlan mößt, darum datt de wecken Stücke in dat Riek nicht paßt harrn, Öſtriek nich und dat Welfenhus nich . . ."

Der Alte rief erregt dazwiſchen: „De Welfen ſünd jümmer gode Dütſche wän."

„Ick weet dat ja nich," fuhr Hinrich unbeirrt fort, „aber de Leutnant ſä, all van Heinrich den Löwen an harrn ſe jümmer gegen

Kaiſer und Reich ſtrewt, und Bismarck harr deshalw bi gode Gelegenheit de Sak'n Enne makt, und ſo harr he eenunſömtig unſe ſchöne, grote Dütſche Riek tohopen ſmäen könnt."

„Wenn du up ſo'n Leutnant hören wullt, de dat nabäen mutt, wat em vorbäet is, denn man to!" ſagte der Alte, ſich abwendend.

„Ick ſegg jo nich, dat ick up em hören do. Ick ſegg ja man blot, wat de Leutnant ſeggt hett," ſagte Hinrich ruhig.

Hinter ihnen wurde das Rollen eines Wagens hörbar. Sie wandten ſich zugleich um, und der Vater brummte: „De Delmsloher is us up de Hacken."

Der Kutſcher des Landauers gab durch einen Pfiff zu erkennen, daß er vorbeifahren wollte. Aber das litt Hinrichs Fuhrmannsehre nicht. Er ſchwang die Peitſche und ließ ſeine Braunen ſcharf traben. Schnell blieben die Schimmel des Delmslohers, die jetzt im Schritt gingen, hinter ihnen zurück.

Aber bald waren ſie den Lohmannſchen Braunen wieder auf den Ferſen, und nun gab es ein regelrechtes Wettfahren. Pudel und Lieſe hielten ſich wacker und galoppierten mächtig dahin. Aber auf die Dauer konnten ſie es mit den Delmsloher Vollblütern nicht aufnehmen. Als dieſe auf dem Sommerwege ſich mit ihnen auf gleicher Höhe befanden und Hinrich mit

einem ſcharfen Peitſchenſchlag noch einen letzten Verſuch machen wollte, wieder einen Vorſprung zu gewinnen, fiel der Alte ihm in den Arm, und das nachbarliche Geſpann flog vorüber. „Peerſchinner!“ rief Lohmann ihm nach.

„Och Vader,“ ſagte Hinrich ärgerlich, „för ſökke Peer is dat nix. Wenn wi uns erſt mal junge Peer anſchafft . . .“

„Dat hett noch gode Tied, und denn nehmt wi wedder kolen Slag, de öllich den Meßwagen[1] rieten könnt,“ ergänzte der Vater. „Luxuspeer kann de Herr Godsbeſitter ſick leiſten, wi bliewt bi unſe Buernpeer.“

Hinrich biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

Nach einer Weile ſagte er mißmutig: „Vader, wenn de Nahwer uns man ok in annere Saken nich vörbi kummt.“

„Wo meenſt du dat?“ fragte der Vater.

„Oh, he is iwrig bi dat Upforſten, und dat Drainieren . . .“

„Nu ſwieg aber rein ſtill, wenn du mi nich vertören wullt!“ unterbrach ſcharf der Vater. „Wer van uns beiden am wiedſten kummt, dat mutt de Tied utwieſen. De Hauptſak is erſt mal, dat wi em in düſſe Wahlgeſchichte vörbi kamt. Und dor twiewel' ick gor nich an. He ſchall Ogen maken, wenn wi de Stimmen tellt.

---

1 Düngerwagen.

He kennt unſe Ort Lüe man noch nich. De latet ſick von ſo enen und ſinen Witzemaker nich klok maken.“

Hinrich ſchwieg. Als ſie auf den Hof fuhren, nahm der Alte noch einmal das Wort: „Hinrich, ick bidd di, vergitt, wat de Demokratenbengel und de gröne Leutnant di vörſnackt hewwt, und hol di an dat, wat din ole Vader, de dat allens mit belewt hett, di ut truen Harten ſeggt hett. Glöw mi, min gode Jung, dat Beſte up de Welt, dat is de Treue. Wenn de uphört, denn geiht de Welt ünner.“

Hinrich ſagte Brr; denn ſie waren vor dem Miſſentor angelangt.

* * *

Die Hauptwahl machte eine Stichwahl zwiſchen dem Welfen und dem Nationalliberalen notwendig, wie ja zu erwarten war. Das überraſchte Lohmann, der als Vertrauensmann ſeiner Partei dem Wahlkomitee angehörte, nicht. Aber wie war es nur möglich, daß in Wiechel die Zahl der liberalen Stimmen von vieren bei der letzten Wahl auf zwölf ſteigen konnte! Und woher in aller Welt mochten die dre ſozialdemokratiſchen Stimmen kommen, die ſich heute zum erſtenmal in Cord Stallboms Suppenterrine fanden? Lohmann kannte die Wähler ja alle perſönlich. Es waren ohne Ausnahme Männer, die zur Kirche und zum heiligen Abend-

mahl gingen. Das letzte Mal hatten die drei gewiß noch liberal gewählt. Ja, es ging ganz ſo, wie er immer geſagt hatte. Wer einmal auf die ſchiefe Ebene gerät, der rutſcht auch bis ans Ende: erſt liberal, dann freiſinnig, dann Sozialdemokrat, und endlich Anarchiſt.

Und nun kam der entſcheidende Tag der Stichwahl. Es war ein wunderholder Junitag, und jammerſchade, lange Stunden in Stallboms Entreezimmer zu ſitzen. Aber was half's, die Pflicht gebot. Zur Rechten des wahlleitenden Vorſtehers von Wiechel ſaß Vater Lohmann im enggeſchloſſenen Bauernwamms mit Hornknöpfen, zur Linken der Delmsloher Nachbar mit weißem Kummherut[1] und buntem Schlips, ſeinen wohlgepflegten Bart ſtreichend. Die Beteiligung war faſt um ein Viertel ſtärker als bei der Hauptwahl. Der Landſturm war aufgeboten. Gichtiſche und gebrechliche Urgroßväter, die in irgend einem Altenteilerſtübchen auf Freund Hein warteten, waren auf Wagen herangefahren und quälten ſich ſtöhnend an die Wahlurne. Wenn ſie ihrer Pflicht genügt hatten, huſchte die Freude über ihre verfallenen Züge. Ein hoher Neunziger, die Waterloomedaille auf der Bruſt, wankte zwiſchen zwei baumſtarken Enkelſöhnen heran. Lohmanns Geſicht leuchtete vor Freude beim

1 Vorhemd.

Anblick dieſer alten Getreuen. Solche Geſtalten hatte die Partei des Delmslohers nicht aufzuweiſen. Dem gehörten die jungen Windhunde mit den gewichſten Schnurrbärten, die hinter den Ohren noch nicht trocken waren, und die nach der Abgabe ihrer Stimmzettel, ſtatt ordentlich wieder an die Arbeit zu gehen, in der Gaſtſtube ſitzen blieben und klug ſchnackten.

Endlich, endlich konnte die Wahl geſchloſſen und die Zählung der Stimmen vorgenommen werden. Als das Reſultat feſtgeſtellt war, warf Lohmann dem Delmsloher Nachbarn einen triumphierenden Blick zu. Sein Mann hatte einhundertachtunddreißig Stimmen erhalten, die Zahl der liberalen Stimmen war von zwölf auf zehn zurückgegangen. Ja, in der Heide gab's nicht viele, die ſich von ſo einem preußiſchen Ökonomen klug machen ließen. Wenn man auch an anderen Orten halbwegs ſeine Schuldigkeit getan hatte, blieb der Wahlkreis der guten Sache erhalten.

Lohmann blieb den Abend über in Wiechel, um über den Ausfall der Wahl noch etwas zu erfahren. Er verwandte die Zeit auf einige Beſorgungen und Beſuche. Als er gegen zehn Uhr wieder bei Stallbom eintrat, machte der Poſtverwalter eben die telephoniſch übermittelten Wahlergebniſſe aus den Hauptorten des Bezirks bekannt. Der Nationalliberale hatte danach einen

weiten Vorſprung, und dieſer war nur einzuholen, wenn die noch fehlenden kleineren ländlichen Bezirke wie ein Mann zu dem Welfen ſtanden, was natürlich nicht zu erwarten war. Lohmann griff ſich an den Kopf. Er hatte das Gefühl, als ob darin etwas zerſpränge. So war doch alle Mühe verſchwendet. Der Wahlkreis war verloren. —

Er ſehnte ſich aus dem Kreiſe der rechnenden und politiſierenden Wirtshausgäſte nach Hauſe, nach ſeinem ſtillen Hof in der Heide. So gab er Stallboms Knecht den Auftrag anzuſpannen und ging in das Entreezimmer, um einen dort eingeſtellten Korb zu holen. Auf der Schwelle bleibt er wie angewurzelt ſtehen. Am Tiſch ſitzen ſein Delmsloher Nachbar und der Wiecheler Doktor hinter ein paar dickbauchigen Sektflaſchen, offenbar in roſigſter Laune, mit fröhlich funkelnden Augen.

„Aha,“ ruft der Delmsloher, die Hand ausſtreckend, „ſchön willkommen, lieber Herr Nachbar! Wollen Sie mal in Friede und Freundſchaft einen guten Tropfen mittrinken?“ Lohmann ſieht ihn ſtumm und ſtarr an. Da kommt Herr Riewitz, das Glas in der Hand, auf ihn zu und will ſeinen Arm nehmen, um ihn an den Tiſch zu führen. Aber der Bauer reißt ſich zur Seite, daß jener von dem koſtbaren Naß einige Tropfen verſchüttet, und ſagt,

ſich zu ſeiner ganzen Höhe aufrichtend, ſtolz: „Wenn ick Schlampanjer drinken will, kann ick mi ſülwſt'n Buddel köpen. Min Hoff kann dat beter leiſten as dat God Delmsloh.“ Damit rafft er ſeinen Korb auf und verläßt ohne Gruß mit ſchweren Schritten das Zimmer. Gelächter und ein „dummer hochnäſiger Bauernklotz“ fliegen ihm nach.

Wie die Braunen traben über die mondbeleuchtete Landſtraße, vor ihnen der heimatliche Stall, im Rücken die Peitſche, die heute abend gar nicht zur Ruhe kommen will! Noch immer geht es dem Bauern nicht ſchnell genug. Der Schimpf, den man ihm angetan hat, ihn nach der Niederlage noch zu verhöhnen, brennt ihm in der Seele. Hinweg von dem Ort, wo man ihm ſo etwas zu bieten wagt!

Seitwärts von der Landſtraße taucht in dem hellen Mondlicht Delmsloh auf. Plump hebt ſich der viereckige Kaſten mit dem Turm gen Himmel; die herrlichen Eichen, die ihn einſt verbargen, ſind ja längſt zu Gelde gemacht. Der Bauer ſtreckt die geballte Fauſt gegen das Gehöft aus und murmelt: „Den Dag, wo du dat hier verlopen mußt mit'n witten Stock, will ick'n Buddel Schlampanjer drinken.“

Lohmann erreicht ſeinen Hof. Er reißt die Pferde vom Wagen und ſtößt ſie in den Stall. Dann ſtolpert er mit ſchweren Schritten

n die Schlafkammer. Seine Frau wird munter und fragt: „Na Vader, allens ferdig?“ „Ja, allens ferdig, und de Liberalen hewwt wunnen,“ ſtöhnt er und wirft einen Stiefel nach dem andern mit Krachen in die Ecke. „Abers Vader, ick bidd di, reg' di öwer ſökke Saken doch man nich ſo up!“ bat die Frau mit ſanfter Stimme. „Ja, jo Froenslüe is dat jo liekeväl, ſünd wi Hannoveraners oder ſünd wi Preußen,“ ſagte der Mann grimmig. „Aber beſte Vader, du kannſt dor doch nix an ännern. Wenn unſe Herrgott . . .“ „Fro, ick ſegg di, lat unſen Herrgott ut düt Spill,“ donnerte er. „So'n frömd Volk as unſe Nahwer dar achtern Buſch, wat ſick Godsbeſitter ſchimpt und gäle Hanſchen[1] antreckt und Schlampanjer ſuppt, dat is dar ſchuld an. Dat makt de Lüe rebellſch . . . Ton Dodargern is't . . . So'n dicknäſigen Hanswoſt, de enen denn noch ton beſten hett! . . .“

Schwer ließ er ſich ins Bett fallen. Das Abendgebet unterließ er dieſe Nacht. Seine Seele war zu voll von Grimm und Wut, als daß ſie vor ihren Herrgott hätte treten können.

Noch eine Weile hörte Mutter Lohmann, die es für das beſte hielt, zu ſchweigen, ihn brummen: „Düſſe Jeſuwiter . . düſſe Naſchonalmiſerable . . . düſſe Windhund und Suput . . .

---

1 Handſchuhe.

Bankrott maken, de Lüe verdarwen und mit'n ehrlichen Minſchen ehren Spijökel[1] driewen, dat könnt ſe, aber dat is't ok all . . ."

* * *

Hinrich, der diesmal noch nicht für das deutſche Reich zu ſorgen brauchte, hatte dieſen für ſeinen Vater ſo verdrießlich endenden Tag viel angenehmer verlebt.

Als der Vater am Morgen vom Hofe fuhr, hatte er ihm noch vom Wagen zugerufen: „Kiek ok mal nah de Immen!"

Der Loher Imker war mit der Hauptmacht ſeiner Völker in die Weſermarſch gezogen, aber einige Schwärme von Kerntruppen hatte er in der Garniſon, dem langgeſtreckten Immenzaun hinter den Loher Büſchen, zurückgelaſſen. Denn ganz ohne Honigblüten ließ der Juni auch das enge Heidetal nicht. Dieſe ſtanden unter Hinrichs Obhut.

Die Imkerpfeife mit dem Blechpüſter im Munde, den treuen Karo zur Seite, ſchlenderte er nach dem Kaffeetrinken gemächlich unter den hohen Waldbäumen dahin. Die Abweſenheit des ſtrengen Vaters, die ſtille Zeit vor der Heuernte, der leuchtende, ſingende Frühlingstag, die dampfende Pfeife, alles wirkte zuſammen, ihn in die angenehmſte Stimmung zu verſetzen.

---

1 Spott.

„Tack . . tack . . tack“ kam es aus einer hohen Tanne, und Holzſpäne flogen hinterdrein. Hinrich blickte den Stamm hinauf und entdeckte hoch oben einen Schwarzſpecht, der mit kräftigen Schnabelhieben das Holz bearbeitete. Der ſtolze Baum war alſo auch einer von den vielen überſtändigen, die dem Specht die fetteſten Holzwürmer lieferten. Und wie viele ſolcher gab's hier! Wie viel Kapital ging nutzlos zugrunde! An andern Stellen ſtand das Jungholz dann wieder ſo dicht, daß es erſtickte. Schade, ſchade! Was war aus dieſem Walde zu machen, wenn er regelrecht durchforſtet wurde! Der Ärger über den alten Schlendrian, dem gegenüber er machtlos war, wollte dem jungen Burſchen faſt die behagliche Stimmung ein wenig trüben.

Während er an den Stämmen hinaufſah, hatte Karo die Naſe an der Erde und verſchwand, einer Spur folgend, in einer Dickung, wo allerhand Buſchwerk von Erlen, Weiden, Vogelbeeren und Tannen einander beengend ſich an einen Waldbach drängte. Plötzlich gab er Laut. Es klang energiſcher, als es zu ſein pflegte, wenn ein Eichhörnchen an ſeiner Naſe vorbei einen Stamm hinaufhuſchte oder ein aufgeſtörter Zaunigel ihm ſeine grannigen Stacheln entgegen ſperrte. Und nun miſchten ſich in das Gebell Hülferufe einer menſchlichen Stimme: „Oh, der Hund, Hülfe!“ „Karo!“ rief Hinrich

gebieteriſch, aber Karo hörte nicht. Da hielt der junge Mann den Arm ſchützend vor das Geſicht und arbeitete ſich in das Gebüſch hinein, indem er noch lauter rief: „Karo, kuſch dich!“ Nach wenigen Schritten fand er ſich plötzlich auf einer Lichtung, und der Hund kam angekrochen, den Schwanz zwiſchen die Beine geklemmt und mißtrauiſche Blicke nach einem jungen Mädchen werfend, das eben von dem unteren Zweigeſtockwerk eines Erlenbuſches zur Erde ſprang. Verwundert ſahen die beiden Menſchenkinder ſich an. Hinrich nahm die Hacken zuſammen und lüftete verlegen ſeine Ulanenmütze. „Das iſt ja ein gräßliches Tier,“ ſagte das Mädchen, mit einer Stimme, in der noch die ausgeſtandene Angſt zitterte, und mit einem böſen Blick auf den Hund, der hachelnd ſein inneres Gleichgewicht wieder zu gewinnen ſuchte.

„Pardon, Fräulein,“ ſagte Hinrich, nun die Hand militäriſch an die Mütze legend, „Karo tut keinem Menſchen was. Bloß was ihm auffällig iſt, meldet er ſeinem Herrn, wie jeder ordentliche Hund.“

„Hat er denn noch keine Menſchen geſehen?“ fragte ſie keck.

Hinrichs Verlegenheit war im Schwinden. „Hier im dicken Buſch ſo'n Fräulein wohl noch nicht,“ ſagte er lächelnd. „Das iſt mir ſelbſt auffällig.“

„Ach, ich leſe hier bloß ein bißchen," ſagte ſie, auf ein Buch weiſend, das im blühenden Thymian des buſchfreien Sandhügels lag.

„Hm, hm," machte er.

„Auf unſerm Gute iſt gar kein rechter Wald mehr. Papas Vorgänger hat alles abgekappt."

„Mein Vater läßt alles wachſen, wie es wächſt. Darum iſt hier auch alles ſo unrüſt und wild," ſagte Hinrich.

„Aber das finde ich ja gerade ſo entzückend. Das iſt ſo romantiſch. Hab' ich hier in Ihrem Walde nicht ein reizendes Eckchen entdeckt?"

„Oh, mein Geſchmack wäre es nicht juſt," meinte Hinrich, ſich umſehend.

„Dann haben Sie eben keinen guten Geſchmack," ſagte ſie munter. „Dieſer Hügel mit dem duftenden Thymian und den feinen Gräſern, zu ſeinen Füßen der ſamtene Moosteppich, und dort, ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen, der Silberbach von Waldblumen umſäumt, die grüne Mauer ringsum und der blaue Himmel mit den weißen Wolkenflocken darüber — ich kann mir kein lieblicheres Plätzchen denken."

„Na ja, ſchön, wenn's Ihnen Freude macht."

„Och nee, die kleine Freude iſt einem nun natürlich auch wieder verdorben. Der dumme Hund! Menſchen hätten mich hier nie gefunden und geſtört."

„Aber Fräulein, es ſtört Sie doch hier niemand, und ich bin ja auch man eben gekommen, weil Sie um Hilfe riefen," ſagte Hinrich verdutzt. Er ſuchte nach einer Stelle im Gebüſch, durch die er am bequemſten den Rückzug antreten könnte.

Das junge Mädchen fuhr plötzlich in die Höhe und hob horchend den Finger: „Ah, da fängt ſie wieder an."

„Wer?" fragte Hinrich verwundert.

„Die Nachtigall", ſagte ſie wie abweſend, mit angehaltenem Atem, nach rechts lauſchend. Der junge Mann blickte erſtaunt auf ihre geſpannten Züge, und nun lauſchte er auch.

Ein vollbeſetztes Frühlingsorcheſter jubelte durch den Wald. Die Amſel flötete, die Finken ſchlugen, die Grünlinge jiepten; es pinkten die Meiſen, jauchzten die Zaunkönige, gurrten die Wildtauben, und Meiſter Specht ſchlug mit Bravour den Takt. Aber alles überſtimmte der Nachtigall tiefes Rollen, ſehnſuchtsvolles Schluchzen, ſeliges Jauchzen.

Nun ſchwieg die königliche Sängerin. Die Spannung in den Zügen der jungen Lauſcherin wich, ſie ließ die Hand ſinken und ſah den andern glücklich an. „War das nicht entzückend?" fragte ſie, tief aufatmend.

„Ja, ſie kann's," gab er zu.

„Juſt, als der Hund durch den Buſch kam, las ich was Wunderſchönes von der Nachtigall.“

„So?“

„Soll ich Ihnen das mal eben vorleſen?“

„Iſt's eine lange Geſchichte?“

„Nein, es iſt ein ganz kurzes Gedicht.“

„Och, für Gedichte bin ich nicht ſtark.“

„Aber es iſt wirklich fein!“ verſicherte ſie.

„Denn man zu,“ ſagte er nachgebend und lehnte ſich an einen Ellernſtamm, ſie halb verwundert, halb neugierig anſehend.

Sie ſetzte ſich an den Abhang des Thymianhügels, hatte das Buch auf dem Schoß und las:

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind in Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen . . .
Iſt das nicht wunderſchön?“

„Das glaube ich nicht, daß vom Singen der Nachtigall die Roſen aufgeſprungen ſind,“ meinte Hinrich trocken.

Sie ſah ihn groß an. „Soll ich Ihnen mal was ſagen?“ fragte ſie.

„Na?“

„Sie ſind ein ganz furchtbar proſaiſcher, unpoetiſcher Menſch.“

„Dat mag woll wän,“ lachte er laut auf. „Geht das Dings noch weiter?“

„Ja, aber Sie haben ja doch keine Freude dran.“

„Och bitte, leſen Sie noch'n paar Verſe! Es klingt ganz nett, wie Sie das leſen können.“

Sie fuhr fort:

„Sie war doch ſonſt ein wildes Blut;
Nun geht ſie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet ſtill der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen;
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind in Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen.“

„Wen meint er mit der ‚ſie‘“? fragte Hinrich.

„Das Mädchen natürlich.“

„Welches Mädchen? Es gibt 'ne ganze Maſſe Mädchens.“

Die Vorleſerin wurde verlegen, und eine zarte Röte ſtieg in ihre Wangen. „Danach muß man nicht ſo genau fragen. Es iſt ja doch man bloß ein Gedicht . . .“

„Soo, na ja . . . Aber das muß ich ſagen, ſchön leſen können Sie das wirklich. Das klingt wie Muſik, . . . ſo, als wenn einer ganz leiſe und fein die Handharmonika zieht.“

Sie blickte fragend zu ihm auf. Der Vergleich mit ſolchem Inſtrument erſchien ihr nicht gerade ſchmeichelhaft. Aber da ſah ſie an ſeinem Geſicht, daß es ein völlig ernſt gemeintes Kompliment ſein ſollte. „So? Das meinen Sie wirklich?“ ſagte ſie angenehm berührt.

„Jawoll, das meine ich. Ich gehe ja ſonſt nicht viel mit Gedichten um. Aber unſer Schullehrer hielt ſtark darauf, und da habe ich 'ne ganze Maſſe gelernt.“

„Die Sie natürlich ſchon lange wieder vergeſſen haben,“ ergänzte ſie.

„Das will ich nicht ſagen,“ erwiderte er nachdenklich, „behalten kann ich gut.“

„Dann ſagen Sie doch bitte auch mal eins her! Was können Sie denn noch?“

Hinrich legte die Hand an die Stirn und ſann.

„Wohltätig iſt des Feuers Macht,“ fing er an, aber er unterbrach ſich gleich: „Ach nee, das wird nachher zu bunt, mit all den Eimern und Ketten.“ Und wieder dachte er nach. Plötzlich hellte ſich ſein Geſicht auf, und er fing an, den Blick auf das braune Fell Karos gerichtet und die einzelnen Zeilen abhackend:

„Ich ging im Walde,
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah ich
Ein Blümlein ſtehn
Wie Sterne leuchtend . .“

Er ſtockte und ſah ſein Gegenüber fragend an.

„Wie Äuglein ſchön,“ half ſie ein.

„Wie — Äuglein — ſchön,“ wiederholte er in verändertem Tone, betroffen von der leuchtenden Schönheit der zu ihm aufſchauenden Augen. — Und nun war er ganz aus dem Text. „Och, ich kann das alte Gedicht doch nicht ordentlich mehr,“ ſagte er ſchnell. „Der Mann hat die Blume dann ausgegraben und dicht bei ſeinem Hauſe eingepflanzt, und da iſt ſie ſchön angewachſen . . . Was für eine Blume das geweſen iſt, weiß ich aber nicht.“

Nun blickte er wieder nach dem Mädchen, heimlich bange vor dem Leuchten ihrer Augen. Aber ſie hatte den Blick geſenkt, ihre Wangen ſchienen leicht gerötet.

Plötzlich hob ſie das Köpfchen, und es flog das Zöpfchen, und ſie examinierte: „Wiſſen Sie denn wenigſtens, von wem Ihr Gedicht iſt?“

Hinrich ſah ſie erſchrocken an. Aber er faßte ſich ein Herz und ſagte ganz dreiſt: „Von Schiller.“

„Von Schiller?“ lachte ſie hell auf. „Aber, mein beſter Herr, das muß einer doch ſchon im

Gefühl haben, daß ſolch ein Gedicht nicht von Schiller ſein kann. Gewiß, Friedrich von Schiller war ein großer Dramatiker, denken Sie doch nur an die Räuber, und an Wallenſtein! Aber unſer großer Lyriker iſt Johann Wolfgang von Goethe, und von dem iſt auch Ihr kleines entzückendes Gedicht. Und mein's iſt von Theodor Storm."

„So, mir ſoll's recht ſein, Sie müſſen das ja wiſſen," meinte er trocken und wunderte ſich, daß ſie nun ſo ganz anders aus den Augen ſchaute als vorhin. Es wollte ihm beinahe ſcheinen, als ob ſie ein altes Geſicht hätte. „Denn auch adjüs; ich muß machen, daß ich zu meinen Immen komme."

Er hatte die Hand an die Mütze gelegt und bog einen Buſch zur Seite, um den Ausgang zu gewinnen.

„Ach bitte, Herr Lohmann, noch eine Frage!" bat das Mädchen.

Er wandte ſich um und fragte kurz: „Und?"

„Was meinen Sie, wird unſer Mann heute durchkommen in der Reichstagswahl?"

„Unſer Mann?" fragte Hinrich. „Wer iſt das denn?"

„Natürlich der Nationalliberale," ſagte ſie verwundert. „Wer denn ſonſt?"

„Das mag Ihrer wohl ſein. Mein Vater und unſere Leute wählen den Welfen.“

„Den Welfen!“ rief ſie erſchreckt. „Einen von denen wählt ihr, die wieder'n eigenen König haben und uns alle katholiſch machen wollen?“

„Das mit dem eigenen König mag wohl ſtimmen. Vom Katholiſchmachen habe ich noch nichts gehört.“

„Aber Sie haben doch von Windthorſt gehört. Das war doch ſo'n berühmter katholiſcher Biſchof, der immer ſo ſchreckliche Reden gegen den Reichskanzler Fürſten Bismarck gehalten hat.“

„Nee, Windthorſten kenne ich nicht. Ich habe mich überhaupt noch nicht viel um dieſen Kram gequält.“

„Kram nennen Sie das? Ich denke darüber ganz anders. Sie müſſen nämlich wiſſen, ich ſchwärme mächtig für Politik.“

„So.“

„Und das tun heute ſchon viele Frauen. Und ſie wollen auch mit für den Reichstag wählen.“

„So? Die ſind wohl verrückt?“

„Ganz im Gegenteil, die meiſten haben auf Univerſitäten ſtudiert, und viele haben ſogar den Doktortitel. Strümpfe ſtricken und heiraten? Daran denken dieſe Vorkämpferinnen

unſeres Geſchlechts gar nicht. Das nennt man Frauenbewegung.“

„Soo . . .“

„Jawoll, meinen Sie denn etwa, wir wollten ewig Sklavinnen der Männer bleiben?“

„Nee, das wollen Sie denn ja wohl nicht.“

„Sagen Sie mal,“ inquirierte ſie plötzlich, ihn ſcharf anſehend, „ſind Sie für Ihre Perſon auch Partikulariſt?“

„Wie meinen Sie?“

„Ach ſo, pardon, das Wort verſtehen Sie nicht. Ich meine, ſind Sie für Ihre Perſon auch welfiſch geſinnt?“

„Och, das iſt ſo 'ne Frage. Mit der Politik iſt das 'n eigen Ding. Der eine ſagt Hott, der andere Hü. Ich weiß ſelbſt nicht recht, was ich bin.“

„Was gefällt Ihnen denn bei den jetzigen Zuſtänden nicht?“ fragte ſie.

„Och, das muß ich ſagen, bei unſerm jetzigen Kaiſer und König halten wir's ja auch ganz gut aus.“

„Bravo, Herr Lohmann! Das iſt die Hauptſache, daß wir immer treu zu Kaiſer und Reich halten,“ ſagte die kleine Patriotin mit Überzeugung. „Unſer Kaiſer und König iſt ja auch ſo ein guter und tüchtiger Herrſcher.“

„Und ein ſchneidiger Reiter,“ fügte Hinrich mit blitzenden Augen hinzu.

„Haben Sie ihn denn ſchon mal zu Pferde geſehen?“ fragte ſie intereſſiert.

„Wie oft!“ ſagte er wegwerfend. „Uns Königsulanen in Hannover beſucht er doch alle Naſelang. Ich habe auch mal mit ihm geſprochen.“

„W—a—s? Wo?“

„Im Leineſchloß, als ich mal ſtellvertretende Ordonnanz war. Er fragte mich, wo ich zu Hauſe wäre.“

Hinrich ſagte dies, als ob das alles für ihn etwas Alltägliches wäre, worüber man nicht viel Worte macht. Aber er ſah mit Freuden, daß er dem kleinen weiſen Ding, das in allem ihm über war, nun doch auch einmal imponiert hatte.

„Der deutſche Kaiſer — hat mit Ihnen — geſprochen?“ wiederholte ſie noch einmal, ſeine Geſtalt muſternd.

„Ja, wiſſen Sie,“ ſagte er und ſtrich rechts und links das Schnurrbärtchen in die Höhe, „wenn man Flügelmann bei den Königsulanen iſt . . .“

„Ja, das iſt ja eins unſerer feinſten Regimenter . . .“ meinte ſie nachdenklich.

„Gilt ebenſo viel als die Gardekavallerie. Mein Rittmeiſter war ein Graf und mein Leutnant ſogar ein Prinz. Nun aber adjüs,“ ſagte

er lächelnd, froh darüber, daß er so vorteilhaft abtreten konnte.

„Adieu, Herr Lohmann! Adieu Karo!“ Karo wollte seinem Herrn, der sich schon gewandt hatte, folgen, aber er konnte nicht. Sie hielt ihn an der Pfote und sagte: „So ist's recht, gib schön Fuß! Wenn wir uns noch mal wieder sehen sollten, bist du aber gleich freundlich.“

Karo wedelte mit dem Schwanze und leckte sich verlegen um's Maul. Sein Herr aber wandte sich noch einmal um und sagte: „Wenn er Ihnen wieder einmal die Zähne zeigt, sagen Sie man einfach Mongami zu ihm. Sein erster Herr hat ihm das beigebracht, daß er dann gleich freundlich wird.“

„Mongami? Das soll wohl französisch sein?“

„Is möglich. Meinetwegen kann's auch chinesisch sein.“

„Nein, es ist ganz gewiß französisch. Das sind zwei Worte: mon heißt mein und ami Freund; mon ami mein Freund.“

„Mag gern sein. Die Hauptsache ist, daß der Hund es versteht. Nun komm aber, Karo, es ist höchste Zeit. Adjüs, Fräulein.“ Zum dritten Male sagte er's, die Mütze lüftend, und diesmal entkam er durch das Gebüsch, ohne wieder festgehalten zu werden.

Als er die grüne Mauer hinter ſich hatte, überzeugte er ſich durch einen mißtrauiſchen Rückblick, daß er wirklich entronnen war, und murmelte einen befreienden Kraftausdruck aus der Reitbahn. Hol's der Deuker, was hat ſo eine alles gelernt! Franzöſiſch und Windthorſt und Frauenbewegung und Gedichte und die Leute, die ſie gemacht haben, mit allen Taufnamen, und der Kuckuck mag wiſſen, was ſonſt noch! Und wie ſie ſich damit dicke tut! Sie war wohl noch eine rechte Gans . . . Ja, ganz gewiß, eine rechte Gans, die alles herausſchnattert, was ſie weiß. Und ob das alles ſo ſtimmte? Vielleicht ſah's in ihrem Kopf ähnlich aus, wie hier in dem wildgewachſenen Walde: alles wirr und bunt durcheinander. Hinrich ſchüttelte ernſt den Kopf. Ja, ein wunderliches Volk waren ſie doch, dieſe Fremden. So ganz anders, als andere vernünftige Leute. Er hatte bislang immer gedacht, es wäre bloß Vaters eigener Kopf, wenn er nichts von ihnen wiſſen wollte. Aber nein, Vater hatte am Ende doch recht. Kein Wunder, daß ſolche feinen Leute ſich auf Delmsloh nicht lange hielten, wenn ſo'n Mädchen, das gewiß ſchon drei Jahre konfirmiert war, den ganzen Nachmittag im Buſch ſaß und Gedichte las und ſich von den Vögeln was vorflöten ließ.

Tüet . . . tüet . . . tüet . . .

Das iſt ſie wieder, die Nachtigall. Er bleibt ſtehen. Nun kennt er ihren ſüßen Schall aus den hundert Stimmen des Waldes heraus. Und es iſt ihm, als ſähe er ihre Freundin in dem ſtillen Waldwinkel wieder ſtehen und atemlos lauſchen, und dann ſieht ſie ihn wieder mit den wunderbaren Augen an . . . Ja, ſie mochte ſonſt ſein, wie ſie wollte; das mußte man ihr laſſen, ſie hatte ein Paar ganz vermuckte Augen im Kopf. Ganz anders als Dierkbuers Gretſchen und Brinkbuers Ahlheid und alle die andern . . .

Nachdenklich geht er weiter. Da plötzlich trifft ein Schein ſeine Augen. Er erwacht aus ſeinem Sinnen. Und da lacht und leuchtet es ihm entgegen. Es ſind die erſten Blüten an einem wilden Roſenbuſch, ſo jung und morgenſchön, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein ſchön. Und zugleich ſind auch die Worte wieder da, die vorhin ſo weich melodiſch über ein Paar rote Lippen perlten: „Da ſind von ihrem ſüßen Schall, da ſind in Hall und Widerhall die Roſen aufgeſprungen . . .“

Er bricht ſich ein Röslein in einem Kranz grüner Blätter. Dann hält er den Kopf ein wenig ſchief, betrachtet es und wundert ſich. So eine Roſe iſt doch ſchön. Er hatte das Lied von dem Knaben und dem jungen, morgenſchönen Röslein auf der Heiden in der Schule gelernt

und wohl fünfzigmal geſungen. Aber mit eigenem Auge hatte er die Schönheit der Roſe noch nie geſchaut. Ja, ſolche Roſe iſt ſchön. Der zarte Schmelz der Farbe . . . ach, es iſt ja derſelbe Roſahauch, den er vor fünf Minuten auf dem Geſichtchen in dem Waldwinkel geſehen hat. Und richtig, in dem Gedicht ſtand ja nicht nur von Roſen, auch von einem Mädchen. Sie hatte ja nicht ſagen wollen, welches Mädchen das wäre . . . Vielleicht war ſie's ſelbſt . . . Ja, ganz gewiß war's keine andere. Als er ſie gefragt hatte, war ſie rot geworden . . noch röter als dieſe Roſe . . .

Er blieb ſtehen. Wenn er umkehrte und ihr die Roſe brächte! Die Nachtigall mit ihrem ſüßen Schall, die Roſe in ſeiner Hand, die von dem Widerhall aufgewacht iſt, und das Mädchen mit den leuchtenden Augen, die drei gehörten ja zuſammen . . .

Aber er ſchüttelte energiſch den Kopf. Hä, er wollte ſich ſchön hüten, dem naſeweiſen Ding noch einmal in den Weg zu laufen. Schul- und Inſtruktionsſtunden hatte er in ſeinem Leben genug durchgemacht. Und nun ſteckte er ſich die Roſe ins Knopfloch und ſchritt ſtramm aus.

Am Immenzaun angelangt, ſtülpte er ſich die Imkerkappe über den Kopf, wandte einige Körbe um und ſah hinein, indem er die auf-

geregten Völker mit einigen Mundvoll Tabaksqualm beruhigte. Er überzeugte ſich, daß auch die kleinſten Diener des Lohhofes ihre Pflicht taten.

Als er ſich umwandte, ſah er durch das Gitter vor ſeinen Augen mit Verwunderung, wie weit und ſtill und leuchtend die Heide ſich vor ihm dehnte. Da zog er die Kappe vom Geſicht, ließ nun den ungehinderten Blick in die Ferne wandern und wunderte ſich noch mehr. Als er eine Weile geſtanden und geſchaut hatte, ſtreckte er ſich vor dem Immenzaun in das braune Heidekraut und ſtützte das Kinn in beide Hände. Und immer größer und weiter wurden ſeine Augen. Er dachte jetzt nicht an Aufforſtung und beſſere Nutzung ſeiner anderthalbtauſend Morgen. Nein, er freute ſich, daß die Welt ſo groß und weit und ſchön war, daß ihr Sonnenauge ſo wunderbar leuchtete, daß die dunklen Wachholder ſo feierlich dreinſchauten und daß ſo lange, ſchmale Schatten über die Heide wanderten. Dann wälzte er ſich herum und lag nun auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet. Da freute er ſich über den hohen tiefen Himmel, an dem die Schwalben hoch droben als hin und her ſchießende Pünktchen erſchienen; und noch viel, viel höher ſchwebten die weißen Wolken. Plötzlich flog über dieſe ein rötlicher Schein. Und nach

einer Weile hatten ſie genau die Farbe der Roſe in ſeinem Knopfloch . . . Woher auf einmal all die Roſenfarbe in der Welt? — Und dann lauſchte er. In den hohen Tannen, die wie eine Mauer hinter dem Immenzaun ſtanden, ſang der Abendwind ein leiſes Lied. Die Vöglein waren wohl ſchlafen gegangen; nur ſelten miſchte ſich ein verträumtes Stimmchen in das ſanfte Rauſchen des Waldes. Aber die Nachtigall war noch wach. Zuweilen fiel aus der Tiefe des Waldes ein verlorener Ton ihres Liedes in ſein geſpannt horchendes Ohr . . . .

Lange Zeit lag er regungslos, lauſchend und ſchauend. Dann kam eine Unruhe über ihn. Er legte wechſelnd das eine Bein über das andere. Er hob und ſtreckte die Arme. Er ſchloß die Augen und öffnete ſie wieder . . Plötzlich ſprang er auf, ſah mit glänzenden Augen um ſich und ging mit ſchnellen, fliegenden Schritten durch den Wald. An dem wilden Roſenbuſch machte er Halt und brach mit zitternden Händen die drei ſchönſten ſeiner Roſen. Die allerſchönſte gab ihm einen ſcharfen Stich, und ein dicker Tropfen dunklen Blutes floß danach. Aber er achtete das nicht, ſondern ging mit ſchnellen, federnden Schritten geradewegs auf den Winkel am Bach zu . . . Aber auf einmal verlangſamte ſich ſein Schritt, er blieb ſtehen, ging unſchlüſſig weiter, blieb wieder

ſtehen, und plötzlich machte er militäriſch exakt eine Wendung halbrechts und ſchritt, den Thymianhügel in weitem Bogen meidend, ſtramm dem väterlichen Hofe zu.

Abends im Bett ſchüttelte er den Kopf in den Kiſſen und lachte über ſich ſelbſt. Aber ein ſchöner Tag war's geweſen . . . Und der Menſch ſoll doch nicht bloß arbeiten und ſich quälen . . Es gibt allerhand Dinge im Leben, über die einer ſich freuen kann, ſchöne Frühlingstage, Waldeskühle und Wipfelrauſchen, Vogelgeſang, Nachtigallen, Roſen und ſo weiter.

Das Geräuſch, das die in den nahen Pferdeſtall zurückkehrenden Braunen verurſachten, weckte ihn aus dem erſten Schlaf. Als er hörte, wie Vater den Riegel zuſtieß und dann über die Diele ſtampfte, wußte er, daß er die Wahlſchlacht verloren hatte. Ihn bekümmerte das nicht ſehr. Er fand heute mehr denn je, daß ſich auch unter den Preußen ganz gut leben ließ. Wie das ſuperkluge, naſeweiſe Ding aus dem Walde nun wohl triumphierte! Bald lag er wieder in feſtem, traumloſem Schlafe.

Drittes Kapitel.

Es ging ſtark auf Johannistag. Das Frühlingskonzert in Lohmanns Buſch war faſt verſtummt. Zwar Konzertmeiſter Specht taktierte eifriger denn je, aber der Chor der gefiederten Sänger wollte nicht mehr recht auf ihn hören. Die hatten jetzt wichtigere Dinge zu tun, als ſchmelzende Liebeslieder zu ſingen. All die kleinen blauen, grünen und weißen, die ſchlichten, getupften und geſprenkelten Schalen waren durch das erwachende junge Leben geſprengt, und unerſättliche gelbe Schnäbelchen und Schreihälſe waren den ganzen lieben Tag geöffnet, all das Mücken- und Würmerzeug aufzunehmen, das die unermüdlichen Eltern vom tauenden Morgen bis zum nebelumhüllten Abend heranſchleppten.

Auch die Heideleute hatten jetzt Wichtigeres zu tun, als politiſche Reden anzuhören und hinter Cord Stallboms Suppenterrine zu lauern, ob ein ſchwarz-weißes oder gelb-weißes Männlein herausſpränge. Die beiden Höfe an der Werle ſtanden unter dem Zeichen der Heuernte.

Es war eine Luſt, das Gras an der Werle zu ſehen. Die Wieſen der Nachbarhöfe waren die erſten, die das goldklare Heideflüßchen auf ſeinem Erdenlauf begrüßte und mit dem beſten Segen ſeiner Nährſalze bedachte. Da ſproßten in Überfülle die fetten Gräſer, die geſundes Heu und goldgelbe Butter verſprechen.

Morgen früh ſoll's an die Arbeit gehen. Die Feierabendpfeifen im Mundwinkel, ſitzen Hinrich und der Großknecht in der Dämmerung vor der Miſſentür auf der Erde, mit dem Horen und Dengeln der Senſen beſchäftigt. Das einförmige Tack . . . tack . . . tack der vorſichtigen Horhammerſchläge wird von dem munteren Riſch . . . raſch . . . riſch . . . raſch der Streicher unterbrochen. Dazu geſellt ſich aus der Luft das Gemecker der Himmelsziege und aus den Wieſen das Klagen der Kiebitze und das Borax Brekkekkek der Frösche. Jeder der beiden jungen Männer ſchärft ſich für den kommenden Tag zwei Senſen. Man weiß nicht, was paſſieren kann, und gut Gerät iſt mehr als die halbe Arbeit. Endlich ſchneiden die vier Senſen wie Raſiermeſſer, und die beiden gehen in's Haus, um ſich für die ſaure Arbeit durch einen tüchtigen Schlaf zu ſtärken.

Noch einmal haben all die grünen und bunten Kinder Floras ſich von der köſtlichen Himmelsgabe, dem Tau, ſatt getrunken, noch

einmal läßt die Morgenſonne ſie glitzern im Diamantengefunkel, da müſſen ſie unter den mächtigen Senſenſtreichen der jungen Männer in den frühen Tod ſinken. Die beiden ſind immer hart aneinander, der in der verblichenen Ulanenmütze und der unter dem breitrandigen Strohhut. Sie werden es heute auf drei Tagewerk bringen, wenn ſie ſo dabei bleiben.

Nun kommen die Mädchen mit den Harken und den luftigen, weiß blinkenden Schleierhüten. Wo ein Hälmlein oder ein Blümlein, unter den Todesgefährten ſich verbergend, noch für ein paar Stunden die grüne Farbe des Lebens bewahren will, da wird es unbarmherzig in den heißen Strahl der Sonne geriſſen. Und in ſüßem, betäubendem Duft ſteigen all die Seelen der lieblichen Kinder der Aue zur Sonne empor, die ſo lange ſie geſegnet hat und nun ſie verſengen muß, weil der Menſch, der harte Herr der Erde, es ſo will.

Heiß glüht die Sonne, und heiß glühen auch die Geſichter, und mancher heiße Schweißtropfen fällt in das Gras.

Drüben, jenſeits des Grenzgrabens, ſind die Delmsloher an der Arbeit. Hier koſtet es lange nicht ſo viel Schweiß. Die Wieſe auf und ab rattert die amerikaniſche Mähmaſchine und legt Schwaden zu Schwaden. Herr Riewitz ſelbſt führt ſie und iſt erfreut, wie gut das

Ding, das er erſt vorige Woche von der Bahn geholt hat, funktioniert. Die beiden fixen Kerls drüben, ſo ſauer ſie ſich's werden laſſen, können längſt nicht dagegen an. Im nächſten Jahre ſoll eine Wendemaſchine dazu angeſchafft werden. Der moderne Landwirt muß intenſiv wirtſchaften und die Errungenſchaften der Zeit ſich zunutze machen. Der Nachbar drüben ſoll ja ein vermögender und in ſeiner Weiſe intelligenter Mann ſein, aber im bäuerlichen Schlendrian ſteckt er noch tief drin.

Es iſt nachmittags gegen fünf, die Hitze hat noch kaum nachgelaſſen. Da zieht Hinrich Lohmann die Uhr und ruft: „Veſpertied!“ Im Nu ſind ſeine Leute in dem ſchattigen Weidengebüſch hart an der Delmsloher Grenze verſammelt. Die glühenden Augen der Menſchenkinder ſchauen neidiſch nach den Fiſchen, die ſo ſorglos glücklich in der klaren Flut der Werle ſpielen. Aber der dichte Schatten und der friſche Hauch des Waſſers kühlen die brennenden Schläfen, die Raſt tut wohl, und der kalte Kaffee, die kernige Sülze und das ſchwarze Roggenbrot erquicken die matten Glieder. Und der Schnack der drallen Großmagd Fieke, die gar nicht tot zu kriegen iſt und immer den Schalk im Nacken hat, heitert die Gemüter auf.

Wieder ſieht Hinrich nach der Uhr und ſagt: „Dat helpt nich, wi möt wedder ran.“

Den anderen voran tritt er aus dem Schatten der Weiden wieder in den Sonnenbrand der Wieſe. Plötzlich ſtutzt er und macht große Augen. Jenſeits des Grenzgrabens, keine zwanzig Schritt von ihm entfernt, ſchlendert die kleine Nachbarin zwiſchen den Schwaden hin, den mächtigen weißen Sommerhut am Gummibande tanzen laſſend. Jetzt hat ſie ihn auch geſehen, und er lüftet die Mütze.

„Na Fräulein, auch'n büſchen beim Heu helfen?“ fragt er.

„Nein, ich ſuche mir ein Bukett Blumen,“ lautete die Antwort.

„Soo,“ ſagte Hinrich gedehnt.

„Iſt der Strauß nicht reizend?“ fragte ſie, dieſen kokett hochhebend.

„O ja, es geht,“ meinte er, „wenn einer da Zeit zu hat . . . Wir haben es heute furchtbar hille . . . Adjüs.“

Ein paarmaal Riſch . . . raſch die Senſe entlang, die Hemdärmel an den ſehnigen Armen hinaufgeſtreift, und ſofort iſt die Mähearbeit wieder in vollem Gange. Das junge Mädchen ſah dem vorderſten der beiden Mäher mit Bewunderung zu. Da war jede Bewegung zielbewußt, und jeder Streich ſaß, und die Schwaden legten ſich in eine ſchnurgerade Linie. Als ihr Auge wieder auf ihren Strauß fiel, fand ſie ihn längſt nicht mehr ſo ſchön als vorhin

und gab es auf, ihm weitere Blumen einzufügen. Faſt hätte ſie eine feiernde Harke, die mit dem Stiel im Boden ſtak, genommen und angefangen zu wenden. Aber ſie beſann ſich rechtzeitig, daß der da drüben dies ſo auffaſſen könnte, als ob ſie ſich von ihm zur Arbeit kommandieren ließe. Ein wenig verſtimmt ſchlenderte ſie nach Hauſe.

Kein Regenguß, kein Gewitterſchauer ſtörte die Arbeit im Heu. Am dritten Tage konnte hüben und drüben eingefahren werden.

Die Delmsloher Leute hatten eben angefangen, das erſte Fuder zu laden, als ihr junges Fräulein den Wieſenweg daher kam. Sie machte beſtimmte Schritte und hatte den Sommerhut, den ſie ſonſt am liebſten tändelnd in der Hand trug, feſt im Nacken. „Wo will denn de up to?“ fragte der zweite Knecht. „Oh, de föcht ſick woll all wedder Blomen, ſo ene hett't god,“ meinte eins der Mädchen. Aber der Knecht meinte: „De hett ſüſſen watt.“

Und richtig! Beim Wagen angelangt, ſagte ſie beſtimmt: „Ich will beim Einfahren helfen.“ Die Leute ſahen ſie lächelnd an. Sie hatten die Herrentochter gern uud behandelten ſie als eine, die noch halb ein Kind war, mit kameradſchaftlicher Vertraulichkeit.

Die Aufſicht führte ein älterer Knecht, der ſchon lange in Herrn Riewitz Dienſten ſtand

und ihm aus dem Osten in die nordwestdeutsche Heide gefolgt war. Er behauptete, mit Spreewasser getauft zu sein, und war weit in der Welt herumgekommen.

„Det freit mir, Freilein," sagte August, „dat Se sick och nich vor de Arbeet schenieren duhn. Hier jebe ick Sie 'ne Harke und Se unterstitzen Trina bei det Nachharken."

Sie nahm die Harke, sah Trina an, wie sie angefaßt wurde und machte sich mit großem Eifer an ihre Aufgabe. Fast doppelt so oft harkte sie zu als das Mädchen, das sich aus seinem Tempo nicht herausbringen ließ. Freilich hatte sie in fünf Minuten auch zwei Harkenzinken abgebrochen.

Als sie eine Weile feiern mußte, weil gerade nichts mehr nachzuharken war, sagte sie, den Harkenstiel in die Erde spießend: „Nein, August, dies kann Trina genug allein. Ich will mit auf den Wagen."

Der alte Knecht machte ein bedenkliches Gesicht: „Wenn't man jeht?"

Aber sie ließ nicht locker, bis er nachgab, eins der Mädchen vom Wagen steigen hieß und der Herrentochter hinauf half. Hee—i djup! und sie war oben. „Aber immer ejal packen, Freilein," mahnte er, „dat det eirobäische Jleichjewicht nich aus'n Leim jeht."

Sie setzte den Hut unternehmend in den

Nacken, nahm mit weitgeöffneten Armen den Knechten die mächtigen Heuballen von den Forken und ſtopfte ſie weg. Wenn der Wagen ein wenig weiter fuhr, ſtellte ſie ſich aufrecht, ſtemmte die Hände in die Seiten und blickte ſtolz und kühn in die Welt — meiſtens nach rechts, wo die Loher kaum zweihundert Schritt entfernt ebenfalls aufluden. Warum die wohl gar nicht einmal herſahen? So etwas gibt's doch nicht jeden Tag zu ſehen, daß eine Gutsbeſitzerstochter Heu aufladet.

Wie ſauer man ſich's werden läßt! Sie wiſcht ſich mit dem weißen Taſchentuch den blanken Schweiß aus dem Geſicht und fächelt ſich Kühlung zu. Aber der drüben mit der Ulanenmütze macht ſich daraus gar nichts.

„Freilein, wat ick Sie ſaje, Se miſſen ejaler packen," ruft Auguſt zum Wagen hinauf, „et ſchmeißt ſick links riber."

„Ja, ja," ſagt ſie unwillig, „ſchreien Sie doch nicht ſo!" Und verſtohlen geht ihr Blick nach rechts. Zum Glück haben ſie drüben den Tadel nicht gehört.

Der Wagen ſoll eine Wendung nach links machen. Die Pferde legen ſich ſtark in die Riemen, aber tief ſchneiden die Räder in den weichen Wieſenboden ein. Da nimmt Auguſt das Handpferd am Zügel und läßt, die Peitſche in der andern Hand, noch einmal anziehen.

„Üh!“ ſagt das Fräulein oben ermutigend. Ein Ruck — was iſt das? Die Mädchen kreiſchen, der Boden weicht unter ihren Füßen, ſie fühlt ſich ſinken und ſinken, wie in ein unendlich tiefes und weiches Bett, vor den Augen wird's tiefe Nacht. Sie arbeitet mit Händen und Füßen, aber ringsum gibt die Maſſe nach Schon will's ihr den Atem benehmen, da endlich fällt ein Lichtſtrahl in das Dunkel, und ihr Kopf arbeitet ſich aus einem rieſigen Heuberg heraus. Sie wiſcht ſich den Heuſtaub aus den Augen, ſieht ſich um und ſieht in lauter lachende Geſichter. Unwillkürlich geht ihr Blick nach rechts. Natürlich, jetzt haben die da drüben auch Zeit, ſtehen und gaffen, biegen ſich vor Lachen, und der mit der Soldatenmütze treibt es am allerſchlimmſten. —

Nun hat ſie ſich aus dem Heubett herausgearbeitet und mit glühendem Geſicht tritt ſie dicht vor den alten Knecht hin. „Warum fahren Sie nicht vorſichtiger? Ich werde das meinem Papa melden,“ herrſcht ſie ihn an. Aber Auguſt lacht ihr dreiſt ins Geſicht: „Freileinchen, det is Ihre Schuld janz alleene. Ick hab's Sie ja jenijend jeſagt, Se ſollten feſter und ejaler packen!“ „Schweigen Sie!“ ſchrie ſie ihn an, mit dem Fuß aufſtampfend.

„Wo iſt mein Hut?“ wandte ſie ſich an die Mädchen.

Dieſe ſuchten kichernd im Heu.

„Wenn das dumme Lachen nicht aufhört, paſſiert was,“ fauchte ſie und holte mit der Hand aus.

Als der Hut ſich nicht gleich finden ließ, wandte ſie ſich kurz auf dem Hacken um und ging mit zornigen Schritten davon.

Gegen ihren Willen ſchweifte ihr Blick noch einmal nach rechts. Die feierten und lachten noch immer. Faſt hatte ſie Luſt, es auch ihnen mal zu ſagen, wie ſie über ſolches Benehmen dachte. Aber nein, für ſolche ungebildeten, rohen Menſchen ziemte ſich nur ſtumme Verachtung. „Bande!“ ſtieß ſie halblaut heraus.

Als ſie die Wieſen hinter ſich hatte und den rohen Menſchen aus den Augen gekommen war, wurde ſie etwas weicher geſtimmt. Am liebſten hätte ſie ſich in einem ſtillen Winkel ausgeweint, wegen ihres Unglücks und dann wegen der Schlechtigkeit der böſen Welt. Drüben der Loher Wald ſchien dazu einzuladen, mit ſeinem ſtillen Thymianhügel am Bach. Aber nein, den Boden von ſo ungebildeten Menſchen, die einem jungen Mädchen im Unglück ſo dreiſt und frech ins Geſicht lachen können, will ſie nie, nie wieder betreten. Neulich hatte ſie geglaubt, der junge Bauer, der ja freilich nicht mal den Einjährigen hatte, hätte ſich in Hannover etwas Schliff und Anſtand geholt, aber

wie kann der Menſch ſich doch täuſchen! Und daß ſie ſich ſeinetwegen heute ſo abgequält hatte, um ihm zu zeigen, daß ſie nicht bloß Gedichte vorleſen und Sträuße pflücken konnte, das war noch das Allerärgerlichſte. Für ſolchen Menſchen paßte ſich nur ſtumme, ſtolze Verachtung.

Aber obgleich ſie ſich dieſe zweimal gelobt hatte, mußte ſie doch in dem kleinen Herzen wohl keinen rechten Platz dafür finden. Denn ſie kroch in ein Gebüſch am Wege und weinte ſich gründlich aus. Zuerſt weinte ſie über ihr Unglück, und zwar nicht nur über das von heute. Indem ſie in ihrem Gedächtnis Jagd machte, fand ſich von allerhand Mißgeſchick ein ſolcher Hauſe zuſammen, daß ſie ſich mit Fug und Recht als das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden fühlen und beweinen konnte was übrigens im Grunde gar nicht ſo unangenehm war. Darauf vergoß ſie edlere Tränen, indem ſie anfing, über die Schlechtigkeit der Menſchen, ihre Rohheit und Gefühlloſigkeit und den Mangel an wahrer Herzensbildung zu weinen. O, wie taten dieſe Tränen wohl, und mit was für einem erhebenden Gefühl floſſen ſie dahin! Als ſie ſich des inneren Wertes dieſer Tränen bewußt wurde, fing ſie an, die koſtbaren Tropfen, die wie blanke Perlen in ihr Taſchentuch fielen, zu zählen. Die ganz dicken zählte ſie doppelt.

Als ſie bis ſiebenzehn gekommen war, wurde ihre Aufmerkſamkeit abgelenkt. Auf dem nahen Pflaſter klapperte ein Wagen. Vorſichtig bog ſie das Gebüſch auseinander und lugte hinaus. Da führte Auguſt mit ſeinem Spitzbubengeſicht und der Ruhe des guten Gewiſſens das hoch geladene Fuder vorüber. Wenn ſo eins umſchlägt und jemand ſitzt oben drauf, dachte ſie, kann's ſchlimm werden. Und ſie war ſo ſanft und weich gefallen. Bei dem großen Unglück hatte doch auch ein kleines Glück nicht gefehlt . . .

In einiger Entfernung folgten dem Wagen die Mädchen. Eine trug den verlorenen Sommerhut am Arm. „Wo ſe woll blewen is . . Alleen harr ſe de Schuld ok nich. Auguſt harr den Bagen rieklich ſcharp nahmen," ſagte dieſe, und die andere meinte: „Se is'n gode Deern. Mi deiht't leed, dat ſe dar ſo bikamen is. Se is denn to upgeregt und ehrgiezig . ."

Die Mädchen entfernten ſich, und die Lauſcherin im Buſch lächelte unter Tränen. Halb hatte ſie den Glauben an die Menſchheit ſchon wieder gewonnen. Es gab doch noch Zartgefühl und Herzensbildung, wenigſtens beim zarteren Geſchlecht. Bei den Männern natürlich nicht, jedenfalls nicht bei Auguſt, der alle Schuld von ſich auf ein ſchwaches Mädchen ſchob, und bei dem andern, der ſo gewöhnlich lachen konnte. —

Die letzten Fuder Heu ſchwankten auf die Nachbarhöfe, und bald folgten ihnen die erſten Erntewagen. In Delmsloh arbeitete wieder die Maſchine, in Lohe die altmodiſche Senſe. Die beiden Höfe hielten in allen Arbeiten gut miteinander Schritt. Wo dort Maſchinenkräfte zuerſt einen Vorſprung gewannen, holten hier die reichlicheren und beſſeren Arbeitskräfte ihn bald wieder ein.

Als die letzten Garben eingebracht waren, begann für die Menſchen eine ruhigere Zeit. Aber die kleinſten Arbeiter des Lohhofes hatten um ſo mehr zu tun. Sie waren unlängſt von der Frühlingsfahrt in die grüne Marſch zurückgekehrt und hatten in dem Immenzaun hinter den Loher Büſchen darauf gewartet, daß die braune Heide Hochzeit machte. Nun hatte ſie ihr aus Milliarden roter Blüten gewobenes Brautkleid angezogen, und alles, was da kreucht und fleugt, war zur Hochzeit geladen. Da kamen die Blauſchmetterlinge, tanzten und gaukelten, und die Laufkäfer prunkten in ihren goldſchimmernden Röcken, und die Grillen geigten und machten Freudenſprünge, und die bunten Eidechſen lagen als ſtill beſchauliche Feſtteilnehmer in der Sonne, aber die Bürger der geordneten Bienenſtaaten waren emſig dabei, vom goldigen ſüßen Hochzeitswein heimzutragen für ſich und für die Herren des Lohhofes. Dabei

ſummten ſie der Braut dankbar die Hochzeitslieder. — Das arme Aſchenbrödel, die Heide, muß ſchon mit ſolcher Hochzeitsmuſik, dem Summen der Immen und Geigen der Grillen, zufrieden ſein. Die Vögel mit ihrem ſüßen Schall bemühen ſich ihretwegen nicht mehr. Die haben den reichen und vornehmen Töchtern der Mutter Erde, die im wunderholden Monat Mai Hochzeit machen, das Brautlied geſungen.

Was war das an dem ſchönen, ſonnigen Nachmittag des letzten Auguſtſonntages für ein Summen, Schwirren und Flügelblitzen vor Lohmanns Bienenzaun! Und wo hätte Hinrich ſein Sonntagnachmittagspfeifchen behaglicher ſchmöken können, als dort im Schatten des breiten Wacholderbuſches, wo man all das rege Treiben beobachten und in die blühende Heide hinausplieren konnte, an der Seite des alten Imkers, der behaglich priemend[1] von früheren Honigernten klöhnte und mit pfiffigem Geſicht einige Imkerkniffe verriet, die er vor allen Imkern der Heide voraus haben wollte.

Als Hinrich am ſpäten Nachmittag durch den Wald heimſchlenderte, kam er von ungefähr in die Gegend, wo er Anfang Juni mit der kleinen Nachbarin zuſammengetroffen war. Ob ſie ſpäter auch das geliebte Plätzchen wohl ein-

1 Tabak kauend.

mal wieder beſucht hatte — ob ſie vielleicht heute dort wieder ſchwärmte? Zwiſchen ihren vier Pfählen blieben an ſolchem Sonntagnachmittag ja nur die allerhoffnungsloſeſten Stubenhocker.

Karo konnte das ja leicht mal unterſuchen. Hinrich warf in hohem Bogen einen Fuhrenzapfen in das Gebüſch und ſagte leiſe: „Apporte!“

Der Hund war im Dickicht verſchwunden. Sein Herr ſtand und lauſchte.

„Wau, wauwauwau . . . mon ami, mon ami!“ Nun war alles ſtill.

„Wenn ick't nich dacht harr!“ murmelte Hinrich angenehm überraſcht vor ſich hin.

Was ſollte er nun machen?

Still ſeines Weges weitergehen und ſich um Karo nicht kümmern?

Oder durch Pfeifen ihn zurückrufen?

Oder ſollte er in den Buſch kriechen und ihn perſönlich holen?

Dann kam er natürlich ſo bald nicht los, dann würden ihm wieder einige tüchtige Scheffel Weisheit zugemeſſen. Aber dann kriegte er auch wieder ein Paar Augen zu ſehen, wegen derer man ſchon einige Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen konnte. Die Augen, deren Leuchten er auch in der heißen Arbeit der letzten Monate nicht ganz vergeſſen hatte. Und nach dem Klöhnen mit dem alten Knaben

am Immenzaun erſchien ihm ein kleiner Schnack mit dem mundfertigen, jungen Ding gar nicht unangenehm. Er arbeitete ſich alſo ins Gebüſch hinein.

Als er die Lichtung gewonnen hatte, fand er Karo, wie er ſich an das junge Mädchen geſchmiegt hatte. Aber ſie ſaß tief über ein Buch gebeugt, ohne dem Hunde und ſeinem herankommenden Herrn Beachtung zu ſchenken.

Hinrich machte verwunderte Augen. Dann wandte er ſich an den Hund: „So'n Allerweltsfreund biſt du, Karo? Ach ja, das haben wir ja neulich hier gelernt, Mongami iſt franzöſiſch und heißt auf Deutſch: Mein Freund.“

Karo leckte ſich verlegen um's Maul. Seine ſpröde Freundin beugte ſich noch tiefer über ihr Buch.

„Komm Karo, wollen nicht länger ſtören, hier iſt man für uns beide nicht zu Hauſe,“ ſagte er befremdet.

Der Hund ſchien aber keine Luſt zu haben, das lauſchige Plätzchen zu verlaſſen. Er legte dem Mädchen treuherzig die Pfote auf den Schoß. Da gab ſie ihm, ohne aufzublicken, die Hand und ſagte ſchmeichelnd: „Gutes Tier: ja, ihr Hunde ſeid viel beſſere Freunde als die Menſchen.“

„Wieſo?“ fragte Hinrich keck.

Er bekam keine Antwort.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er noch einmal.

Nun warf ſie ihm von unten herauf einen kurzen, drohenden Blick zu und ſagte grollend: „Die Hunde ſind nicht ſchadenfroh. Die lachen einen im Unglück nicht aus.“

„Tun das die Menſchen denn?“ fragte er verwundert.

„Ja, gewiſſe Menſchen tun das. Und das will ich Ihnen man ſagen, Sie ſind einer von den Schlimmſten.“ Wieder bekam er einen Blick. Potztauſend, wie konnten ihre Augen blitzen!

„Aber, Fräulein, was habe ich Ihnen denn bloß getan?“ fragte er beinahe ängſtlich.

„Soo? Nun tun ſie auch noch, als ob Sie das nicht mehr wüßten?“ fragte ſie, ihn ſcharf anſehend.

„Ich weiß es wirklich nicht,“ verſicherte er ehrlich.

„Wie ich da neulich Heu auflud, und, weil Auguſt ſo ungeſchickt fuhr, das Unglück hatte, und wie Sie mich da vor allen Leuten ausgelacht haben. — Das wiſſen Sie nicht mehr?“

„Ach ſo, die Geſchichte meinen Sie . .“ ſagte Hinrich erleichtert, und ein Lächeln huſchte über ſeine Züge.

„Und ich will Ihnen auch ganz genau ſagen,“ fuhr ſie erregt fort, „wie ich darüber

denke. Einen Menſchen im Unglück auslachen, das finde ich herzlos. Und ein junges Mädchen im Unglück verhöhnen, das iſt in meinen Augen roh, das iſt gemein!“

Hinrich wußte nicht, ſollte er zu dieſem Überfall ein vergnügtes oder zerknirſchtes Geſicht machen. Er verſuchte das Letztere. Aber es mußte ihm wohl nicht recht gelingen, denn ſein Gegenüber ſagte in hellem Zorn: „Was? Und dabei lachen Sie noch?“

Hinrich biß ſich auf die Zunge, um ſich zu einem ernſthafteren Geſicht zu zwingen, und die kleine Strafpredigerin fuhr mit ihrer Strafrede fort.

„Ich habe mir damals vorgenommen, nie wieder hierher zu kommen, und ich ärgere mich, daß ich's heute nachmittag doch mal wieder getan habe. Aber es iſt ganz gut ſo. Nun wiſſen Sie wenigſtens, wie ich über Sie denke. So, nun würden Sie mir einen Gefallen tun, wenn Sie ſich entfernen wollten.“

„Ich meinte, wir wären hier in meinem Revier,“ ſagte Hinrich, dem die Sache allmählich etwas bunt wurde.

„Gut, dann gehe ich,“ ſagte ſie ſchnell und raffte ihr Kleid zuſammen, um ſich zu erheben.

Aber er bat dringend: „Bitte einen Augenblick noch, daß ich auch mal zu Wort komme!“

„Na, was haben Sie denn noch dagegen zu ſagen?“ fragte ſie, ſitzen bleibend und ihn kampfbereit anſehend.

„Ich darf mich dabei wohl ſetzen,“ ſagte er ruhig und ließ ſich auf einem Buſch blühender Heide nieder.

„Müſſen Sie ſich gerade auf die ſchönen Blüten ſetzen?“ fragte ſie.

„Oh, das ſchadet der Heide nichts,“ meinte er. „Und meiner Sonntagshoſe auch nicht,“ fügte er lachend hinzu.

Der empörte, entſetzte Blick, den er bekam, veranlaßte ihn aber doch, zur Seite zu rücken, ſo daß die Sträucher ſich wieder aufrichten konnten.

„Was ich man ſagen wollte, Fräulein, es iſt mal in der Welt ſo, daß jeder, der was lernen will, Lehrgeld bezahlen muß. Und als Sie neulich mit Ihrem Fuder Heu koppheiſter gingen, das war Ihr Lehrgeld. Und wenn die Lehrjungens Dummheiten machen und Lehrgeld bezahlen, das macht den Geſellen, die ſchon mehr können, immer Spaß. Wenn die Rekruten bei uns in der Reitbahn in den Sand flogen, lachten wir alten Kerls uns 'n Aſt. Als neulich unſer Hofjunge das Radfahren lernen wollte und direktemang in die Werle ſegelte, hatten wir'n Spaß, der'n Daler wert war. Es iſt ja am Ende nicht ſchön, aber ſo'n

büſchen Schadenfreude ſteckt in den Menſchen nun einmal drin.“

„Aber die Schadenfreude iſt etwas Gemeines,“ unterbrach ſie heftig. „Ein Menſch, der nur eine Spur von Taktgefühl und Herzensbildung hat, wird ſich nie über den Schaden ſeines Mitmenſchen freuen.“

„Soo, na ja . . . Fräulein, ich will Ihnen mal eine Geſchichte erzählen. Es war einmal ein feines junges Mädchen, das hatte viele ſchöne Gedichte geleſen und konnte Franzöſiſch und wußte von Windthorſt und war überhaupt ſo klug, daß es Gras wachſen hören konnte. Dieſes feine Fräulein traf einmal ſo per Zufall im Buſch einen dummen Bauernjungen, der von all dem garnichts wußte. Nee, da hat ſie gar nicht ſo'n büſchen in ſich hineingegnickert, da hat ſie ſich gar nicht gefreut, daß ſie ſo klug war und der andere ſo'n Dummerjahn. Nee, das hat ſie nicht getan . . . Das wäre ja auch ſo 'ne Art Schadenfreude geweſen, und die wäre gemein, ungebildet geweſen . . .“

Das Mädchen hörte ihm beſtürzt zu und zerzupfte nervös einige Moospflänzchen. Plötzlich ſprang ſie auf, zerdrückte eine Träne in den Augen und rief: „Sie ſind ein ganz unausſtehlicher Menſch.“ Dann bog ſie das Gebüſch auseinander, um das Weite zu ſuchen.

Aber Hinrich rief: „Karo, paß auf!“ Und Karo ſtellte ſich ihr in den Weg und zeigte ſeine weißen Zähne.

„Es iſt abſcheulich,“ ſagte ſie mit einer Stimme, in der Zorn und Weinen kämpften, „ſeinen Hund auf ein ſchutzloſes Mädchen zu hetzen. Pfui!“

Der junge Mann ſah ſie bewundernd an. Je zorniger, deſto ſchöner wurde ſie. „Dor ſtickt Raſſe in,“ dachte er.

„Der Hund ſoll Ihnen garnichts tun,“ ſagte er. „Sie ſollen mir nur nicht weglaufen, bis wir die Sache vernünftig zu Ende geſprochen haben.“

„Was Sie mir noch ſagen wollen, iſt mir ſo egal, als wenn ihr Hund kläfft,“ ſagte ſie und ſchnippte mit dem Finger.

„Aber hören ſollen Sie's nun!“

„Na, denn reden Sie los, aber kurz,“ ſagte ſie, indem ſie trotzig den Hacken in den Sand bohrte.

„Ich habe mich neulich, als wir im Heu waren, gewundert und gefreut, daß Sie ſo feſt zupackten bei der Arbeit, die Sie noch niemals getan hatten. Ja, ich hab's wohl geſehen, das war keine Spielerei aus Langerweile, das war Arbeiten, da ſaß Zug in. Da dachte ich in meinem Sinn: Kuck einer an, ſie kann doch noch was anderes als ſo'n büſchen Franzöſiſch

und Gedichte und Geſchichte; wenn ſie's erſt kennt, nimmt ſie es mit mancher Deern auf. Das habe ich gedacht."

Er warf einen prüfenden Blick nach ſeinem Gegenüber. Dort brach durch die Regen- und Gewitterwolken ſchon ein klein wenig Sonnenſchein hindurch.

„Hier im Buſch ſitzen und ſchwärmen," fuhr Hinrich fort, „an den Blumen riechen und ſich von den Vögeln was vorflöten laſſen, habe ich nichts gegen, iſt ja ab und an mal ganz ſchön. Aber jeden Tag und den ganzen Sommer durch, wo alle ordentlichen Menſchen ſich quälen — nehmen Sie das nicht für ungut —, ich für mein Part kann vor einem Frauenzimmer, das nichts anders ſinnt und denkt, keine Achtung haben. Neulich hatten wir ja das Dingschen vor, von Goethe war's ja woll: Ich ging im Walde ſo für mich hin, und nichts zu ſuchen, das war mein Sinn. Fräulein, wenn wir das alle immer ſo machen wollten, dann müßten wir alle verhungern. Nee, arbeiten ſoll der Menſch . . . Ich bin eben in unſerm Immenſtand geweſen. Die kleinen Immen ſind heute mächtig fleißig, wie'n Blitz geht's immer durch die Luft. Aber nicht alle wollen ſie arbeiten. Was die Drohnen ſind, die wollen wohl ſchwärmen, mal hierhin fliegen und da an einer Blume riechen, aber arbeiten, ſammeln für den

Winter, das wollen ſie nicht. Darum ſagen denn ja auch nachher was die rechten Immen ſind: Wer nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen, reiten eine ſcharfe Attacke und ſtechen ſie mit ihren Lanzen alle tot. Sehen Sie, Fräulein, darum habe ich mich gefreut, daß Sie keine Drohne, ſondern eine Imme ſein wollen. Aber die jungen Immen müſſen das Arbeiten auch erſt lernen. Wenn ſie juſt erſt aus den Waben gekrochen ſind, ſchafft's noch nicht viel. Aber die lüttjen Dinger werden nicht müde, und bald haben ſie's weg, wenn'r nur die rechte Art in ſteckt. Und ſo iſt's mit uns Menſchenkindern auch. Es fällt kein Meiſter vom Himmel. Aber wenn'r nur die rechte Art in ſteckt, denn wird zuletzt der dummſte Lehrjunge ein Meiſter und der dämlichſte Rekrut ein Gefreiter. Nun kommt ja bald das Etgro, das Nachgras heißt das ja woll auf hochdeutſch. Und dann faſſen Sie man immer feſte mit an! Allein können's die ſchönen Maſchinen, die Ihr Papa ſich angeſchafft hat, doch nicht machen. Und denn packen Sie immer rechts und links umſchichtig und ſtopfen's mit Händen und Füßen gut weg. Und denn können Sie ſich dreiſt oben auf ſetzen und wie 'ne Königin auf Ihren Hof fahren. Und wenn ich's juſt zu ſehen kriege, will ich meine Mütze abnehmen und ſagen: Bravo!"

Das junge Mädchen hatte ſich während

ſeiner langen Rede völlig beruhigt. Als er geſchloſſen hatte, ſagte ſie ſchelmiſch: „Ich glaube, Herr Lohmann, Sie könnten junges Volk, das noch nichts verſteht, gut anlernen.“

„Nee,“ meinte er, „dazu bin ich noch zu jung und mache ſelbſt noch manchen Pudel. Vater muß noch oft mit ſeinem Verſtand aushelfen. Aber Sie haben ja den allerbeſten Lehrmeiſter, Ihren Papa. Der hat viel mehr gelernt als unſereiner. Bei uns Bauern geht das immer ſo weiter, wie's von Urgroßvaters Zeiten geweſen iſt.“

„Ganz gewiß,“ erwiderte das Mädchen mit Überzeugung, „mein Papa iſt ein tüchtiger Landwirt. Er hat dicke Bücher und lieſt viel darin, und er verſucht manches, was noch kein Menſch probiert hat. Aber ob er ein guter Lehrmeiſter iſt? Nein, offen geſtanden, das glaube ich nicht. Er bedenkt nicht, wie ſchrecklich wenig ein junges Mädchen, das immer in der Stadt auf Schulen und in Penſion geweſen iſt, von allen dieſen landwirtſchaftlichen Dingen verſteht. Darum iſt er immer kurz angebunden und wird leicht ungeduldig, wenn man ihn ſo viel fragt.“

„Aber denn haben Sie ja die Haushälterin.“

„Ach ja, Frau Wacker iſt ja eine tüchtige Perſon, ſauber und pünktlich, und quälen tut ſie ſich vom Morgen bis zum Abend. Papa

meint, ſie iſt ein Juwel von einer Haushälterin, und das mag ſie in manchem Stück auch wohl ſein. Aber die Leute nennen ſie unter ſich immer nur den Drachen, und ein Drache iſt ſie auch. Sie fährt dazwiſchen wie ein Ungewitter, und auf ein paar Ohrfeigen für die Mädchen kommt's ihr gar nicht an. Papa ſagt immer, ich ſollte nur immer folgſam ſein und gut aufpaſſen, ich könnte viel bei ihr lernen. Das mag ja auch wohl ſein. Aber es iſt ein ſaures Lernen. Wenn ich mal was verkehrt mache, kriegt ſie gleich einen roten Kopf und braucht Worte, die ich gar nicht in den Mund nehmen mag. Abends, wenn ich zu Bett gehe, ſetze ich mich manchmal noch eine halbe Stunde vor's Fenſter und weine mich ſatt."

Auch jetzt in der Erinnerung ſchimmerten ihre Augen feucht.

„Na, Fräulein," ſagte Hinrich treuherzig, „nun weinen Sie man nicht, das mag ich gar nicht gern ſehn."

Nach einer Weile ſagte er munter: „Ich will Ihnen mal was ſagen. Was Sie da jetzt durchmachen, das iſt für Sie dasſelbe, was für uns jungen Kerls die Kommißzeit iſt. Und das erſte Jahr, die Rekrutenzeit, iſt immer das ſchlimmſte. Aber dat is man'n Öwergang, ſä de Voß, da treckten ſe em dat Fell öwer de Ohren. Nachher, wenn einer ſeinen Dienſt

kann, iſt das Ganze ein Kinderſpiel. Als ich zuerſt nach Hannover kam, kriegte mich der ſchlimmſte Leuteſchinder im ganzen Regiment zwiſchen die Finger. Ich ſage Ihnen, gegen dieſen Hund iſt Ihr Drache ganz gewiß der reine Engel. Na, da ſitze ich einmal eines Abends auf meinem Schemel in der Kaſerne, den ganzen Tag hatte mich der Kerl geſchunden, und wie ich da an Muttern denke und den Lohhof, und wie ſie da nun wohl ſo gemütlich in der Dönze zuſammen ſitzen, und die Frauensleute ſpinnen und Vater ſchmökt die Pfeife, da läuft mir in den Augen das Naſſe zuſammen. Aber auf einmal fliegt mir ein Stiebel an den Kopp und ein alter Kerl, der ſchon zwei Jahre herum hatte, ſagt: „Biſte 'n old Wief oder biſte'n Königsulan?“ Und nachher, als die andern auf der Stube alle ſchliefen und ich gar nicht einſchlafen konnte und mich immer wieder auf die andere Seite drehte, da kam er an mein Bett heran — es war einer aus unſerer Gegend und hat neulich ſchon gefreit — und ſagte: ‚Hinnerk', ſagte er, ‚hol de Ohren ſtief! Wat düſſe verdammten Kerls di ok utſchimpt und rankriegt, du mußt jümmer denken: den Puckel rup, den Puckel rendal! Du mußt di jümmer ſeggen: Dree Jahre ſünd bald herum, und denn bin ick'n groten Bur, und ji möt jo wieder ſchinnen, bet ji mal'n Platz as Schriewer oder

Schandarm oder ſo wat kriegt'. Und ſo habe ich das denn auch gemacht, und geflennt hab' ich gar nicht wieder. Nun ſind die drei Jahre ja längſt herum, und es iſt doch eine ſchöne Zeit geweſen, die Ulanenzeit; die gibt Stahl ins Blut, und dummer bin ich auch nicht wieder nach Muttern gekommen. Aber was ich man ſagen wollte: Fräulein, halten Sie die Ohren ſteif! Weinen müſſen Sie nicht zu viel, wenn Ihnen dafür auch keiner'n Stiebel an den Kopf ſchmeißt. Da werden Sie bloß häßlich von, und das wäre ſchade. Denn, wie ein Einjähriger in meiner Schwadron mal ſagte: ‚Häßlichkeit entſtellet immer, ſelbſt das ſchönſte Frauenzimmer'. Sie müſſen immer denken, wie ich als Rekrut: den Puckel rauf, den Puckel runter. Wenn dieſe Lernzeit rum iſt, dann bin ich auch was, und du olle Schraube bleibſt, was de biſt. Es iſt man'n Übergang, und das Fell koſtet's noch nicht mal wie bei dem Fuchs . . ."

Das junge Mädchen hatte mit ſehr gemiſchten Gefühlen zugehört. Eigentlich fand ſie es unpaſſend, daß er ſo kommißmäßig zu ihr ſprach, und einige Male war ſie im Begriff, ſich dieſen Kaſernenton zu verbitten. Aber unter dem Blicke ſeiner treuherzigen Augen hatte ſie es nicht fertig gebracht. Er meinte es jedenfalls gut, und ſo ganz unrecht hatte er am Ende auch nicht. „Ja," ſagte ſie, als er ge-

ſchloſſen hatte, nachdenklich, „bei euch Männern mag das wohl ſein. Aber wir ſind das ſchwächere Geſchlecht, wir können verlangen, etwas zarter angefaßt zu werden.“

„Ach wat, Schnickſchnack,“ lachte der junge Bauer, „ſo ſchwach ſeid ihr gar nicht. Ihr brecht auch nicht gleich kaput, wenn euch mal einer ohne Handſchuh anfaßt. Wenn eine als Frau nachher feſt zufaſſen ſoll, — und die das nicht können, die ſollen ſich man in Watte packen und in den Glasſchrank ſetzen laſſen — denn muß ſie in ihren jugendlichen Jahren auch mal feſt angefaßt ſein. Bloß mit Eia popeia, min ſöte Kind, und mit ſchönen Gedichten und'n büſchen Franzöſiſch wird keiner ein rejaliges Menſchenkind, wir Kerls nicht, und ihr Deerns und Fräuleins auch nicht.“

„Sie reden ja heute wie'n Buch,“ ſagte das junge Mädchen verwundert.

„Na, über ſo öwerkröppſche[1] Sachen wie neulich ſprechen wir heute ja auch nicht. Das ſind ja ganz einfache Geſchichten, die einer von ſeiner Mutter mitkriegt.“

„Ja, ja, Sie haben noch eine Mutter,“ ſagte ſie, plötzlich in einen ganz ernſten Ton verfallend.

„Ja, Gott ſei Dank, und die will ich auch noch lange, lange behalten,“ ſagte Hinrich froh.

1 überſpannte

„Ich habe keine Mutter mehr," erwiderte das Mädchen leiſe. Und dann fortfahrend, wie für ſich: „Ja, wenn man noch eine Mutter hätte und könnte abends den Kopf an ihre Bruſt legen und ihr ſagen, was einen drückt, und ſie legte dann die warme, weiche Hand einem aufs Haar und ſtreichelte ſo leiſe darüber hin und ſagte: Nun weine man nicht, liebes Kind. — — Ich habe das auch einmal gehabt, aber zwei Jahre iſt das nun vorbei. — — Wer keine Mutter mehr hat, der iſt ganz verlaſſen auf der Welt. — Mit den Vätern iſt das ganz anders. Die ſagen einfach: Stell dich nicht ſo an, hab' dich man nicht! Die verſtehn einen nicht, wenigſtens nicht uns Mädchen."

Hinrich ſah ſie mit warmer Teilnahme an. Ja, dieſe Tränen verſtand er. Wenn er daran dachte, wie er es ohne ſeine gute Mutter aushalten ſollte, die ihn ſo gut verſtand, die immer mit ihrem warmen Herzen ſo treu zwiſchen dem harten Kopf ſeines Vaters und ſeinem, der auch nicht weich war, vermittelte, — er mochte gar nicht dran denken . . . . Was konnte er nur ſagen, um das arme, mutterloſe Kind zu tröſten? Soldatengeſchichten gehörten hier nicht her. Sollte er ſie hinweiſen auf den Herrgott, der keinen guten Deutſchen verläßt? Vielleicht hätte er es getan, wenn ihm nicht plötzlich etwas

eingefallen wäre, was ihm noch beſſer gefiel. „Fräulein“, ſagte er treuherzig, „ich möchte woll, daß Sie meine Mutter mal beſuchten.“

Sie ſah ihn verwundert an: „Meinen Sie das im Ernſt? Dürfte ich das wohl mal?“

„Warum denn nicht? Wir ſind doch Nachbarn.“

„Ja, aber keine guten Nachbarn, glaube ich. Mein Papa hält nicht viel auf ihren Papa.“

„Und mein Vater noch weniger auf Ihren Vater,“ fuhr Hinrich lächelnd fort. „Der eine iſt ein Altmodiſcher, der andere ein Neumodiſcher, der eine iſt ein platter Bauer, der andere ein gelernter Ökonom, der eine iſt ein Welf, der andere ein Liberaler.“

„Ja, wie kann aber Ihr Vater auch bloß noch ein Welf ſein!“ ſagte das junge Mädchen, das die Partei ihres Vaters ergreifen zu müſſen glaubte.

„Na,“ meinte Hinrich ablenkend, „dieſe alten Geſchichten wollen wir heute man laſſen. Von dieſen Dingen haben wir beide noch zu wenig Ahnung. Was Sie da neulich ſagten von Windthorſt und vom Katholiſchmachen, hatte auch wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit, wie ich mir nachher man überlegt habe. Das wollen wir ruhig für die Alten laſſen, und wenn die

ſich dabei nicht vertragen können, müſſen ſie's bleiben laſſen. Aber ich meine, wir Jungen haben bis jetzt doch immer ziemlich gut Nachbarſchaft gehalten, und das könnt ihr Frauen gewiß noch beſſer."

„Aber Ihr Vater? Wird der mich auch nicht herauswerfen?" fragte das junge Mädchen, dem die Sache ſonſt wohl einzuleuchten ſchien, noch immer etwas bedenklich.

„Nee, Fräulein, ſo'n Grobian iſt Vater nicht. Wer in unſer Haus tritt, wird als Gaſt ordentlich behandelt, wenn's nicht gerade ein zerlumpter Reiſender von der Straße iſt. Und was das beſte iſt, Vater iſt morgen überhaupt nicht zu Hauſe. Er muß für einige Tage nach Celle zum Schwurgericht. Wollen Sie meine Mutter morgen nachmittag beſuchen?"

„Ja, wollen mal ſehen," ſagte das Mädchen zögernd. „Aber zu ſagen brauchen Sie ihr vorher nichts davon," fügte ſie, noch immer unſicher, hinzu.

„Nein, das ſieht Mutter ja früh genug, wenn Sie da ſind. Denn kommen Sie man. Es iſt ja nicht Ihre Mutter, aber doch 'ne Mutter, und ich glaube, was gute Mütter ſind, die ſind beinahe alle überein. Sie brauchen ihr aber nicht juſt zu ſagen, daß wir dies miteinander ausgeheckt haben. Aber ſonſt können

Sie ihr alles ruhig ſagen, was Sie wollen. Sie ſagt's keinem Menſchen wieder, nicht mal mir."

„Ja, denn will ich kommen, Herr Lohmann," ſagte das Mädchen entſchloſſen, „jetzt muß ich aber machen, daß ich nach Hauſe komme. Sonſt macht Frau Wacker wieder Skandal. Aber bange bin ich heute nicht."

Sie ſtand auf und reichte Hinrich die Hand zum Abſchied. Es war das erſtemal, daß der das kleine, zarte, ſchmale Ding in ſeiner breiten, braunen Bauernhand hatte. Dann ſchlüpfte ſie durch das Gebüſch. Hinrich ſah, wie die Zweige ſich ſchloſſen, wie ihre Geſtalt in der grünen Dämmerung verſchwand, und hörte, wie ihr leichter Schritt ſich ſchnell entfernte. Er ſetzte ſich wieder und ſchüttelte den Kopf. Nein, dieſe Kinderhand, die er eben in ſeiner Hand gehabt hatte, würde es wohl nie lernen, feſt zuzufaſſen. Die war, wie es ſchien, nur für's Blumenpflücken und Häkeln gemacht. Was hatte dagegen das Gretſchen vom Dierkshof, das ſeine Eltern ſo ſehr lobten und das überhaupt eine anſehnliche Perſon war, für Hände! Wenn die mit ihren beiden Händen einmal in den Schrotſack griff, um den Schweinen von dem Gerſtenſchrot zuzumeſſen, mußte dieſe von der Nachbarſchaft ſicher dreimal hineinlangen. Und nun fiel's ihm ein, gerade ſo klein wie die Hände

waren auch ihre Füße gewesen. In dem Sande hatte sich eine ihrer Fußspuren deutlich abgedrückt, nicht mal eine Spanne lang. Das Gretschen lebte auf einem doppelt so großen Fuße zum mindesten. Aber einerlei, Rasse hatte sie doch. Und heute hatte sie ihm ganz gut gefallen, viel besser als das erstemal. Ihre Weisheit hatte sie diesmal mehr für sich behalten. Neulich war er mit dem unbehaglichen Gefühl davon gegangen, daß er doch man ein dummer Junge wäre, und sie sich über ihn lustig gemacht hätte. Heute sagte ihm eine Stimme: „Hinnerk Lohmann, du bist doch'n ganzen Kerl! Wie fein hast du die sperrige, fauchende kleine Wildkatze zahm gemacht! Die hat's heute mal gemerkt, daß der Mensch nicht erst beim Gutsbesitzer anfängt, und daß einer auch ohne Französisch und hohe Schulen ein ganzer Kerl sein kann."

Und morgen wollte sie ja nun auch nach Lohe kommen. Hinrich kratzte sich hinterm Ohr. Wenn sie mit dieser Verabredung nur keine Dummheit gemacht hatten! Aber womit hätte er sonst das um die tote Mutter weinende Mädchen trösten sollen? Na, Vater war ja dann verreist, und Mutter würde schon den rechten Dreh mit der Sache kriegen. Dann konnte das arme Ding sich mal ordentlich aussprechen. Heute hatte sie das ja auch schon

getan, aber mit Mutter konnte ſie das ja noch viel beſſer.

Mit ſich ſelbſt und dem Verlauf dieſes Sonntagnachmittags ſehr zufrieden, zog Hinrich ſeinen Tabaksbeutel aus der Taſche, ſtopfte ſich ein Pfeifchen und ſchritt ſelbſtbewußt, mächtige Rauchwolken vor ſich herſtoßend, dem väterlichen Gehöfte zu. Die untergehende Sonne warf ihre ſchrägen Strahlen durch den Wald, und ſein gewaltiger Schatten ſpazierte zwiſchen den rotleuchtenden Fuhren vor ihm her.

Als er durch das Tor trat, ſagte er ſich: „Morgen geht ſie hier durch.“ Einen ausgedienten Holzſchuh, der ſich dort herumtrieb, nahm er auf und warf ihn mit mächtigem Schwunge in den Wald.

Er ließ ſeine Blicke über den großen, ſchönen Hof und die ſtattlichen Gebäude ſchweifen. Was würde ſie für Augen machen, wenn ſie das alles zu ſehen kriegte! Hof Lohe brauchte ſich ſolchen Beſuches nicht zu ſchämen.

Er mußte dieſen Abend immer wieder das gute Mütterlein anſehen. Wie glücklich war er, daß er die noch hatte! Wie würde ſie ſich wundern, daß er ſolche Mutter hatte! —

Viertes Kapitel.

Als Hinrich am andern Morgen ſeinen Vater zur Bahn fuhr, ſagte dieſer: „So, min Jung, düſſe Wäk biſt du nu Bur. Paß god up und hol allens god in Ordnung!“

„Ja, Vader, dar kannſt du di up verlaten.“

„Und wenn de Swineupköper kummt und will unſe Faſelſwien köpen, unner twintig Daler geiht keen Stück weg. De Swien ſünd upſtunns god in Pries.“

„Ick weet, ick weet, Vader, dat wöt wi woll kriegen.“

„Und wenn du mal nich Beſcheed weeßt, denn frag Muddern man,“ fuhr der Alte fort.

„Ja, ja,“ ſagte der Junge etwas ungeduldig, „Mudder is'r ja, und ick bin doch ok keen dumme Jung mehr.“

„Jao, dat ſeggſt du woll, abers junge Lüe ſünd man jümmer wat kort van Gedanken . . .“

Als Hinrich ſein Gefährt wieder auf den Hof

lenkte, ſtrich er mit Behagen ſeinen Schnurrbart in die Höhe. Es war doch ein ſtolzes Gefühl, als Bauer, der das Kommando in Händen hat, auf den Hof zu traben. Es war ihm beinahe auffällig, daß der ihm begegnende Häuslingsjunge nicht die Mütze vor ihm zog.

Mit den Augen des Mannes, der die volle Verantwortlichkeit fühlt, ſah er um ſich. Ja, ein ſchöner Hof war's doch nun einmal, der Hof ſeiner Väter und ſein Erbe. Delmsloh, das er vorhin von der Straße aus ſcharf ins Auge gefaßt hatte, konnte ſich längſt nicht mit Lohe meſſen — mit dieſem breiten Bauernhauſe, dieſen Speichern und Ställen, die alle aus Eichenkernholz gebaut ſind. Aber ſein prüfendes Auge entdeckte auch einiges, was ihm nicht gefiel. Der Düngerhaufen vor den Türen des Kuhſtalls war gar zu unordentlich und polterig, an den Rändern ſcharrten die Hühner den wertvollen Miſt auseinander. Das mußte anders werden. Der Haufen mußte rechteckig werden mit ſenkrechten Wänden. Dann hielt die Gare beſſer zuſammen, und die Hühner konnten nicht ſchaden. Gedacht, getan. Er rief einige der Leute herbei und gab die nötigen Anweiſungen. Als er den Rücken gewandt hatte, hörte er, wie ſie lachten und ſich zuflüſterten: „He will ſich upſpälen.“ Aber er ließ ſich nichts merken.

Auch das Holzlager an der Scheune gefiel ihm nicht. Kernholz und Spricker lagen durcheinander und das ſchon zerkleinerte Holz bildete einen wüſten Haufen. Als die Leute den Düngerhaufen aufgeſetzt hatten, erwartete ſie hier neue Arbeit, die der junge Bauer ſchon in Angriff genommen hatte. Das gröbere Holz und die Spricker ſollten geſondert und die Scheite zu einer kunſtvollen Pyramide aufgeſchichtet werden. Die Leute machten lange Geſichter, als Hinrich dieſen Befehl gab. Fieke, die Großmagd, aber ſtemmte die kräftigen Arme in die Seiten, ſah ihn keck an und ſagte: „Segg mal, Hinnerk, wat ſchall düt Spellwark? Kummt de Kaiſer vandag[1] ton Beſök?“ „Hol din Mul, Fieke, und do, wat di ſeggt ward! Ick will Ordnung up den Hoff hewwen!“ ſagte Hinrich in einem Tone und mit einem Blick, der keinen weiteren Widerſpruch zuließ. Am meiſten amüſierten ſich die Leute aber darüber, daß der Hofjunge alle Andenken, die die Kühe beim Austreiben in die Weide auf dem Hofe zurückgelaſſen hatten, ſorgſam auf die Karre laden und oben auf den Düngerhaufen werfen mußte. Fieke rieb ſich mit dem Holzſtück, mit dem ſie auf den Jungen gewieſen hatte, ſehr nachdenklich die Stirn, was bei den andern große Heiterkeit erweckte.

1 heute.

Der junge Bauer legte die Arme ineinander und blickte noch einmal prüfend über den gesäuberten Hof. Ja, jetzt konnte der sich sehen lassen. Nun brauchte er sich nicht zu schämen, wenn am Nachmittag der feine Besuch kam.

Als er zum Mittagessen über die große Diele ging, entdeckte sein scharfes Auge auch hier mancherlei, was ihm nicht nach der Mütze war. Aber dies war ja das Gebiet seiner Mutter, und ihr konnte er nicht gut dreinreden.

Als er zufällig aus dem Fenster der Stube blickte, sah er drüben auf der Landstraße die unverkennbare Gestalt des Pastors von Wiechel dahin schreiten. „Mudder," sagte er, „dar loppt unse Herr Pastor. He hett kortens to Vader seggt, he woll us nahsten mal besöken. Et kann wän, dat he vandag noch vörspräken deiht. Hemw di dar man'n bäten up!"

„Jo, Hinrich, is man god, dat du em wies worrn bist," sagte Mutter Lohmann ganz aufgeregt. „De Deerns schöt mi glieks helpen, dat wi dat Hus man rein kriegt."

Gleich nach dem Essen mußten die Mädchen das ganze Haus fegen, das Flett mit weißem Sand bestreuen, die Messingteile am Herd blank putzen, Jagd auf Spinngewebe machen usw. „Ick glöw würklich, de Kaiser kummt," brummte Fieke. Da sagte eine an-

dere, die es von der Frau gehört hatte, der Paſtor käme heute nachmittag. „Dat is wat anners," meinte Fieke und war nun, wo ſie einen vernünftigen Grund und Zweck einſah, die fleißigſte von allen.

Mutter Lohmann ſah nach den Vorräten an Kaffeebröten und Zwiebäcken, die ſie, wie Fritz Reuter ſeine Pomuchelskoppſche, in dem ſauberen Wäſcheſchrank aufbewahrte und die deshalb ebenfalls einen leichten Geſchmack von grüner Seife anzunehmen pflegten. Dann ſtieg ſie auf den Speicher und wählte eine Prachtſcheibe goldgelben Honigs aus. Endlich ging ſie in ihre Kammer, um ſich empfangsfertig zu machen. Sie zog nicht gerade eins der beſten Kleider an, — das hätte zu gemacht ausgeſehen. Ein ſauberes, blaues Hauskleid mit weißen Tupfen war in dieſem Fall das Richtige. Die allerletzte dieſer einſtweiligen Vorbereitungen war, daß ſie in der guten Stube die Prachtbibel, die ihr einmal ein hauſierender Taugenichts für einen unglaublichen Preis angeſchnackt hatte, aus der Schutzhülle nahm und ſo hinlegte, daß die großen goldenen Buchſtaben des Deckels dem Herrn Paſtor recht in die Augen leuchten mußten.

Hinrich rieb ſich vor Vergnügen die Hände, als er ſah, wie eifrig das Haus ſich rüſtete, ſeinen Beſuch würdig zu empfangen. Die Hauptſache war nun ja, daß der Herr Paſtor für

dieſes Mal glücklich vorbei ging. Denn, wenn der auch kam, gab's natürlich eine Unterhaltung zwiſchen ihm und der Mutter, und die Hauptperſon, um derentwillen er Hof und Haus auf den Kopf geſtellt hatte, ſaß ſtumm dabei. — Er ging nun auch ſelbſt in ſeine Kammer, um ſich fein zu machen. Als er wieder erſchien, war das Schnurrbärtchen kühn nach oben gewirbelt, und über der ſauberen Weſte hing eine breite Nickelkette mit einem kleinen ſilbernen Sporn und dem blankpolierten Backenzahn eines Pferdes.

So begab er ſich auf den Hof und nahm eine ſaubere Beſchäftigung vor, indem er die Harken für die nahe zweite Heuernte nachbeſſerte. Von der Arbeitsſtätte, die er ſich gewählt hatte, war der Blick auf die Straße und auf den verwachſenen Fußweg nach Delmsloh frei. So oft er nach der Straße ſah, freute er ſich, den Herrn Paſtor nicht zu ſehen, und ſo oft er den Fußweg entlang blickte, fühlte er eine leichte Enttäuſchung, daß die Erwartete noch immer nicht kam. —

Mutter Lohmann ſtand unterdeſſen am Herd und hielt das Waſſer kochend. Die Bohnen lagen in der Kaffeemühle bereit. Die brauchte dann nur ſchnell einige Male umgedreht zu werden. Die Uhr in der Stube ſchlug vier. Wenn er heute doch bloß käme, es war alles

ſo ſchön in Ordnung. Als er im letzten Herbſt vorgeſprochen hatte, war er gerade in die Wurſterei hineingefallen. —

Da, horch, Fußtritte auf den Steinflieſen vor der Belangendör[1]. — Das muß er ſein. Ein langes, umſtändliches Fußreinigen — er iſt es ſicher, unſerer Art Leute machen nicht ſo viele Umſtände. „Gon Dag ok, Herr Peſtohr, dat is mal ſchön, dat Se uns ok mal beſökt," nimmt Mutter Lohmann auf ihre Zunge. Die Tür wird geöffnet, aber, was iſt das? keine ſchwarze Geſtalt, ſondern eine rote füllt ihren Rahmen, und ein feines junges Mädchen tritt in das Flett. Die gute Frau am Herde denkt in ihrem Schreck zuerſt an des Paſtors Tochter, aber die kennt ſie ja, die iſt größer und breiter. Sie ſteht ratlos, und in ihrer Ratloſigkeit hebt ſie den Deckel von dem Waſſerkeſſel und ſetzt ihn wieder auf. Aber das junge Mädchen iſt herangekommen, hat ihre von dem aufſtrömenden Dampf feuchte Hand ergriffen, ehe ſie in der Schürze getrocknet werden konnte, und ſagt etwas befangen: „Liebe Frau Lohmann, ich heiße Elſe Riewitz und bin die Tochter von Ihrem Nachbarn in Delmsloh."

„Und . . womit . . kann ick Se deenen?" brachte die Frau ſtockend heraus.

---

1 Seitentür.

„O, ich wollte eigentlich nichts," ſagte das Mädchen, durch die Frage peinlich berührt. „Ich wollte bloß eben mal auf der Nachbarſchaft Guten Tag ſagen."

„Gon Dag ok," ſagte Frau Lohmann, der es einfiel, daß ſie in ihrer Überraſchung den Gruß noch ſchuldig geblieben war.

Nun ſtanden ſie ſtumm und verlegen neben einander am Herde.

Endlich brachte der überkochende Waſſerkeſſel Mutter Lohmann auf einen guten Gedanken: „Kamen Se rin in de Stuw', Se ſchöt 'n Taſſ' Kaffee utdrinken." Sie führte das junge Mädchen in das beſte Zimmer und nötigte es in das Sofa, deſſen Sprungfedern trotz des leichten Gewichts bedenklich knackten. Dann ging ſie ohne weitere Förmlichkeiten wieder hinaus.

Die Beſucherin ſah ihr enttäuſcht nach. Das alſo war Hinrichs Mutter! — Sie mochte ja eine herzensgute Frau ſein, aber Lebensart hatte ſie nicht viel. Eine peinliche Geſchichte, dieſer Beſuch! Wenn ſie nur erſt ihre Taſſe Kaffee ausgetrunken hätte und wieder draußen wäre!

Sie fing an, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den Bildern an den Wänden feſſelte ihre Aufmerkſamkeit vor allem das eingerahmte Bildnis eines mit eingelegter Lanze erſtaunlich kühn daher ſprengenden blauen Ulanen. Die geſtreck-

ten Vorder- und Hinterbeine des Pferdes bildeten mit dem Bauch eine gerade Linie. Ach, das war gewiß ihr Bekannter aus dem Walde, und ſie ſchlich auf den Zehen hinzu, um das Bild genauer zu ſehen. Da entdeckte ſie, daß das Ganze ein Buntdruck war, dem der photographierte und mit kirſchroten Backen bemalte Kopf nur aufgeklebt war, und der gutmütige Ausdruck des voll dem Beſchauer zugekehrten Geſichts ſchien dem verzweifelt heldenhaften Gebahren des Rumpfes wenig angemeſſen zu ſein. Sie lächelte und rümpfte ſchnippiſch das Näschen. Was für eine Geſchmackloſigkeit, ſolch ein Dings ſich in die beſte Stube zu hängen! Überhaupt wie wenig Geſchmack zeigte der Schmuck des Zimmers! Sie ſuchte mit den Augen, fand aber kein Stück, das irgendwie ihren Blick an ſich gezogen hätte. Von alter Bauernkunſt, über die ſie in einem Jahrgang der Zeitſchrift „Niederſachſen“ einmal geleſen hatte, keine Spur! Frau Lohmann ſtieg durch dieſe Betrachtung ihrer Beſuchsſtube nicht in der Achtung des Gaſtes.

Aber es ſchien, als ob ſie draußen mit dem Bereiten des Kaffees allmählig fertig wurde, und das junge Mädchen ſchlich an ihren Platz zurück. Eben, als die Sprungfedern wieder knackten, knarrte auch die Tür, und die Frau trat ein, auf dem Präſentierbrett eine Schüſſel

mit dem Backwerk, Teller mit Butter und Honig, die Kaffeekanne und eine einzelne Taſſe tragend. Nachdem ſie dieſe vollgeſchenkt und zum Zulangen genötigt hatte, blieb ſie, die Hand auf dem Topfdeckel, aufwartend neben dem Tiſche ſtehen.

„Aber, beſte Frau Lohmann, wenn ich durchaus eine Taſſe Kaffee trinken ſoll, dann müſſen Sie doch eine mittrinken.“

„Nee, nee,“ ſagte die andere. Sie könnte nachher trinken.

„Dann trinke ich auch nicht,“ erklärte der Gaſt, ſich unwillig im Sofa zurücklehnend.

Da endlich holte Frau Lohmann ſich eine Taſſe, und endlich, nachdem ſie zuerſt darauf beſtanden hatte, daß ſie auf einem Stuhl Platz nehmen wollte, ſaßen die beiden nebeneinander im Sofa, das Roſakleid aus Mouſſeline neben dem blauen Neſſelkleid, das zarte weiße Geſicht neben dem braunen runzeligen, und zwiſchen ihnen quälte ſich ſchleppend, von Pauſen und Verlegenheitsräuſpern unterbrochen, ein Geſpräch über das Wetter, über die Ernte, und über eine vielerörterte Einbruchsgeſchichte, die in Wiechel paſſiert war. Frau Lohmann ſehnte ſich nach ihrem Paſtor, Elſe nach ihrem Drachen, innerlich ergrimmt über Hinrich, der ſie in dieſe peinliche Lage gebracht hatte.

Aber der Kaffee! — er war gut, Mutter

Lohmann hatte von den für ihren Paſtor berechneten Loten nichts abgeknappt — der tat auch hier wieder einmal Wunder. Schon die zweite Taſſe brachte das Eis zum Schmelzen, und dann ſtieg die Atmoſphäre mit jedem Schluck um einige Grad Wärme. Eine altmodiſche, buntgeblümte Kaffeemütze hinderte in der zwiebelgemuſterten Kanne die wohltätigen Geiſter Mokkas am vorzeitigen Entweichen.

„Wo gefallt Se dat denn hier in de Lünborger Heide?“ fragte Mutter Lohmann.

Es war ja auch noch eine der üblichen Fragen, aber ſie war doch ſchon anders geſtellt, als vorher die Frage nach dem mutmaßlichen Ertrag der Maggerboners[1]. Und ſo war denn auch die Temperatur der Antwort viel wärmer.

„Oh, ich finde die Heide einfach entzückend, und jetzt blüht ſie ja! Die meiſten Menſchen ahnen gar nicht, was für eine zauberhafte Stimmung auf der bienenumſummten, honigduftenden Heide liegt.“

„Jeao, dat ſeggt unſe Scholmeſter ok jümmer. Aber is dat Se nich mannigmal bannig eenſam up Ehren Hoff? Wi alle rümumto ſünd ja man platte Buern.“

„Gewiß, man lebt hier ja im allgemeinen ſehr einſam. Aber ich muß doch ſagen, die

---

1 Magnum bonum, Kartoffelart.

Leute in dieſer Gegend finde ich ganz nett. Man muß ſich ja erſt an ſie gewöhnen, aber ich glaube, die meiſten meinen es ganz gut.“

„Slechte Lüe giwt't allerwegen und ok in de Heide. Abers, wat ick man ſeggen woll, de ſlechſte Ort Lüe is dat ſüſſen hier nich. Und ok mit de Deenſten hett Ehr Vader dat god drapen. Dat is ja hüdiges Dages jümmer de Hauptſak. Den Knecht und dat grote Mäken kenn ick woll. De ſünd gor nich wietloftig und gode Öllern Kind.“

„Ja,“ pflichtete das junge Mädchen etwas kleinlaut und zögernd bei, „es ſind wohl rechtſchaffene und fleißige Leute, aber leider haben beide gekündigt.“

„Wat? Beide hewwt ſe den Deenſt upſeggt?“ rief die Frau erſchrocken. „Du lewe Gott, dat is'n ſlimme Sak, wenn eener de Deenſten nich holen kann . . .“

Der Tochter ſchien in den letzten Worten ein Vorwurf gegen ihren Vater zu liegen. Deshalb ſagte ſie ſchnell, indem ſie ihrer Nachbarin die Hand auf den Arm legte: „Frau Lohmann, glauben Sie mir, mein Vater iſt daran nicht ſchuld. Es kommt wohl mal vor, daß ihm der Geduldsfaden reißt. Aber ſonſt iſt er gut und gerecht gegen die Leute. Die Schuld liegt nach meiner Anſicht“ — hier nahm ſie eine ſehr altkluge Art zu ſprechen an — „erſtens an

den Leuten ſelbſt, die ſehr weitgehende Anſprüche ſtellen. Das iſt aber nicht nur in der Heide ſo, das iſt der Zug der Zeit. Mein Papa findet übrigens, daß die Niederſachſen keine beſonders guten Dienſtboten ſind. Das Gefühl des Standesunterſchiedes ſäße ihnen längſt nicht ſo in den Knochen, wie den Leuten drüben im Oſten, wo all die großen Güter ſind. Die meiſten hätten einen Stolz und Dünkel, als ob ſie beinahe ebenſo viel wären wie der Herr. Und dann muß ich allerdings auch ſagen, unſere Haushälterin könnte manchmal etwas freundlicher und weniger ſparſam ſein. Die Leute ſcheinen es hier in der Beköſtigung eben viel beſſer gewohnt zu ſein, als bei uns im Oſten."

„Jajajija," machte Frau Lohmann und ſeufzte.

„Na, ich hoffe, wir bekommen beſcheidene und willige Dienſtboten wieder. Wenn Sie mal von welchen hören, die Sie uns empfehlen können, ſchicken Sie ſie, bitte, zu uns! Ich arbeite mich ja nun auch immer mehr in die Wirtſchaft ein und werde ſchon mit dafür ſorgen, daß ſie es bei uns aushalten können!"

„Wi wöt dat Beſte höpen," ſagte Mutter Lohmann, aber ihre Worte klangen ſo wenig hoffnungsfreudig, daß die andere ihr erſchreckt ins Geſicht ſchaute. Als ſie die ſorgenvollen Züge ſah, erſchrack ſie noch mehr. Aber zu-

gleich entdeckte ſie, daß die grauen Augen, die ſo ſorgenvoll auf ihr ruhten, die Augen des Sohnes waren, und dieſe Entdeckung wurde wieder verdrängt durch eine Erinnerung, die mit einem Mal erwachte, die Erinnerung an zwei Augen, die einſt auch ſo voll Sorge ſie angeſchaut hatten und ſo voll Wärme und Güte. . . . Die hatte der Tod ja längſt geſchloſſen, aber was einſt aus dieſen Augen in ihre junge Seele hineingeleuchtet hatte, ja, hier war es wieder . . . Da nahm das Mädchen die Hand der Frau, ließ eine Träne darauf fallen und ſagte in einem Tone, der von der Altklugheit nichts mehr hatte, mit der Stimme des vertrauenden Kindes: „Mutter Lohmann, wenn meine ſelige Mutter noch lebte, ſtände es anders bei uns . . .“

Die Frau nahm des Mädchens Hand zwiſchen ihre Hände — harte, zerarbeitete, riſſige Hände waren es, aber dennoch war's dem Kinde, als ob ihre Hand weich zwiſchen Mutterhänden läge — und fragte leiſe: „Wo lange is dat nu, min lewe Kind, dat din gode Mudder bi unſen Herrgott is?“

„Zwei Jahre,“ ſchluchzte das Mädchen.

„Denn heſt du din Mudder juſt in dat ſülwige Öller verlaren as ick . . . Achjajija, dat is'n hard Stück. In de Johren hewwt wi Deerns de Mudder am meiſten nödig. Dor

giwt dat allerhand, wat wi keenen Minſchen up de ganze Welt ſeggen künnt as unſe Mudder, de uns ünnern Harten dragen hett, und keen Minſch verſteiht uns, man alleen dat Mudderhart. Und wenn dat Hart braken is, denn föhlt wi uns faken ok van unſen Herrgott verlaten. Ick heww dat dörmakt, glöw mi dat, min beſte Kind! Jajija, dat is'n hard und ſwar Stück. Harder und ſwarer is'r nix up düſſe Eer."

Nun wurden auch ihr die Augen feucht, in Erinnerung an die eigene mutterloſe Jugend und in warmem Mitgefühl mit dem jungen Menſchenkinde, das ſich eng an ſie geſchmiegt und zuletzt das Geſicht in ihrer Schürze geborgen hatte. Ach, ſeit das Mutterherz aufgehört hatte zu ſchlagen, war es ihr nicht mehr vergönnt geweſen, an einem mütterlich empfindenden Herzen zu ruhen. Und nun koſtete ſie dieſe Wonne, die lang entbehrte, mit reichlichen Tränen aus. Und Mutter Lohmann ließ ſie ruhig weinen. Sie wußte, wie Tränen ſo wohl tun und das Herz erleichtern und die Augen wieder hell machen können.

Endlich machte ſie leiſe ihre Hände frei, hob ſanft des Mädchens Haupt, blickte ihr ſo recht zuverſichtlich in die Augen und ſagte: „So, min Kind, nu lat dat Wenen man! Unſe Herrgott lett woll ſinken, abers nich verdrinken.

Ick heww dat saken sunnen und heww't ok sülwst belewt: Kinner, de he fröh dat Lewste nahmen hett, de nimmt he sick nahher mit de grötste Lew an. De bringt he an 'ne gode Stäe und to gode Lüe. Mi hett he hier up den Lohhoff brocht. Min lewe Kind, du kannst di driest up em verlaten und em ganz und gar vertrun, he hett ok mit di noch wat Godes in'n Sinn. Du mußt man töwen und glöwen . . . Wullt du di nu noch'n Honnigbodder upsmären? 'n Tass' Kaffee is'r ok noch in," schloß sie, den Deckel der Kanne hebend und hineinsehend.

„Nein, ich danke wirklich, Mutter Lohmann," sagte das junge Mädchen, sich die Augen trocknend und lächelnd ihre Tasse in Sicherheit bringend.

„Wenn Se't recht is, wies' ick Se nu noch unse Wirtschaft. Dat heet, wenn Se Intresse daför hewwt."

„Mächtig, Frau Lohmann, ich bin ja Landwirtstochter," sagte sie.

Der erste Besuch galt den Kühen und Kälbern. Es war kein schwerer ostfriesischer Schlag, wie ihr Vater ihn sich vom Viehmarkt in Leer geholt hatte. Die Tiere lagen und standen nicht so sauber, wie in den Delmsloher Ställen. Das junge Mädchen wunderte sich auch, daß sie mit den Menschen unter einem Dache hausten. Aber es berührte sie eigenartig

und erregte ihr Intereſſe, zu ſehen, welch ein gemütvolles, perſönliches Verhältnis zwiſchen Mutter Lohmann und ihren gehörnten Hausgenoſſen beſtand. Die Frau kannte jede ihrer treuen Milchgeberinnen bei Namen, und dieſe Namen ſchienen zu paſſen. Lieſe hatte ein ſehr gutmütiges Geſicht, Sophie ſah viel klüger aus, und Roſas Phyſiognomie war ausgeſprochen vornehm. Die Bäuerin wußte ferner genau, wie viel Liter Auguſte gab, wann Bleßkopp gekalbt hatte, und wann etwa die Grieſe fett genug ſein würde, um dem Schlachter überantwortet zu werden. Unter ihren lebhaften, gut charakteriſierenden Schilderungen wurde dem jungen Mädchen jede der Kühe faſt etwas wie eine Perſönlichkeit, und nach einer Viertelſtunde kannte ſie dieſe Töchter der Heide beſſer als die ſtolzen Oſtfrieſinnen in ihres Vaters Stall.

Vom Kuhſtall ging's zu den Schweineſtällen, die ſich in einem beſonderen Gebäude befanden. Das Borſtenvieh war nicht zu Hauſe, es tat ſich draußen im Auslauf und in der Auguſtſonne gütlich. Aber als Frau Lohmann an dem Trogſchieber rüttelte, kam die ganze Geſellſchaft öchend, nöffend und quiekſend, je nach Alter und Gemütsart, angeſetzt. Der Anblick war ſo komiſch, daß das junge Mädchen laut auflachte. Eine Sau, die im Frühjahr neunzehn Ferkel geworfen hatte, von denen

vierzehn groß geworden waren, bekam ein beſonderes Lob und die Ermunterung, ſo fortzufahren.

Von den Schweinen ging's in den Garten, der Kohl, Rüben, Georginen, Kartoffeln, Kamillen, Zwiebeln, Peterſilien und Roſen bunt durcheinander aufzuweiſen hatte. Wenig gepflegte Obſtbäume trugen einige Früchte und ſtreckten kahle und mit Flechten bewachſene Äſte in die Luft. „An dem Garten," erlaubte das Mädchen ſich zu bemerken, „müßte etwas mehr getan werden, beſonders an den Obſtbäumen." „Jawolljija, dat ſeggen Se man," pflichtete die Frau bei, „aber weten Se, 'n Garen is mehr wat för vornehme Lüe; wat'n Bur is, de hett dor keene rechte Tied to."

„Ich habe in unſerm Garten ſo wunderſchöne Geranien und Fuchſien und ſonſt allerlei; darf ich Ihnen davon mal einige Ableger ziehen? Sie ſollen ſehen, Sie haben Freude dran."

„Is dankenswert, aber laten Se man. Mit de Blomen, dat kennt unſereen nich ſo, und't kiekt ok keen Minſch dar nah hen. De Hauptſak is, dat'n jümmer Kamillen und Flieder in'n Garen hett. De Tee davon paßt to god, wenn in'n Winderdag mal wat vörfallt."

Die beiden kamen an den Hof, der an der Gartenpforte in ganzer Ausdehnung vor

ihnen lag, durch eine Mauer aus Findlingsblöcken gegen die Straße, die Wieſen und den Wald abgegrenzt.

„Wiſſen Sie, Frau Lohmann, was mir hier bei Ihnen am beſten gefällt?“ fragte das Mädchen.

„Wat denn?“

Sie ſchlug die Augen ſchwärmeriſch auf und ſagte wie verzückt: „Dieſer herrliche Hof; die weite grüne Fläche, dieſe maleriſche Anordnung der Gebäude, und was das allerſchönſte iſt, dieſe koloſſalen Eichen. Unter ſolchen Eichen zu wohnen, in ihrem Schatten ſüß zu träumen und dann wieder ihr Brauſen zu hören, wenn der Sturmwind ſie packt, das muß himmliſch ſein, darum beneide ich Sie.“

„Ja, de Eken ſünd god. Wat de Sagmüller in Wiechel is, de hett för de wecken dat Stück dartig Daler ba'en. Aber Vader will jüm nich utdon.“

„Das täte ich auch nicht, für kein Geld,“ ſagte die Siebenzehnjährige, die ſeine Hand an das rauhe Kleid einer Zweihundertjährigen legend und an ihr hinaufſchauend, ganz nach oben, wo zwiſchen den leicht bewegten Blättern die Sonnenfunken Kriegen ſpielten. Mutter Lohmann hatte unterdeſſen die Hühner ins Auge gefaßt, die in der Nähe graſten. Es waren

einige darunter, die für den Topf ausgemuſtert werden mußten.

Als das Mädchen den Blick aus der grüngoldigen Höhe wieder geſenkt hatte, bemerkte ſie durch das Flimmern, das noch vor ihren Augen war, eine ſich nahende Geſtalt in blitzſauberen Hemdsärmeln. Es war Hinrich, der jetzt höflich die Mütze zog. „Düt is min öllſte Jung," ſtellte Mutter Lohmann vor, „he is erſt leſten Michelje van dat Peervolk in Hannower frie kamen, und düſſe Dag, wo de Bur in Cell is, mutt he den ganzen Hoff vörſtahn." Die beiden grüßten ſich ſehr förmlich. „Hinrich, gah man eben in't Hus und ſegg de Deerns, ſe ſchöllen mit dat Swienfuddern anfangen, ick köm ok glieks," wandte ſie ſich an ihren Jungen.

Hinrich ging ſeiner Wege, und die beiden Frauen ſchlenderten dem Hoftor zu. Hier blieben ſie ſtehen. „Fräulein," ſagte Frau Lohmann, „ick heww mi freut, dat Se mi mal beſocht hewwt. Aber . . . ick mutt Se nu noch wat ſeggen, wat mi gar nich licht fallt. Unſe Mannslüe, wat Ehr Vader is und min Mann, de hammeniert nich god mit'nander. Sökke Keerls hewwt jümmer ehren egenen Kopp, und wi Fronslüe möt uns da nah trecken. Deshalw kann ick Se ok nich god wedder beſöken, nich wohr, dat verſtaht Se woll?"

„Ja, ich verſtehe, ſagte die andere, mit ernſtem Geſicht.

„Und wi könnt öwerhaupt nich ſo faken toſamen kamen, als ick dat ſüſſen woll möch.“

„Leider iſt das ſo,“ beſtätigte jene wieder.

„Aber min lewe Kind, wenn Se mal Rat und Hülpe brukt und Se meent, Ehr Nahwerſche künn Se dorin biſtahn, denn kamen Se man wedder röwer. Denn ſtah ick jümmer för Se parat.“

„Dank, herzlichen Dank,“ ſagte das Nachbarskind, gab der Frau die Hand zum Abſchied und ſah ihr noch einmal in die gütigen Augen. Dann eilte ſie mit ſchnellen Schritten von dannen.

Als Mutter Lohmann über den Hof nach dem Hauſe zurückging, begegnete Hinrich ihr, der ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte. „Sünd de Deerns all in'n Swienſtall?“ fragte ſie.

„Nee, aber ſe willt woll glieks kamen.“

„Süh, nu is de Herr Peſtohr doch utbläwen.“

„Jao, aber Beſök heſt du doch hatt.“

„Ja, dat ſtimmt, abers ick harr up'n annern rekent.“

„Wat woll de Deern denn bi di?“

„Oh, dat arme Kind hett't nich licht. Abers ick hewv ehr öllich 'n bäten tröſt't. Se güng

ganz vergnögt nach Hus . . . Da kamt de Deerns mit dat Swienfudder.“

Hinrich freute ſich mächtig. Ja, das hatte er wohl gewußt, ſeine Mutter war die rechte, um ſolch einem armen Ding den Kopf wieder hoch zu bringen. Das heißt, ein gut Stück hatte er auch ſelbſt dazu beigetragen, geſtern nachmittag, aber ſo wie Mutter konnte er das ja nicht.

Er überlegte, womit er ihr zum Dank mal eine beſondere Freude machen könnte.

Bei nächſter Gelegenheit brachte er ihr von Wiechel einen Hut neueſter Form mit, den die Putzmacherin eben in der Gegend einzuführen ſuchte.

„Jung, wat ſchall dat?“ fragte die Beſchenkte verwundert.

„Mudder, du biſt to god,“ gab Hinrich zur Antwort.

Sie freute ſich über die Liebe ihres Jungen, aber aufgeſetzt hat ſie das Monſtrum erſt nach fünf Jahren, als der Hut allgemein Mode geworden und bei den erſten Bahnbrecherinnen, den Frauen der liberalen Wähler, ſchon wieder aus der Mode kommen wollte.

Wenn das, was die Mutter geſagt hatte, das Mädchen ihm doch hätte beſtätigen wollen! Oft ſchickte er in der nächſten Zeit ſeinen Karo

in das Gebüſch, in dem ſie ihr Lieblingsplätzchen hatte, aber niemals gab er Laut, und niemals begrüßte ihn das erwartete Mongami. — Einmal hatte er die beſte Hoffnung. Karo war in dem Buſchwerk verſchwunden und ließ ſich hören, und ſofort eilte ſein Herr klopfenden Herzens ihm nach. Aber diesmal war's wirklich nur ein Zaunigel, den der Hund zu melden hatte. Hinrich ſtieß die ſtachlige Kugel ärgerlich mit dem Fuß von ſich und gab dem dummen Köter zu der blutigen Naſe, die er ſich an dem Stachelpanzer geholt hatte, noch einen derben Klapps auf den Rücken.

Die Jagd auf Rebhühner wurde eröffnet, und Hinrich ſchweifte viel mit der Flinte unter'm Arm durch die Felder. Mit Vorliebe beging er die Grenzfurche zwiſchen ſeinem und dem Delmsloher Gebiet. Dabei traf er einmal den Nachbarn, der ebenfalls die Grenze abſtreifte. Die beiden gingen links und rechts der Furche eine Weile nebeneinander, unterhielten ſich über Rehe, Haſen und Hühner, knallten in eine Kette der letzteren, die plötzlich hoch ging, gleichzeitig hinein, teilten die beiden, die fielen, redlich, reichten ſich beim Abſchied die Hände und nahmen den beſten Eindruck von einander mit. Hinrich dachte, ſein Vater wäre doch ein wunderlicher Mann, daß er mit ſolch einem netten, umgänglichen Nachbarn nicht auskommen konnte.

Was konnte der dafür, daß ſeine Wiege nicht in der Heide geſtanden hatte?

Daß der Loher Imker mit der diesjährigen Heideblüte im ganzen nicht recht zufrieden war, wunderte Hinrich ſehr. Er ſelbſt konnte ſich nicht erinnern, daß die Heide jemals ſo reich und rot geblüht und ſo fein und ſüß geduftet hätte. Überhaupt was war's für eine Pracht, das weite Roſakleid ſeiner Heimat, mit dem Beſatz von Wieſen, Feldern und Wäldern, den Tupfen einſamer Wacholder, Föhren und Birken, den Falten ſanftgewellter Hügel und Täler, den bald blauen, bald goldenen Säumen in der Ferne!

* * *

An einem Tage um Mitte September — der Vater war längſt wieder zu Hauſe, hatte die Verwaltung ſeines Jungen gelobt und zu deſſen Freude einige ſeiner Anordnungen dauernd übernommen — mußte Hinrich Lohmann ein ausgemäſtetes Kalb an die Bahn bringen. Während er in langſamem Schritt die Straße dahin fuhr, wurde er kurz vor der Station von einem leichten Gefährt überholt. Vorn ſaß Delmlohs Auguſt, der ein pfiffig vergnügtes Geſicht machte, und hinten ein ältliches Frauenzimmer, das ausſah wie ein gerupfter Vogel. Die ſpitze Naſe, das ſcharfe Kinn, die welke Geſichtsfarbe, der altmodiſche Hut — kein Zweifel,

das war der „Drache“. Der auf dem Bock befestigte Koffer ließ darauf schließen, daß er verreisen wollte. Gott sei Dank, dachte Hinrich, nun kriegt die kleine Nachbarin es für einige Tage oder Wochen besser.

Als der Zug mit dem ausgemästeten Kalb und dem ausgedörrten Drachen abgedampft war, trafen die beiden Wagenlenker sich in der Gaststube der nahen Wirtschaft. Der junge Bauer lud den Delmsloher Knecht, den er bei ähnlichen Gelegenheiten einige Male getroffen hatte, zu einem Glase Bier ein. Als sie Platz genommen hatten, fragte Hinrich: „Na, was wollten Sie denn heute an der Bahn?“

Augusts Gesicht, dem man's gleich ansah, daß es nicht in der Heide gewachsen war, verzog sich zu einem breiten Grinsen, und er sagte stolz: „Hab' den Drachen uff de Bahn jeliewert.“

„So? War er das wohl, der da hinten bei Ihnen auf dem Wagen saß?“

„Ja, det war er in seine janze Scheenheit,“ grinste der Knecht.

„Und nun ist er verreist?“

„Ja, aber Retourbillet is nich! Den sind wir jlicklich los, und dadruff will ick mein Jlas mal leeren. Prosch!“

Sie stießen an, und Hinrich trank aus lauter Freude auch mit aus. „Noch'n Paar!“ rief er dem Wirt zu.

„Nun ſagen Sie bloß, wie iſt denn das gekommen, ſo außer der Zeit?“ wandte er ſich wieder an den Knecht.

„Dat will ick Sie janz jenau verzählen, et is 'ne famoſe Jeſchichte. Wiſſen Se, wat unſer Freilein is, de is ja man noch jrin, und zuerſt hat ſe viel in Bicher jeleſen und jeſtickt und im Buſch ſick Blumen jejrapſt, na Se wiſſen ja wohl von ſelber, wie de Jöhren von vornehme Herrſchaftens ihre Zeit dodſchlagen. Ooch uf de Drahtkommode klimperte ſe viel, wat ſe aus'n ff kann. Aber, ſoner drei Wochen is't her, da is det Kind wie ausjewechſelt. Morjens immer die friehſte bei de Arbeet und beim Zubettjehn de letzte. Dem Drachen war's jar nich recht, dat Freileinche ſick for de Sache ſo bejeiſterte, und wenn ihr wat ſchief jing — det kam na=dierlich zuerſt oft jenug vor — ſchimpfte er wie'n Koppral. Aber der kleine Racker — früher hatte er denn wohl jeflennt, nu uff eenmal ſchittelte er det ab, wie de Ente det kihle Naß. Jck weeß nich, wie det jekommen is, aber det is jewiß, een janz anderer Jeiſt iſt da hinein=jefahren. Und nu heren Se zu, nu kommt de Jeſchichte. Jeſtern Mittag war's, da hatte der Drache uns wieder mal ſone dinne jrine Erbſen=brihe jekocht, Fleiſch war da for jeden nich mehr drin als die Spitze von meinem kleenen Finger. 'n Menſch, der dichdig arbeeten muß, kann da

nadierlich nich mit hinlangen. Wie wer det ſo in'n Ojenblick runnerjemurkſt haben, kimmt det kleene Freilein, kuckt uns ſo helle an — o, Se ſollten ſe man kennen, janz verdeibelt kann ſe kucken — und fragt: ‚Na, ſeid'r alle ſatt?‘ Da jrinſt der zweete Knecht, wat'n janzen Haupt=kerl is, ihr an: ‚So ſatt as'n Löwe, de'n Mus upfräten hett.‘ Wir annern jrinſen ooch. Da fragt Freileinchen janz ernſthaftig: ‚Macht der Mann dumme Witze, oder ſeid ihr wirklich nicht ſatt?‘ Da ſagt unſere Trina, die immer jut mit ihr jekonnt hat: ‚Oh, Fräulein, 'n beten kunn dat woll noch lieden.‘ ‚Na, denn wartet man einen Augenblick,‘ und weck is ſe. Und jleich is ſe auch wieder da, und wat hat ſe in de Hand? Eine feine Mettwurſt, ick lije nich, ſo lang und ſo dick, als mein Arm. Und ratſch, ratſch, ratſch hat ſe die in ſo viel Sticke jeſchnitten als wir Leite am Tiſch ſitzen, und jeder kriegte een Stick ſo lang wie mein Daumen is. Jloben Se mir, de ſchmeckte aber . . Aber nun kimmt det Malör. Der olle Drache ſteckt ſeinen ſpitzen Jiebel in de Dir und will ſehen, ob wir noch nich abjejeſſen haben. Wir Kerls machten uns ja nich ſo ville aus ihr, aber de Frauenzimmer jagte ſe denn immer jleich wieder an de Arbeet. Da kriegte ſe zu ſehen, wat paſſiert is . . . . Erſt denke ick, ſe ſchlägt hin und haucht ihren Jeiſt aus, aber det jeht noch eben jut. Aber

de Hände ſchlägt ſe iber den Kopp zuſammen und ſchreit immer wieder: ‚O, meine Mettwurſt, meine ſcheene Mettwurſt, die Leute eſſen meine allerſcheenſte Mettwurſt!‘ Aber de wurde durch det Jebrill nich wieder heil, eins=zwei=drei war ſe runterjewirgt. Von det Jeſchrei wird denn der Herr munter, der ſich jrade uff's Ohr jelegt hatte, kimmt 'rein und ſagt: ‚Donnerwetter, Frau Wacker, wat is denn bloß mit Ihrer ſcheenen Mettwurſt paſſiert?‘ ‚O, Herr Riewitz,‘ heilt det Weib, ‚denken Se bloß, Elſe hat unſere allerſcheenſte Mettwurſt kaput jeſchnitten und den Leuten jejeben. Und es war die allerbeſte und ſollte für janz feinen Beſuch hängen bleiben.‘ ‚Aber Kind, wie kannſt du denn ſo was machen?‘ fragte der Herr. ‚Ich habe ihr heute morgen ſchon jeſagt,‘ ſagte der Racker janz dreiſt, ‚ſie ſollte mehr Fleiſch in die Suppe tun, die Leute kennten damit nicht aus. Aber das wollte ſie nicht. Und nun habe ick die Leute jefragt, ob ſie ſatt wären, und da ſagten ſie nein. Aber hungern ſollen die Leute in unſerm Hauſe nicht, ſatt werden ſollen ſie, und wenn's nicht anders iſt, von Frau Wacker ihrer allerſcheenſten Mettwurſt!‘ ‚Wart ihr nicht ſatt?‘ fragte der der Herr nu uns. ‚Nä, nä,‘ riefen wir alle aus einem Halſe, weil's die pure Wahrheit war und w'r auch unſerm Freileinchen unter de Arme jreifen mußten. ‚Seid ihr öfter nicht ſatt

jeworden?‘ fragte der Herr mir. ‚Det war man oft hellſchen knapp,‘ ſagte ick. ‚Na, Frau Wacker,‘ ſagt er zu det Minſch, ‚da heren Se's; unter dieſen Umſtänden kann ick meine Dochter nich ſo janz unrecht jeben. Aber, Elſe, die allerbeſte Mettwurſt brauchteſt du ooch nich jrade zu nehmen!‘ ‚Die andern,‘ jibt die nu wieder, ‚waren zu klein. Davon konnten die Leite nich ſatt werden. Überhaupt, Papa, wir miſſen dieſe Tage ſchlachten, damit wir wieder ordentliches Fleiſch ins Haus kriejen. Und dichdig müſſen wir dieſen Winter einſchlachten, ſo jeht das nich weiter!‘ ‚Wenn ick ſo behandelt werde,‘ ſagte de olle Jans, jelb und jrin vor Ärjer, ‚und wenn dat dumme Föhr im Haushalt kummandieren ſoll, bin ick ja iberfliſſig. Denn kann ick heute nachmittag ja man packen und morgen abreiſen. Undank iſt der Welt Lohn!‘ Da wollte unſer Herr ſchon jute Worte jeben, aber da ſpringt det Freilein zwiſchen de beiden und ſagt: ‚Papa, ich bitte dich um Gotteswillen, laß ſie ruhig reiſen! So lange det Menſch hier im Hauſe herumwitet, kennen wir niemals gute Dienſtboten halten, und eine Niedertracht und Jemeinheit is et, Leite, die ſich for einen quälen, hungern zu laſſen. Wenn ſie bleibt, jehe ick. Ick will dieſe Wirtſchaft nicht länger mit anſehen. Vater, verſuch's mal, ob ich dir nicht ſchon den Haushalt führen kann! Vor einem

Vierteljahre war ich noch ein dummer Backfisch, heute bin ich's nicht mehr. Frau Wacker,' und dabei trapste se mit ihr Fießchen uf de Fliesen, ‚ick bin keen dummet Jör mehr; ick verbitte mir det von Sie!'

„O, Lohmann, Se hätten se sehen missen, wie se so da stand, nix als Füer und Fett, wie de Leite hier sagen. Wie 'ne Kenigin stand se da, wie 'ne junge Lewin. Det jlaube ick jewiß, wenn det so'n feiner Herr, 'n Leitnant oder so wat, mit anjesehen hätte, der hätte sick stantepeh in ihr verliebt.

„Na, und det Jespenst, det drehte sick um und jing in seine Hehle. Und da jing det Jepacke und Jepolter los. Und nun hab' ick't jlicklich abjeliefert. Nich eenen Jroschen Trinkgeld hat mer det Lork jejeben. Na — ick pfeif' druff, de Hauptsache is, dat wir ihr los sind. Nun werden woll wieder bessere Zeiten for Delmsloh kommen. Unser Herr ist im Grunde so unrecht nich. Trina, de sonst weck wollte, hat nun ooch ihren Dienst verlänjert und will unserm Freilein dichdig helfen. Und denn wird die Jeschichte schon jut jehn, wenn se auch man noch jung is. Det haben wer ja jesehen, se ist eene, de in de Welt paßt."

Nach dieser langen Erzählung stärkte sich August mit einem guten Schluck und sah hastig nach der Uhr. Es wurde höchste Zeit für ihn. Mit

einem halben Dutzend Zigarren beſchenkt, verließ er ſehr vergnügt das Gaſtzimmer.

Auch Hinrich begab ſich bald zu ſeinem Wagen, um nach Hauſe zu fahren. Bald ſaß er, bald ſtand er. Dann pfiff er ein Liedchen oder klatſchte luſtig mit der Peitſche. Dann wieder ſchaute er ſinnend in die Heideweiten.

Auf einmal fiel ihm der Titel eines Gedichts aus der Schulzeit ein: „Der Kampf mit dem Drachen.“ Er lachte hell auf. Ja, den hatte die kleine Nachbarin glücklich beſtanden. Er konnte ſich ganz gut vorſtellen, wie ſie da vor dem böſen Feind geſtanden und was für Augen ſie dabei gemacht hatte. Er hatte ja ſelbſt eine ähnliche Szene mit ihr erlebt.

Seit drei Wochen hatte Auguſt die große Veränderung an ihr bemerkt. Das ſtimmte ja ganz genau. Geſtern vor drei Wochen hatte er im Buſch ihr die Lektion gegeben, und heute vor der gleichen Zeit war ſie bei ſeiner Mutter zu Beſuch geweſen. Er nickte befriedigt vor ſich hin. Daß ſie durch ihre Kinderalbernheit nun hindurchgebrochen und ein ſo vernünftiges und reſolutes Mädchen geworden war, das konnten er und ſeine Mutter ſich als Verdienſt zurechnen. Die Gedichtbücher und die Nachtigallen, und auch der Drache und der Papa hätten das nicht fertig gebracht. Er hatte das Gefühl eines Mannes, dem ein ſehr ſchweres Erziehungskunſt-

ſtück ſehr gut gelungen iſt. Als er an Delmsloh vorüber fuhr, kam es ihm vor, als hätte er durch ſein kluges, rechtzeitiges Eingreifen den Hof und ſeine Bewohner vom Untergang gerettet.

Nun begriff Hinrich auch, warum er ſie nachher niemals mehr im Buſch getroffen hatte. Sie hatte jetzt Wichtigeres zu tun. Sie packte nun doch mit ihren kleinen Händen das Leben feſt an. Und das war ja auch gut. Aber daß ſie nun wahrſcheinlich ihr Lieblingsplätzchen im Walde gar nicht mehr aufſuchte, war eigentlich doch ſchade, ſehr ſchade. — —

Fünftes Kapitel.

Anderthalb Jahre waren mit ihrem Wechsel von Samen und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht über den Lohhof dahingezogen, und wieder sang die Nachtigall in Lohmanns Büschen. Wenn Hinrich sie jubeln und schluchzen hörte, blieb er wohl mal stehen und dachte an eine alte Geschichte, die im Nachtigallenmonat vor zwei Jahren geschehen war, — wie da ein junges Menschenkind mit angehaltenem Atem vor ihm gestanden, ihn mit Augen wie Sterne leuchtend, wie Blümlein schön angeschaut und mit der feinen Stimme, die wie Musik klang, gelesen hatte: „Da sind von ihrem süßen Schall, da sind im Hall und Widerhall die Rosen aufgesprungen.“ Ach ja, damals war auch in seinem Herzen etwas aufgesprungen, dachte er wehmütig lächelnd. Wie oft war er klopfenden Herzens nach ihrem Waldwinkel geschlichen und hatte keinen andern Wunsch gehabt, als noch einmal ihre Augen leuchten zu sehen! Und als er sie

niemals fand, hatte er ſich eines Abends auf den Weg nach Delmsloh gemacht. Da ſtand er dann lange an der Hofmauer aus Findlingsblöcken und blickte nach dem Lichtſchein, der aus einem kleinen Fenſter ſchräg auf den Hof fiel. Der zog ihn ſeltſam an, und plötzlich hatte er die Klinke der Pforte in der Hand. Aber da raſſelte auch ſchon eine Kette, und ein Ungetüm von Hofhund machte einen Höllenſpektakel, und das geheimnisvolle Fenſter öffnete ſich, und Flüche und Schimpfworte brachten das erregte Tier zur Ruhe. Ach, er hatte hinter dem traulichen Lichtſchein ganz etwas anderes vermutet als den ſchnoddrigen Berliner. Da war er mit hängendem Kopf ſeiner Wege gegangen. Und niemals hatte er ſie aus der Nähe wiedergeſehen.

Jetzt wußte er, daß es ſo das Beſte war. Jetzt lächelte er über ſeine damalige Jugendtorheit. Seine Frau konnte ſie ja doch nicht werden. Sie war für ihn und ſeine Eltern viel zu fein, und zwiſchen den beiden feindlichen Höfen konnte ja kein Brautkiſtenwagen fahren. Daß er damals an dieſe Unmöglichkeit gar nicht gedacht hatte! Aber da war er noch ſo ein junger Springinsfeld geweſen, eben vom Kommiß zurück. Mit den Jahren wird der Menſch vernünftiger und kriegt mehr Überlegung. Aber wenn die Nachtigall ſang im Frühlings-

orcheſter und die Heckenroſen ihm entgegenleuchteten, dachte er doch ganz gern mal an jene ſelige Jugendtorheit zurück. —

Die Pläne ſeiner Eltern mit Hinkens Gretſchen kannte er. Gegen das Mädchen hatte er auch gar nichts. Aber er konnte ſich nicht helfen, er mußte ſie, ſo oft er ſie ſah, mit dem kleinen, feinen Ding von drüben vergleichen. Dabei zog dann die Deern mit den ſtarken Knochen und den blühenden Backen immer den Kürzeren. Die war wie eine vollerblühte Zentifolie in Mutters Garten, die andere aber wie ein eben aufgeſprungenes Heckenröschen. Wenn er mal freien ſollte, mußte es eine ſein, die mit der kleinen Nachbarin etwas mehr Ähnlichkeit hatte. Vor allem die Augen durften nicht ſo rund und ſtumpf in die Welt kucken, wie bei dem guten Gretſchen. Sie mußten etwas von dem wunderbaren Leuchten haben, womit die andere ihm damals beinahe den Kopf verdreht hätte. Daraufhin ſah er jetzt jedes Mädchen an, aber bislang hatte er das, was er ſuchte, noch nicht wiedergefunden.

Von Delmsloh hörte man in Lohe nur ſelten und auf Umwegen. Einheimiſche Dienſtboten hatte Herr Riewitz nicht wieder mieten können. Seine Grobheit und der Ruf, den ſein Haus nun einmal weg hatte: „Se ſpieſt nich god,“ ſchreckte die Leute zurück. Seit er ein-

mal aushilfsweiſe Arbeitskräfte aus dem Oſten beſchäftigt hatte, brauchte er ſich um Kinder der Heide überhaupt nicht mehr zu bemühen. Die fühlten ſich gegenüber dem Volk aus dem Oſten als überlegene, edlere Raſſe und wollten in die von den „Polacken“ benutzten Betten nicht hinein. Auguſt hatte bei ſeinem Herrn, und Trina treulich bei ihrer jungen Herrin ausgehalten. Für das Milchvieh war von der Landſtraße ein heruntergekommener Oberſchweizer in Dienſt genommen. Es hieß, der Mann ſei für gewöhnlich fleißig und zuverläſſig, aber wenn von Zeit zu Zeit der Alkoholteufel ihn packte, gebärde er ſich wie ein wildes Tier. — Die Viehhändler erzählten gelegentlich, daß der ſchwere oſtfrieſiſche Schlag, des fetten Marſchengraſes gewöhnt, in der Heide nicht recht fortkomme und zuletzt mit Schaden verkauft werde. — Viele Tauſende der Kiefernſämlinge, die auf dem Heideumbruch gepflanzt waren, waren an Kinderkrankheiten eingegangen.

Vater Lohmann hörte ſolche Gerüchte ohne eine Spur von Schadenfreude, aber auch ohne Mitleid. Er ſah darin nur ein ehernes Geſetz ſich vollziehen. Der Herrgott wollte es eben nicht, daß dieſe neumodiſchen Landwirte, die ohne ihn auskommen wollten und den ſeit Jahrhunderten erprobten und vom Vater auf den Sohn vererbten Arbeitsbetrieb verachteten

und den ſogenannten intenſiven Betrieb an die Stelle ſetzten, in der Heide Wurzel faſſen ſollten. Daß auch Riewitz, der hohe Hypotheken-Schulden übernommen hatte, eines Tages werde davon müſſen, war ihm ſicher. Wie lange er ſich hinhielt, hing von den Hilfsmitteln ab, die er in Reſerve hatte.

Vater Lohmann hat ſein Gelübde, unter dem gegenwärtigen Beſitzer den Delmsloher Hof nicht zu betreten, treu gehalten. Einen Annäherungsverſuch ſeines Nachbarn hatte er ſchroff zurückgewieſen. Als eines Tages Auguſt ihm die Einladung zu einer Treibjagd überbrachte, ließ er antworten, Haſen ſprängen bei ihm ſelbſt genug herum, und er wäre froh, wenn er dieſe ſo weit abſchießen könnte, daß ſeine Frau etwas Kohl für die Pinkelwurſt übrig behielte.

Und doch iſt ein Tag gekommen, an dem er ſein Gelübde hat brechen müſſen. Da iſt er mit ſehr ſchnellen Schritten nach Delmsloh geeilt, ſchneller noch als in den flinken Jugendtagen, wenn's ihn zum Spiel mit Freund Schorſe zog. Und als er bei dem Hauſe mit dem Kirchturm angekommen iſt, da hat er ſich die blanken Schweißtropfen von der Stirn gewiſcht und hat kaum wieder hinter den Atem kommen können. —

Am Tage nach Pfingſten war's. Frau Lohmann ſaß auf dem Flett und ſchälte Kar-

toffeln. Drüben die Miſſentür ſtand offen, und in dem breiten Strahl der Frühlingsſonne glitzerten die Flügel der zwitſchernd ein- und ausfahrenden Schwalben, die an den Dielenbalken ihre Neſter hatten. Da plötzlich erſcheint in dem offenen Tor eine menſchliche Geſtalt, und ein Mädchen kommt über die Diele gerannt. Die Haare fliegen, das Geſicht glüht, der Buſen jagt keuchend auf und nieder. Die Trina von Delmsloh iſt's, die nun erſchöpft neben Frau Lohmann auf einen Stuhl ſinkt.

„Deern, wat is denn?" fragte die entſetzte Frau.

Aber das Mädchen hat noch keine Worte. Das Blut hämmert in ihren glühenden Schläfen. Sie wankt auf den Waſſereimer zu. Aber die Frau iſt aufgeſprungen, hält ſie feſt und ſchreit: „Drink nich, Deern, dat is din Dod! Wat is denn, ſo ſegg doch!"

Nun endlich öffnen ſich ihre Lippen, für ein dreimaliges grauenerfülltes Oh.

Frau Lohmann faßt das Mädchen an beiden Armen und ſchüttelt ſie: „Nu fat di doch und ſegg, wat paſſeert is!"

„Unſe Herr . . . de beſapene Keerl . . . hett em dal ſlan . . . Melkſtohl . . . grot Lock . . . . dat Fräulein . . . oh, kamt glieks mit . . . . ſe bittet van Harten . . ."

Die Frau ſah das Mädchen ſtarr an, nach dem Zuſammenhang der abgeriſſen herausgeſtoßenen Worte ſuchend. Dann ließ ſie es los und lief hinaus. Das Mädchen ſtürzte ſich an den Waſſereimer, tat lange haſtige Züge und ſank wieder auf dem Stuhl zuſammen, dumpf vor ſich hinbrütend . . .

Nach einigen Minuten gingen Lohmanns eilig an ihr vorüber in das Zimmer, er in Hemdsmauen, von der Arbeit gerufen. Wieder einige Minuten, und ſie waren bereit, ihr zu folgen.

Nun machten die drei ſich ſchleunigſt auf den Weg. Unterwegs brachte Lohmann durch Fragen heraus, wie alles gekommen war. Der Schweizer hatte die Feſttage mit einer Zweiliterkanne voll Schnaps im Kuhſtall gefeiert, die nötigen Arbeiten dabei aber noch einigermaßen getan. Nun kommt aber vorhin der Herr in den Stall und ſieht, daß die Kühe noch nicht gemolken und gefüttert ſind. Da muß er dem Betrunkenen wohl Vorhaltungen gemacht haben, vielleicht hat er auch den Stock gebraucht, den man bei ihm gefunden hat, — es war ja niemand dabei geweſen — genug, den Betrunkenen hat eine ſinnloſe Wut gepackt, und er hat mit dem ſcharfkantigen Melkſtuhl den Herrn zu Boden geſchlagen. Ob er noch lebte, wußte das Mädchen nicht. Das Fräulein

hatte ſie gleich, nachdem das Schreckliche geſchehen, nach Lohe geſchickt.

„Dat arme Kind!“ jammerte Mutter Lohmann, und die drei beſchleunigten ihre Schritte noch mehr. Außer Atem und ſtark erhitzt kamen ſie in Delmsloh an.

Riewitz lag noch an der Stätte der Untat. Man hatte ihm Kiſſen unter den Körper geſchoben, und die Tochter kauerte neben ihm an der Erde und legte kühlende Tücher auf ſein Haupt. Als ſie Schritte hörte, blickte ſie auf und ſah den voranſchreitenden Bauern leer und wie abweſend an. Dann ſuchten ihre Augen die von Frau Lohmann, und da war es, als ob das Starre, Tote langſam aus ihnen wiche. Sie erhob ſich mühſam, gab der Frau die Hand — und plötzlich warf ſie ſich an ihre Bruſt und brach in krampfartiges Weinen aus. Endlich faßte ſie ſich gewaltſam und drückte dem Bauern ſtumm die Hand.

„Iſt nach dem Doktor geſchickt?“ fragte Lohmann.

Ja, Auguſt hatte ſich ſofort auf ein Pferd geworfen, um ihn zu holen. Er mußte jeden Augenblick zurück ſein.

Ob der Übeltäter feſtgemacht wäre, fragte der Bauer wieder.

Ja, man hätte ihn gleich in eine feſte

Kammer mit kleinen, hohen Fenſtern eingeſchloſſen, antwortete jemand.

Es folgten bange Minuten. Einmal über das andere ſah Lohmann nach der Uhr. Wenn der Knecht den Arzt nur zu Hauſe traf!

Da klapperten Pferdehufe über das Hofpflaſter. Von dem ſchweißbedeckten Tiere ſprang Auguſt. Ja, der Doktor wollte ſofort kommen.

Wieder lange, bange Minuten. — Die Kühe brüllten und ſtießen gegen die Stallbäume. Lohmann dachte daran, daß ſie noch nicht gefüttert und gemolken waren. Da ging er hin und warf ihnen vor. Dem Mädchen, das ihn geholt hatte und jetzt händeringend ihrer Herrin ins Geſicht ſtarrte, gab er den Befehl, die Kühe ſofort zu melken.

Endlich, endlich — Wagenräder raſſelten über das Hofpflaſter, und gleich darauf trat der Arzt ſchnellen Schrittes und die Anweſenden mit einem ſchnellen Blick ſtreifend, an den Bewußtloſen heran. Alle Augen hingen geſpannt an ſeinen Zügen, als er nun die Wunde unterſuchte. Es herrſchte Totenſtille. Die Tochter bewegte die Lippen, als ob ſie fragen wollte. Aber ſie wagte es nicht, aus Furcht vor der Antwort.

Der Arzt erhob ſich und ordnete die Überführung des Bewußtloſen in ſeine Kammer an. Die Männer ließen ſich anweiſen, wie ſie an-

faſſen ſollten, er ſelbſt hob das Haupt in den Kiſſen hoch, und ſo trugen ſie ihn behutſam über den Hof in das Haus. Mutter Lohmann führte das faſſungsloſe Kind.

Als ſie ihn in ſein Bett gelegt hatten, wandte der Arzt ſich an Elſe, drückte ihre Hand und ſagte: „Liebes Kind, Ihr Papa hat eine ſchwere Gehirnerſchütterung erlitten, aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Wiſſen Sie nicht jemand, der Ihnen in der Pflege beiſtehen kann?“

„Ach nein, Herr Doktor, wir ſind hier ganz fremd,“ ſagte ſie und ſah ihn ratlos an.

„Können Sie denn nicht irgend eine Verwandte telegraphiſch beſtellen?“ fragte der Arzt wieder.

Sie ſah noch ratloſer drein. „Wir haben wenig Verwandte, und von denen kann niemand abkommen. Ich weiß keinen auf der ganzen Welt.“

Da fiel ihr Blick auf Mutter Lohmann, die unruhig mit ihrem Manne Blicke wechſelte. Und nun trat dieſe einen Schritt vor, ſchien etwas ſagen zu wollen, ſeufzte und ſagte dann: „Ick will Se biſtahn.“

Da nahm das Mädchen ihre Hand und warf ihr einen dankbaren Blick zu. Und der Doktor ergriff ihre Linke und ſagte: „Das iſt brav nachbarlich von Ihnen.“ Dann gab

er Anweiſung, alle zehn Minuten friſche Kompreſſen aufzulegen, richtete die erſte ſelbſt ein, und bedauerte, vorderhand nicht mehr tun zu können. Am Nachmittag werde er wieder vorſprechen.

Er verließ das Zimmer, und auf einen Wink folgte Lohmann ihm auf den Vorplatz. „Der Hallunke hat leider nur zu gut getroffen," ſagte der Arzt. „Unſer Freund hat einen böſen Schädelbruch erlitten. Ich fürchte, das arme Kind geht ſchweren Tagen entgegen. Ich hoffe, Sie beweiſen ſich als gute Nachbarn."

Lohmann dachte daran, wie damals nach der Reichstagswahl dieſer Doktor mit dem da drinnen ihn verhöhnt und ihm den „dummen Bauernklotz" nachgeworfen hatte, und finſter blickte er auf den kleinen Mann herab. Er dachte einen Augenblick daran, ihn an jene Stunde zu erinnern. Er ſagte dann aber nur: „Was wir als Nachbarn ſchuldig ſind, das werden wir wohl von alleine wiſſen."

Als der Arzt ſeinen Wagen beſtieg, führte eben auch der Wiecheler Gendarm den Übeltäter geſchloſſen ab.

Bald nach Mittag ſprach der Arzt wieder vor. Er fand den Zuſtand des Verwundeten unverändert.

Endlich ſank die Nacht auf dieſen ſchrecklichen Tag herab. Frau Lohmann hatte zu

Hauſe nur eben nach dem Rechten geſehen und ſich dann wieder in Delmsloh eingefunden, um Krankenwache zu halten. Mit der Tochter ſaß ſie an dem Bett des Bewußtloſen. „Min Kind,“ ſagte ſie nach einer Weile, „leggen Se ſick för'n paar Stunnen dal[1], dat Se för morrn friſche Kraft kriegt!“ „Nein, Frau Lohmann, das kann ich nicht,“ antwortete das Mädchen und fuhr fort, die Züge des Vaters ängſtlich zu beobachten und auf die Minute pünktlich neue Umſchläge zu machen. Endlich machte aber die Natur ihre Rechte geltend. Der furchtbaren Spannung folgte die Abſpannung und Erſchöpfung. Eine Zeitlang kämpfte ſie, die Augen gewaltſam aufreißend, dann ſank ſie machtlos in den Lehnſtuhl, in dem ſie ſaß, zurück und fiel in feſten Schlaf. Und zwiſchen Vater und Kind ſaß die fremde Frau, wartend und ſorgend, Nachbarpflichten erfüllend, die ſo lange zwiſchen den beiden Höfen geruht hatten.

In der Einſamkeit und Stille der Nacht kamen ihr allerhand Gedanken. Wie lange war's her, daß ſie zum letztenmale an einem Krankenbett gewacht hatte? Sehr, ſehr lange. In den ſechsundzwanzig Jahren ihrer Ehe war es kaum je nötig geweſen; wohl einmal bei den Häuslingen, aber in der eigenen Familie

---

1 nieder.

niemals. Ihre drei Jungens und die Tochter waren herangeblüht wie die Lilien. Die Kinderkrankheiten hatten ſie ſpielend überſtanden. Ja, ja, ſie hatte alle Urſache, Gott dankbar zu ſein. —

Aber halt, es iſt wieder Zeit, das kühlende Tuch zu erneuern. Sie zieht die Pantoffeln aus und ſchleicht auf Strümpfen, um das ſchlummernde Kind nicht zu wecken.

„Ach jajija," ſeufzt ſie, ſich wieder an den Tiſch ſetzend. Wie ſchwer mußten andere dagegen hindurch! Das arme Kind da — die Mutter hat's früh verloren, und nun muß vielleicht der Vater von ihr gehen, auf ſo ſchreckliche Weiſe, im Zorn hinweggerafft . . . Wie ruhig ſie ſchlief! Sanft hob und ſenkte ſich der Buſen in regelmäßigen Atemzügen. Beinahe wie ein ſtilles Lächeln lag es auf dem lieben Geſicht. Es ſchien, als hätte der freundliche Engel des Schlafes all das Schreckliche von ihrer Seele genommen . . . Aber das ſchreckliche Erwachen, das dann folgen mußte . . . . Wenn ſolch ein Menſchenkind erquickt vom Schlafe auffährt und dann die ſchreckliche Gegenwart ſich auf einmal mit doppelter Wucht auf das arme, ahnungsloſe Herz ſtürzt . . . Sie dachte mit Schaudern an ihre Jugend, als die Mutter geſtorben war, wie ſie da in den erſten Wochen ſich abends faſt gefürchtet hatte, zu

Bett zu gehen, im Gedanken an das Erwachen am andern Morgen . . .

Eins wurde Mutter Lohmann in diesen Stunden des Nachdenkens und des Erinnerns ganz klar. Sie mußte dem Herrgott, der mit ihrer Familie so gut gewesen war, dadurch danken, daß sie sich dieser Verlassenen in der schweren Zeit treu annahm, wenn dabei auch manches in ihrem Hause nicht zu seinem Recht kommen konnte.

Es graute der Morgen, in den Linden vor dem Fenster lärmten die Sperlinge. Da regte sich die Schlafende. Frau Lohmann sprang auf und stellte sich schnell zwischen sie und das Bett des Kranken, um dieses dadurch zu verdecken. So kam es, daß der erste Blick der sich öffnenden Augen nicht auf die bleichen Züge des Vaters fiel, sondern auf das gute Gesicht der Nachbarin mit den treuen, mütterlichen Augen. —

Riewitz's Zustand blieb eine Reihe von Tagen unverändert. Frau Lohmann kam täglich nur auf Stunden nach Hause. Die Nächte brachte sie regelmäßig in Delmsloh zu, so, daß sie sich mit der Tochter, die jetzt viel mehr Stärke und Umsicht zeigte, als sie ihr zugetraut hatte, in die Nachtwachen teilte.

Lohmann kam auch täglich herüber und sah nach der Wirtschaft. Als die wichtigsten Arbeiten der Jahreszeit in Lohe beendet waren

brachte er einige ſeiner Leute mit, um dieſelben in Delmsloh anzugreifen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſah Hinrich die Nachbarstochter einmal wieder. Wie hatte ſie ſich verändert! Die Augen, die einſt von Lebensluſt ſprühten, waren tiefumrändert. Das wilde, loſe Haar war gebändigt, und ſtatt der Roſafarbe trug ſie Schwarz. Als ſie ſich zufällig auf der Diele trafen, waren ſie allein, aber kein Wort, keine Miene knüpfte an die frühere Bekanntſchaft an. Zögernd und verlegen gingen ſie an einander vorüber. Nachher dachte er, er hätte ihr wohl einige Worte der Teilnahme ſagen müſſen, und ſie bedauerte, ihm nicht ein Wort des Dankes für ſeine und ſeiner Eltern treue Hülfe geſagt zu haben. Aber als ihnen das einfiel, war es ſchon zu ſpät.

Vater Lohmann wunderte ſich, den Hof nicht ſo verlottert zu finden, als er erwartet hatte. In manchen Dingen ſchien der Nachbar doch ganz tüchtig zu ſein, und in einigen, das geſtand ſich der Bauer ehrlich, war er ihm ſogar überlegen.

Sieben Tage nach dem Unglück ſchrak Frau Lohmann, die einen Strumpf ſtrickend am Fenſter des Krankenzimmers ſaß, plötzlich zuſammen. Aus dem Bett hatte auf einmal eine ſchwache Stimme gefragt: „Wer ſind Sie?“ und als ſie erſchreckt aufſprang, waren zwei matte Augen auf ſie gerichtet.

Vor Aufregung zitternd und die Antwort vergeſſend, lief ſie in die Küche und rief die Tochter. Mit zitternden Knieen eilte dieſe in die Krankenſtube, fiel vor dem Bett auf die Kniee und bedeckte die Hand des Vaters mit Küſſen.

„Was war das für eine Frau?“ fragte er mühſam.

„Frau Lohmann iſt das, unſere liebe Nachbarin.“

„Was will denn die hier?“

„Ach Papa, beſter Papa, du biſt ja ſchwer krank geweſen und haſt ſieben Tage wie tot gelegen. Da hat die gute Frau mir ſo treu geholfen und jede halbe Nacht bei dir gewacht.“

„Ach ſo. Iſt das wahr? . .“ Die müden Augen ſchloſſen ſich wieder, der Kranke ſchien in ſeinen vorigen Zuſtand zurückzuſinken. Angſtvoll hing die Tochter an ſeinen Zügen.

Nach einer halben Minute ſchlug er die Augen wieder auf und ſagte: „Draußen iſt natürlich alles liegen geblieben . . . Wie ſoll ich das noch wieder einholen? . . . Ach mein Kopf! . . .“

„Beſtes Väterchen, rege dich nicht auf,“ flehte die Tochter. „Alles iſt in Ordnung. Unſer Nachbar und ſein Sohn und ſeine Leute haben uns tüchtig geholfen. Wenn du erſt

wieder auf biſt, wirſt du deine Freude daran haben.“

„Was? — Unſere ſtarrköpfigen Nachbarn in Lohe haben das getan?“

„Pſt! Die Frau iſt in der Wohnſtube. Daß ſie es nicht hört!“

„Rufe ſie mal herein!“

Frau Lohmann kam, befangen und zaghaft. Der Kranke ſchlug mühſam die Augen auf, ſtreckte mit ſichtbarer Anſtrengung die magere Hand mit den geſchwollenen blauen Adern ihr entgegen und ſagte leiſe: „Ich danke Ihnen . . . Sagen Sie das auch Ihrem Manne . . . bin ſo müde . . .“

Dabei fielen ihm die Augen wieder zu.

Das Kind ergriff Mutter Lohmanns beide Hände, ſah ſie glückſelig an, atmete tief auf, und plötzlich warf ſie ſich der Frau an die Bruſt und küßte die leicht ſich ſträubende einmal über das andere. „O, liebſte, beſte Mutter Lohmann, nun muß ſich alles, alles wenden,“ ſchluchzte ſie unter Freudentränen an ihrer Wange.

Mit den tränenumflorten Augen blickte ſie durch das offene Fenſter in den Garten. Da blinkte die Juniſonne, und die Luft war voller Blütenduft, und ein Zitronenfalterpärchen machte ein Hochzeitstänzchen, und die Schwalben mit den ſchimmernden Flügeln ſchoſſen durch die

Luft, und in den Büſchen ſangen die Vögel. Und alle dieſe Frühlingsherrlichkeit leuchtete nach ſieben langen, bangen, dunklen Tagen zum erſtenmal in den jungen Augen wieder. —

Wer iſt denn das, der da jenſeits des Gartenzaunes über den Hof geht? Ach das iſt ja Lohmanns Hinrich. Was iſt der für ein ſtarker, ſtattlicher Menſch geworden! Was für eine gelenkige, ſehnige Kraft zeigte ſich in ſeinen Bewegungen! Der muß die freudige Nachricht doch auch haben. Ihm verdankt ſie ja dieſes treue Pflegemütterlein, das ihr die ſchreckliche Zeit hat ertragen helfen.

„Mutter Lohmann, ich muß eben mal mit meiner Freude in die Sonne," ſagt ſie, die Frau warm anblickend, und hinaus iſt ſie.

Hinrich hatte den Hof hinter ſich und ſchritt am Waldesſaum auf Lohe zu. Da hörte er hinter ſich rufen: „Herr Lohmann, Herr — Loh—mann!" Er blieb ſtehen und ſah ſich um. Leichtfüßig, wie ein Reh, kam die kleine Nachbarin hinter ihm drein. Über ihre zierliche Geſtalt huſchten abwechſelnd die Baumſchatten und die Sonnenſtrahlen. Er machte einige Schritte ihr entgegen, und nun ſtand ſie vor ihm, hochatmend, die Wangen vom ſchnellen Lauf gerötet und von einem goldenen Lichtſtrahl warm überhaucht: „Lieber Herr Lohmann, eben hat mein Papa die Augen aufgeſchlagen

und mit mir gesprochen . . . Und mit Ihrer Mutter auch . . . Nun muß sich alles, alles wenden."

Er blickte sie groß an und fragte verwirrt: „So?"

Sie ergriff seine breite Hand. „Das freut Sie doch auch? Nicht?"

„O, ganz mächtig freut mich das," sagte er und drückte und schüttelte ihre kleine Hand.

Als er sie dann los ließ, standen sie sich schweigend gegenüber, und die Verlegenheit war wieder zwischen ihnen.

Da plötzlich erhob sich im nahen Busch ein jubelndes Singen, und die beiden wandten den Kopf zur Seite und lauschten: „Da ist die Nachtigall . . . wieder," sagte Hinrich wie im Traum, und dann hörte er, wie eine feine, leise Stimme neben ihm sagte:

„Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder,
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder."

Da sah er verstohlen nach ihr hinüber und erschrak. In ihren Augen war wieder das wunderbare Leuchten, das er vor Jahren einmal gesehen und dann überall in der Welt gesucht hatte. Dann hatten die Lider sich über den schönen Sternen gesenkt, und auf den zarten Wangen lag eine dunkle Glut. „Ich muß

wieder zu Vater," ſagte ſie verwirrt und wandte ſich zum Gehen.

Auch Hinrich ſetzte ſeinen Weg fort. Als er nach einer Weile zurückblickte, ſah er, wie ſie langſam dahinſchritt, den Kopf nach der Waldſeite geneigt, wo das Vöglein noch immer ſang, jetzt eben die tiefen, ſchmerzensvollen Schluchzetöne.

Auch über dieſen Tag voll Sonnenſchein und Nachtigallenſang, voll froher Hoffnung und ſüßer Erinnerung zog die Nacht ihre dunklen Schleier. Und das Kind ſaß wieder im matten Schein der Nachtlampe an dem Bett des Vaters. Aber in ihren wachen Augen war noch ein wenig Sonnenſchein, und in ihrer Seele noch ein leiſes, liebliches Klingen und Singen vom Tage.

Da ſchreckte ſie plötzlich in ihrem Sinnen und Träumen ein ungewöhnlicher Ton vom Lager des Kranken. Und als ſie ihm ins Geſicht leuchtete, gewahrte ſie mit Entſetzen die Veränderung, die darin vorgegangen war. Die Lampe entfiel faſt ihrer zitternden Hand, und ſie ſank auf einen Stuhl. Aber die röchelnden Atemzüge, die immer lauter wurden, peitſchten ſie in die Höhe, ſie wankte durch das Zimmer, über die Diele, und nun ſtand ſie mit dem Licht in der bebenden Hand vor Mutter Lohmanns Bett. Die war ſchon durch das Ge-

räuſch der Tür wach geworden, hatte ſich halb aufgerichtet, und als ſie die in Todesangſt herausgeſtoßenen Worte: „Es iſt ſo ſchlimm mit Vater, o kommen Sie ſchnell!“ hörte, ſprang ſie aus dem Bett, warf ihr Kleid über und folgte dem Kinde, das ſchon wieder hinausgeſtürzt war.

Als ſie auf den Flur kam, hörte ſie von drüben das ſchwere Röcheln. Da griff ſie ſich nach dem Herzen.

Im Krankenzimmer beſtätigte ihr der erſte Blick, daß hier ein Menſch ſeinen letzten Kampf kämpfte. Auf der Stirn lag ſchon das matte Glänzen des letzten kalten Schweißes.

„So war's bei Mutter auch,“ ſagte das Kind mit ſtarrem Blick in Mutter Lohmanns Augen.

Die nickte ſtumm und faltete die Hände. —

Mutter Lohmann, wie kam es doch, daß du in den ſchrecklichen Stunden, die nun folgten, ſo wunderbar mitfühlen, ſorgen, tröſten, raten und ſchaffen konnteſt? — Nun, du biſt eine deutſche Frau und Mutter, mit der ganzen Herzenseinfalt und Gemütstiefe, die der Herrgott den rechten deutſchen Frauen und Müttern nun einmal mitgegeben hat. Aber das tat's nicht allein. Wie kam es denn? Du haſt ja nicht viel gelernt. Dein alter braver Schulmeiſter wußte ſelbſt nicht viel, und ſogar der

hat über dein Rechnen und deine Aufſätze manchmal ſeinen weißen Kopf geſchüttelt. Ja, aber du haſt alle deine Lebtage treu aus einem alten, alten Buche gelernt, das trotz aller Tagesweisheit die größte, erhabenſte, tiefſte Weisheit enthält, die uns kleinen Menſchen erreichbar iſt. Und du biſt alle deine Lebtage die treue Schülerin deſſen geweſen, der die Menſchen gelehrt hat, ihre Seelen und andere Seelen zu finden. Das machte es. Darum konnteſt du ein armes, unerfahrenes, verzweifelndes Menſchenkind ſo durch dieſe Stunden geleiten, du liebe, treue, gute Seele du. —

Vier Tage ſpäter hielt vor dem Kirchhofstor in Wiechel ein Leichenwagen. Und dann ſetzte ſich der Trauerzug in Bewegung. Die Singjungens, Paſtor und Küſter voran, darauf der Sarg, dann die Tochter des Verſtorbenen an der Seite der mütterlichen Freundin, endlich ein ſtattliches Gefolge, ſo bewegte er ſich die Lindenallee entlang. Die Bauern alle hatten den Fremden und Fremdartigen nicht leiden mögen, aber die hehre Majeſtät des Todes ließ das vergeſſen, und mit ernſten, teilnehmenden Geſichtern erwieſen ſie dem Preußen die letzte Ehre.

Lohmanns nahmen das verwaiſte Kind mit auf ihren Wagen und fuhren heim. Als ſie an Delmsloh vorüberkamen, fiel dem Bauern plötzlich ſeine wilde Nachtfahrt von der Reichs-

tagswahl ein, und er dachte daran, wie er damals den Abzug des Nachbarn zu feiern sich vorgenommen hatte. Es war anders gekommen, ganz anders. —

In Lohe angekommen, bat Lohmann das Mädchen, mit ihm in die beste Stube zu kommen. Als sie in dem altersschwachen Sofa Platz genommen hatte, sagte er: „Fräulein, meine Frau hat mir gesagt, was Sie in der Nacht, als Ihr Vater gestorben ist, mit einander besprochen haben. Es tut mir leid, daß Sie gar keine Verwandte haben, die Ihnen näher stehen, und die wohnen ja auch alle zu weit weg. Deshalb will ich Ihre Sachen wohl in Ordnung bringen. Nach dem Gesetz müssen Sie für ein Jahr, bis Sie majorenn sind, einen Vormund haben, und das muß ich ja denn wohl werden. Wenn's Ihnen recht ist, machen wir die Sache gleich in den nächsten Tagen auf dem Amtsgericht in Ordnung. Bleiben Sie ruhig hier bei uns, bis wir weiter sehen. Das ist für Sie besser, als wenn Sie allein in Delmsloh hausen und immer wieder an die schreckliche Geschichte erinnert werden. Ihren Hof verwalte ich mit von hier aus."

Sie ergriff stumm seine Hand und sah ihn dankbar an.

Mutter Lohmann war es nicht leicht geworden, ihren Mann zu diesem Entschluß zu

bewegen. Er meinte, er hätte nun ſeine Chriſtenpflicht an dem fremden Volk getan, und daß er die ſchwere Pflicht eines Vormundes unter wahrſcheinlich ſehr ſchwierigen Verhältniſſen auf ſich nehmen ſollte, könnte kein Menſch von ihm verlangen. Aber ſeine Frau verlangte es doch und ließ nicht locker. Der Herrgott hätte ihnen in den langen Jahren ihrer Ehe ſo viel Gutes getan; ob er denn meine, den Dank dafür könnte er mit ein paar Talern jährlich für die armen Heiden gut machen? Wer denn ihr Nächſter ſei? Jetzt doch wohl ganz gewiß das arme verlaſſene Waiſenkind, das in der Welt keinen habe, der ſich ſeiner annehmen könnte? Endlich hatte Lohmann gebrummt: „Na, denn man to,“ und damit war die Sache erledigt.

Frau Lohmann räumte ihrer neuen Hausgenoſſin das leer ſtehende Altenteilerſtübchen ein. Aus Delmsloh wurde eine Zimmereinrichtung herübergeſchafft, und die kleine Stube, in der ſeit Generationen die Großväter und Großmütter des Lohhofes ihre Enkelkinder auf den Knieen gewiegt hatten, wurde ein ganz trautes Heim für Vater Lohmanns Mündel. Durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel der Blick in den verwilderten Garten. Frau Lohmann hatte nichts dagegen, daß Elſe bald mit ordnender Hand hier eingriff und ein Blumenbeet anlegte, das ſie mit Delmsloher Pflanzen beſetzte.

Sie ging der Hausfrau fleißig zur Hand. In unverdrossener Arbeit suchte sie über den Schmerz, der mit jedem Morgen neu erwachte, hinwegzukommen. Manchmal geschah es, daß die Hausfrau Arbeiten, die sie eben angreifen wollte, getan fand, zuweilen auch solche, die sie nicht erwartete oder kaum kannte. Als der Pastor einmal vorsprach, fand er das ganze Haus in peinlicher Ordnung und Sauberkeit, obgleich sein Kommen nicht avisiert worden war. Das herzliche Verhältnis, das in schweren Stunden geschlossen war, blieb zwischen ihnen ungetrübt bestehen.

Ganz anders gestaltete sich das Verhältnis zwischen Vormund und Mündel. Es war und blieb überaus kühl. Lohmann war meist sehr zugeknöpft und einsilbig. An manchen Tagen waren die Tageszeiten das einzige, was zwischen ihm und Else gewechselt wurde. Sie hatte Respekt vor seinem sicheren, männlichen Wesen, aber sie fühlte, daß es unmöglich war, ihm menschlich näher zu kommen. Manchmal bei Tisch, wenn sie in bester Absicht etwas gesagt hatte, bemerkte sie in seinem Gesicht auch nicht die geringste Spur von Zustimmung oder Interesse. Ja, nicht selten bildeten sich dann auf seiner Stirn Falten des Unwillens, ohne daß sie auch nur den geringsten Grund dafür hätte finden können. Und dann gingen Mutter

Lohmanns Augen immer ſo ängſtlich zwiſchen ihr und ihrem Manne hin und her.

Hinrich war bis auf die Augen, die er von der Mutter hatte, ganz des Vaters Ebenbild. Das ſah man recht, wenn ſie neben einander am Tiſche ſaßen. Der ſcharf geſchnittene Mund, der widerwillige Haarwirbel am Scheitel, die Art zu eſſen, zu ſprechen und zu lachen — das letztere war jedoch ſehr ſelten — in allem war Hinrich der Sohn ſeines Vaters, nur daß er neben ihm einen ſehr unſelbſtändigen, faſt verlegenen Eindruck machte. Auch im Schweigen eiferte er ihm ſehr erfolgreich nach. Das junge Mädchen konnte ſich kaum vorſtellen, daß dieſer Hinrich derſelbe ſein ſollte, den ſie vor zwei Jahren gekannt hatte. In Gegenwart der anderen ſprach er kein Sterbenswörtchen mit ihr, und wenn er ſie einmal allein traf, ſagte er entweder auch gar nichts, oder er brachte ein paar fade Allgemeinheiten über das Wetter oder über die Arbeit, die draußen gerade an der Reihe war, zuſtande.

Mehr und mehr wurde ihr der Aufenthalt auf dem Lohhof drückend, und ſie hatte den Eindruck, daß die Familie ihn nicht anders empfand. Als ſie einmal zufällig hörte, daß der Bauer zu ſeiner Frau ſagte, er wollte aber nun bei der Hitze zum Eſſen keine Jacke mehr anziehen, und als er dann in Hemdsärmeln am Tiſch

erſchien, kam es ihr zum Bewußtſein, daß Lohmanns ſich ihretwegen manchen Zwang auferlegten, unter dem ſie ſeufzten. Schon das Hochdeutſchſprechen war ja ein ſolcher. Das Sprachengewirr, das nun im Hauſe herrſchte — ſie ſprach immer hochdeutſch, Mutter Lohmann immer plattdeutſch, die Männer mit ihr hoch und untereinander und mit der Mutter platt — hatte etwas Ungemütliches. Nein, ſie paßte in dieſen Kreis gar nicht hinein und fing an, ſich fort zu ſehnen.

Freilich, ſie mußte ja warten, bis ihre Vermögensverhältniſſe einigermaßen geordnet waren. Sie begriff nicht, wie das ſo lange Zeit in Anſpruch nehmen konnte. Wiederholt war der Vormund auf dem Amtsgericht geweſen und halbe Tage arbeitete er in Delmsloh an dem Schreibtiſch ihres Vaters. Einmal erkundigte ſie ſich vorſichtig bei Frau Lohmann über den Stand ihrer Angelegenheiten. Aber die wußte nicht mehr, als ſie ſelbſt. Solche Dinge machte ihr Mann für ſich ab und ſprach nicht darüber, bevor alles klipp und klar war.

Endlich, etwa ſechs Wochen nach des Vaters Tode, forderte Lohmann nach dem Abendſegen das Mädchen auf, mit ihm in die gute Stube zu gehen. Das Herz klopfte ihr, als ſie ihm folgte und er einen blauen Umſchlag mit Akten öffnete. Ihr Vater hatte nie mit

ihr über ſeine Vermögensverhältniſſe geſprochen. Sie hatte aber daraus, daß er ein Gut wie Delmsloh hatte kaufen können, den Schluß gezogen, daß ſie recht gut ſein müßten.

Vater Lohmann blätterte hin und her, räuſperte, und endlich begann er: „Ich bin nun ſo weit, daß ich einigermaßen ſehen kann, wie Ihre Vermögensſachen liegen. Was Ihr Vater war, der hat Delmsloh mit ſchweren Hypothekenlaſten übernommen, und es iſt ihm in dieſen erſten Jahren — aller Anfang iſt ſchwer, und vor allem für den Landwirt, wenn erſt ſoviel angeſchafft werden muß — nicht ganz leicht geworden, die Zinſen rechtzeitig zu bezahlen. Nun fragt ſich, was wir mit Delmsloh anfangen. Selbſt bewirtſchaften können Sie's nicht. Daran iſt natürlich gar nicht zu denken. Wenn Sie den Hof verpachten, wird die Pacht kaum langen, daß Sie die Hypothekenzinſen damit bezahlen. Wenn Sie aber verkaufen, behalten Sie — na, wollen mal ſagen ſo'ner zweitauſend Taler übrig; wenn's gut geht, wohl noch ein paar hundert Taler mehr. Ich habe mir alles genau überlegt, und öfter als einmal, und da muß ich ſagen, ich rate zum Verkauf . . .“

Elſe war ſehr erſchrocken. Mit einer Null mehr hatte ſie beſtimmt gerechnet. Aber ſie ließ ſich nichts merken. Nun verſtand ſie auf

einmal, warum der Vater oft ſo ſorgenvoll ausgeſehen und ſo tief in die Nacht hinein gerechnet hatte. Als der Bauer geendet hatte und ſie fragend anſah, antwortete ſie ſcheinbar ganz leicht und ruhig: „Ja, ich muß Delmsloh verkaufen, das ſehe ich ein. Und wenn's auch kein Zwang wäre, ich wollte es doch nicht behalten. Ich hänge garnicht daran, ich habe da nur wenig frohe Stunden verlebt. Bitte, verkaufen Sie es für mich! Und dann wollte ich noch eins ſagen," — ſie zog ein hannoverſches Sonntagsblatt aus der Taſche — „ich muß mir ja nun mein Brot bei anderen Leuten verdienen, und hier wird ein junges Mädchen als Stütze der Hausfrau geſucht. Ich glaube, dieſes wäre etwas für mich. Ich mag Ihnen, die Sie ſoviel für mich getan haben, nun auch nicht länger im Wege ſein."

„Was wollen die Leute denn ausgeben?" fragte der Bauer, der immer gleich auf die Hauptſache ging.

„Für den Anfang zweihundert Mark," antwortete ſie.

„Hm hm," machte Lohmann, „das iſt genug für ſo'n junges Ding. Und wo ſind ſie zu Hauſe?"

„Nicht weit von Göttingen," lautete die Antwort, „auf einem kleinen Gute."

Der Bauer nahm das Blatt zur Hand und las die Annonce bedächtig durch. Dann nickte er und ſagte: „Familienanſchluß und freundliche Behandlung wird zugeſichert; ja, das möchte wohl was ſein.“

Mutter Lohmann wurde hereingerufen, und der neue Plan ihr mitgeteilt. Als ſie davon hörte, erſchrak ſie und rief: „Wat, du wullt uns verlaten? Gefallt di dat denn hier nich mehr?“ Aber ihr Mann plinkerte ihr heimlich mit den Augen zu. Da lenkte ſie ein und ſagte nachdenklich: „Jajija, wat ſchall ener darto ſeggen, de Sake is doch woll nich van de Hand to ſtöten. Wi möt ſe erſt mal beſlapen . . . Ick will nich ſeggen . . . abers morrn is ok noch 'n Dag.“

Das junge Mädchen hielt es nicht mehr für nötig, noch eine Nacht über der Sache zu ſchlafen. Sie zog ſich auf ihr Zimmer zurück und ſchrieb an die Frau, welche die Stütze ſuchte, einen langen Brief, in welchem ſie ihre Verhältniſſe darlegte und zum Schluß dringend um Berückſichtigung bat.

Sie hatte bei dem Schreiben das Gefühl, als ob ſie von ihrem in den Wellen kämpfenden Lebensſchifflein den Rettungsanker auswürfe. Dann ging ſie zu Bett und ſchlief beruhigt ein.

Mutter Lohmann beſchlief die Sache, das

heißt: ſie durchgrübelte ſie die halbe Nacht. Auch ſie kam zu der Überzeugung, daß es das Beſte wäre, wenn Elſe die Stelle annähme. In der Fremde, unter neuen Verhältniſſen und bei neuen Pflichten würde ſie am erſten den ſchweren Schlag überwinden. Da war für ſo eine auch mehr Abwechslung als auf dem einſamen Bauernhof in der Heide. Sie war nun einmal nicht bei den Bauern groß geworden, und es war beſſer, wenn ſie wieder zu ihresgleichen kam. Auf die Dauer war es auch für den Lohhof ungemütlich, wenn ſo eine Fremde, die nicht recht hineinpaßte, zur Familie gehörte. Endlich ſchlief auch ſie beruhigt ein.

Mit wendender Poſt erhielt Elſe die Antwort, daß ſie die Stelle in vierzehn Tagen antreten könnte.

Als ſie ihrem Vormund dieſe Nachricht überbrachte, ſagte er gelaſſen: „Soo . . das iſt ja denn man gut.“ Es entging ihr nicht, daß dabei in der Tiefe ſeiner grauen Augen die Freude vergeblich ſich zu verbergen ſuchte. Und von Stund an war er ſtets ſehr liebenswürdig gegen ſie, ſoweit ſeine Natur das zuließ.

Mutter Lohmann erſchrak bei der Kunde. Aber ſie beruhigte ſich ſchnell und meinte: „Wenn't Gott's Will is, well't woll dat Beſte

wän. Achjajija, ſo is dat in't minſchliche Lewen: dat kummt und dat geiht . . .“ Und in den nächſten Tagen erſchienen immer Elſes Lieblingsſpeiſen auf dem Tiſch.

Mit Hinrich ſprach Elſe nicht über ihre nahe Abreiſe. Er hatte ja, ſeit ſie in Lohe war, für ihre perſönlichen Angelegenheiten nie auch nur das geringſte Intereſſe gezeigt. Einmal, als ſie allein in der Stube waren, fragte er: „Nun wollen Sie weg von uns?“ Sie ärgerte ſich über den ſteifen, langweiligen Ton dieſer Frage und ſagte kurz „Ja“, ohne von ihrer Handarbeit aufzuſehen. Er ſagte denn auch nichts weiter und ging bald hinaus. Da blickte ſie auf und murmelte hinter ihm her: „Bauer!“

Sechſtes Kapitel.

Der Tag vor der Abreiſe war dem Abſchiednehmen gewidmet.

Am Vormittag benutzte Elſe Riewitz eine Fahrgelegenheit nach Wiechel, um am Grabe ihres Vaters einen Kranz niederzulegen. Lange Zeit ſtand ſie an dem friſchen Hügel, in ſchmerzliche Erinnerungen verſunken, und ihr Geiſt wanderte von dem friſchen Grabe zu ihren älteren Gräbern. Das der Mutter lag in einem pommerſchen Dorfe, das des einzigen Bruders, den ſie gar nicht gekannt hatte, irgendwo in Weſtpreußen.

Wie die beiden Höfe an der Werle, ſo waren hier auf dem Friedhof auch ihre Ruheſtätten benachbart. Auf dem Loher Erbbegräbnis ſtand ein verwitterter Grabſtein. Sie entzifferte den Namen Lohmann und eine alte Jahreszahl. Ja, dieſe Menſchen waren zu beneiden. Sie ſaßen Geſchlecht auf Geſchlecht ſicher auf dem Erbe ihrer Väter, bis ſie hier im Schatten der Wacholder- und Fliederbüſche

in Frieden zu ihren Vätern versammelt wurden. Die Unbeständigkeit und Ruhelosigkeit ihres eigenen Daseins kam ihr schmerzlich zum Bewußtsein. Sie hatte nirgends eine bleibende Stätte, nirgends eine Heimat. —

In den späteren Nachmittagsstunden ging sie nach Delmsloh hinüber. Noch einmal schritt sie durch alle Räume des Hauses, suchte einige Lieblingsplätze des schnell verwildernden Gartens auf, nahm von den Leuten Abschied, und ließ den Hof, mit dem nur wenig freundliche Erinnerungen, aber viele schmerzliche sie verbanden, fast leichten Herzens hinter sich.

Den Rückweg nach Lohe nahm sie nicht auf dem Fußweg am Waldsaum, sondern in weiterem Bogen durch den Wald. Wie sanft die Wipfel rauschten, und wie das Sonnenlicht auf dem braunen Waldboden zitternde Netze ausspannte! Sie dachte daran, wie sie zum erstenmal in diesen Wald zu Entdeckungen ausgezogen war und wie sie damals den lieblichen Thymianhügel am Bach entdeckt hatte. Dieses Plätzchen mußte sie doch noch einmal besuchen. Und mit schnellen Schritten schlug sie die wohlbekannte Richtung ein.

Als sie mit vorgehaltenem Arm sich durch das Gebüsch hindurchgearbeitet und ihren alten Sitz wieder eingenommen hatte, blickte sie um sich. Da blieb ihr Auge an einem Fuhren-

bäumchen auf der Mitte des Hügels haften. Sie erinnerte ſich ſeiner. Vor zwei Jahren ein zartes Pflänzchen, hatte es ſich tüchtig herausgemacht, obgleich es in der Mitte eine Bruchſtelle zeigte, um die das Harz eine glänzende Kruſte bildete. Trotzdem ſtrebte das Bäumchen tüchtig aufwärts und machte den Eindruck größerer Geſundheit und Lebenskraft als ein anderes, das, grade gewachſen, in dem Schatten eines größeren Baumes nur kümmerlich fortkam. „Du tapferes Bäumchen!“ dachte ſie, „ja, wir beide wollen trotz allem den Kopf hoch behalten.“

Und wieder wanderten ihre Gedanken zurück.

„Sie war doch ſonſt ein wildes Blut;
Nun geht ſie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet ſtill der Sonne Glut,
Und weiß nicht was beginnen.“

Ja, ſo eine war ſie damals geweſen. Das hatte Hinrichs plumpes Fragen, das ſie errötet machte, ihr zum Bewußtſein gebracht. Aber heute war ſie ſo eine nicht mehr. Nun wußte ſie, daß der Menſch nicht in der Welt iſt, um mit dem Hutband zu ſpielen und allerhand Süßes zu ſinnen und zu träumen. Das Leben hatte ſie mit ſtarker Hand angepackt und aufgeweckt. Nun hieß es, die Zähne aufeinanderbeißen und es bezwingen!

Da kam eine kleine Biene angeſummt, ſetzte

ſich auf die Blütendolde eines Heideſtrauches, brummte enttäuſcht, kroch mit den hurtigen Beinchen auf ein benachbartes Zweiglein, und hier ſetzte ſie ſich feſt und ſteckte das Rüſſelchen in einen der winzigen Roſakelche nach dem andern. Dann erhob ſie ſich und flog in der Richtung, wo der Loher Bienenzaun lag, davon. Da dachte die Beobachterin an jenen Nachmittag vor zwei Jahren, als Hinrich Lohmann ihr hier die lange Rede über die Immen und Drohnen hielt. Man ſollte es gar nicht für möglich halten, daß der junge Mann, der damals hier wie ein Buch reden konnte, dieſelbe Perſon war mit dem, der jetzt immer ſo duckmäuſig und dröpſig mit ihr am Tiſche ſaß und ſich in ſieben Sprachen ausſchwieg.

Eine problematiſche Natur, ein rätſelhafter Menſch, dieſer Hinrich. Mutter Lohmann hatte ſie bis auf den Grund ihres guten Herzens geſchaut, auch ihren Vormund in ſeiner ſteifen, tüchtigen Bauernart glaubte ſie zu kennen. Aber Hinrich? Den kannte ſie durchaus nicht. Sie kannte eben einfach zwei Menſchen dieſes Namens, einen flotten, aufgeweckten, warmherzigen hier im Walde vor zwei Jahren, und jetzt einen ſchwerfälligen, langweiligen drüben in Lohe. Einigemale hatte ſie gedacht, der alte Hinrich Lohmann wollte ihm wieder aus den Augen blicken und aus ſeinen Worten ſprechen. Aber

dann hatte er gleich wieder ſo hilflos verlegen ausgeſehen und war ins Stottern geraten. Was mochte den friſchen Ulanen von damals nur ſo verändert haben? Das einförmige Leben in Lohe mit ſeinem Mangel an geiſtiger Anregung? Oder die herriſche Art des Alten, die alle Regungen zur Selbſtändigkeit unterdrückte? — Oder erklärte ſich ſein Benehmen aus einer Art Rückſichtnahme auf ihre Trauer? — Oder hatte ſie ihn ohne Wiſſen beleidigt? Empfindlich ſind dieſe Art Leute ja; das hatte ſie an Vater Lohmanns Stirnrunzeln gemerkt.

Wenn er jetzt zufällig mit ſeinem Karo des Weges käme! Vielleicht taute er hier an der Stätte ihrer erſten Bekanntſchaft auf, und ſie würde hinter das Rätſelhafte ſeines Weſens kommen. Unwillkürlich lauſchte ſie. Aber ſie hörte nichts als das tiefe Atmen des Waldes, das leiſe Gluckern des Baches, und hin und wieder eine müde Vogelſtimme. Und noch ein anderer Ton, aus nächſter Nähe, war dabei. Es war das Klopfen ihres eigenen Herzens. —

Und nun riß ſie ſich los von dieſem Erdenwinkel, deſſen grüngoldne Dämmerung mit ihren ſüßeſten Jugendträumen verwoben war. Hier hatten ihre wachen Sinne ſich dem wunderbaren Weben und Leben der Natur erſchloſſen, hier war ihre kleine durſtige Seele zum Quell der Dichtung hinabgeſtiegen, hier hatte ſich zu-

erſt ein Großes, Fremdes ihr genaht und hatte der Natur neuen Glanz und Klang und Duft, den Gedichten neuen Sinn und ihrem trotzig ſpröden Herzen ſchnelleren Schlag verliehen. . . . Sie weihte dem Orte eine ſtille Abſchiedsträne, brach ſich ein winziges Heidezweiglein, zog ein zierliches Thymianpflänzchen aus und legte die beiden zum Andenken in ein goldenes Medaillon, das ſie auf der Bruſt trug. Dann ging ſie mit feſten Schritten von dannen, dem feindlichen Leben entgegen, es mit feſten Händen anzufaſſen und zu bezwingen.

Als ſie ſich dem Hofe näherte, hörte ſie die Klänge einer Handharmonika. Es waren getragene, ſchwermütige Volksliederweiſen.

Diedrich, Lohmanns Zweiter, befand ſich in dem Stadium der Jünglingsſentimentalität. Zu gefühlvollen Elegien oder zu einem erhabenen Weltſchmerz langte es bei ihm natürlich nicht; auch hätte die ſtramme Arbeit, die Vater Lohmann von ſeinen Jungens ebenſo wie von den Knechten verlangte, dazu keine Zeit gelaſſen. Deshalb ſtellte er ſich nach Feierabend, wenn der Tag zur Ruhe ging und die Dämmerung ihre Schleier um den Hof zu weben anfing, an den Ziehbrunnen, blickte halbſchräg zu den Wolken auf, und vertraute ſeine ſchmerzlich ſüßen Jünglingsgefühle einer alten Handharmonika an, die ſie gefühlvoll, wenn auch etwas ver-

ſtimmt, in die Abendſtille entließ. Da rührten ſie denn bald ein Jungmädchen, das im Stall unter einer Kuh ſaß und melkte oder in der Kammer ihre Strümpfe ſtopfte, oder einen Wanderburſchen, der auf der Landſtraße ſeines Weges zog, und heute abend vor allem das junge Fräulein, das eben durch die Dämmerung des ſchweigenden Waldes auf den Hof zugeſchritten kam. „Was für ein gefühlvoller, tief empfindender Menſch!“ dachte ſie, „ſo ganz anders als ſein ſtumpfer Bruder.“

Sie näherte ſich dem jungen Künſtler, und als der das arme, junge Soldatenherz zu Straßburg auf der Schanz hatte ausklagen laſſen, bat ſie ihn, nun ein Abſchiedslied zu ſpielen.

„Was denn?“ fragte Diedrich.

„Na, meinetwegen: Morgen muß ich fort von hier,“ ſagte ſie.

Diedrich lehnte ſich an die Brunnenumfaſſung, ſchlug das linke Bein über das rechte, ſchloß die Augen, machte ein wehmütiges Vorſpiel und ſpielte dann die Weiſe in langgezogenen, leiſe verhauchenden Akkorden. Einmal warf er einen ſcheu verſtohlenen Blick nach ſeiner Zuhörerin. Für ihn war die Fremde immer etwas wie ein rätſelhaftes Weſen, das er ganz ſcheu, ganz aus der Ferne verehrte. Deshalb ſpielte er denn auch ſo innig wie noch nie.

Sie ſtand an den Brunnenbaum gelehnt, den Blick in das Abendgold geſenkt, das zwiſchen den mächtigen Eichenſtämmen leiſe verglühte, und begleitete die Weiſe im ſtillen mit dem Text. Bei den Worten: „. . . wenn ein treu verliebtes Herz in die Fremde ziehet,“ war es ihr für einen Augenblick, als ob da draußen die Fremde wäre und hier auf dem Lohhofe trotz allem doch etwas wie eine Heimat. Aber das war nur eine flüchtige Anwandlung, und ſie ſchüttelte ſie ſchnell von ſich ab. Es war ja alles ſo fremdartig, was ſie hier umgab.

Als Diedrichs Harmonika den letzten Ton hatte verhauchen laſſen, wandte ſie ſich um, ihm zu danken. Da erſchrak ſie. Im Fenſter ſeiner Schlafkammer lag Hinrich. Er hatte offenbar zugehört und wollte ſich jetzt ſchnell zurückziehen. Aber ſie rief ihm munter zu: „Ja, Herr Lohmann, morgen muß ich fort von hier, morgen geht's in die weite, weite Welt.“

„Jaa.“

„Sie freuen ſich auch wohl mächtig, daß Sie den unbequemen Gaſt los werden?“

„Och . . das . . das will ich juſt nicht ſagen . . .“

Er murmelte noch etwas, aber das ging in dem „Luſt'gen Hannoveraner“ unter, den Diedrich, des ſentimentalen Tones nun ſatt,

durch munteres Quetſchen und Ziehen ſeinem Inſtrument entlockte.

Es war abgemacht worden, daß Elſe die Dame, von der ſie als Stütze angenommen war, in Hannover treffen ſollte. Am Nachmittag des folgenden Tages ſchickten Vater und Mutter Lohmann ſich an, ſie an die Bahn zu bringen.

Aber gerade als der Bauer die Braunen aus dem Stall zog, kam ein vollbeſetzter Wagen auf den Hof gejagt. Schon an dem Fuchsgeſpann, und dann an dem ſtattlichen Mädchen, das vorne neben ihrem Vater ſaß, ſah Lohmann, daß Hinkens vom Dierkshof ihren lange erwarteten Beſuch ausführen wollten.

„Wi kamt woll nich god to Paß?“ ſagte Vater Hinken von ſeinem Wagen herab, mit der Peitſche auf Lohmanns Pferde und mit den Augen auf ſeinen Sonntagsanzug deutend.

„Ji kamt jümmer recht,“ ſagte der Lohbauer. „Wi wollen man eben de Frömde öwern Barg bringen. Abers dat kann de Knecht juſt ſo god.“

„Jan!“ rief er mit tönender Stimme ins Haus.

Statt des Gerufenen kam Hinrich. Er nickte dem Beſuch grüßend zu und ſagte zu ſeinem Vater: „Jan heſt du nah 'n Smed ſchickt.“

„Och ja, denn mutt Diedrich föhren," bestimmte der Alte.

„Diedrich is up de hoge Heide," wandte der Sohn ein.

Lohmann kratzte ſich hinter dem rechten Ohr und ſagte: „Verdullten Kram! Jung', denn helpt dat nich, denn mußt du dat Fräulein gau hen jagen. Hol di abers nich up! Du weeßt," fügte er leiſer hinzu, „de Beſök gellt di ok mit."

Er ſah, daß eine Bewegung über Hinrichs Züge ging, und ſchmunzelte. Und Vater Hinken ſchmunzelte ebenfalls.

Elſe kam, von Mutter Lohmann geleitet, in Reiſekleidung über die Diele, grüßte die Hinkenſche Sippe leicht und ſtieg auf den Wagen. Eine lange, peinliche Minute, während welcher keiner recht etwas ſagte, die Augen der Fremden aber beobachtend auf ihr ruhten, verging, dann kam Hinrich, der ſich in Eile für die Fahrt angekleidet hatte, nahm auf dem Kutſcherſitz Platz, und der Wagen rollte von dannen.

Als er das Hoftor paſſierte, grüßte die Scheidende mit der Hand noch einmal flüchtig zurück, atmete erleichtert auf und lehnte ſich befriedigt im Wagen zurück.

Wie ſtockſteif der Hinrich da vor ihr auf dem Bock ſaß! Er ſah nicht rechts und nicht

links, ſondern zwiſchen dem rechten Ohr des linken und dem linken Ohr des rechten Pferdes die Straße entlang, immer geradeaus. Na, ihr konnte es ja recht ſein, wenn er ſich ſo ungehobelt benehmen wollte. Sie hatte ſich nun ja die längſte Zeit über ihn geärgert.

Noch ein geſtrecktes, flaches Heidetal trennte ſie von dem Bahnhof, deſſen rote Ziegelgebäude über ein junges Fuhrengehölz emporragten. Da lenkte Hinrich das Gefährt von dem Pflaſter auf den weichen Sommerweg. Die Pferde trotteten ſehr gemächlich.

„Schönes Wetter heute," ſagte Hinrich und wandte den Kopf ein wenig nach rechts.

„Schönes Wetter heute?" fragte es verwundert hinter ihm. „Der ganze Himmel voll Wolken und jeden Augenblick kann's anfangen, Bindfaden zu regnen, und das nennen Sie ſchönes Wetter?" Dabei lachte ſie ſpitz auf.

Hinrich ſchwieg. Nach einer Weile ſagte er: „Bitte, lachen Sie nicht ſo! Nach Lachen iſt mir gar nicht zu Sinne." Er ſah jetzt nicht mehr die Birkenreihe entlang, ſondern auf den Schwanzriemen ſeines Handpferdes.

„Ich meine, heute iſt ein Freudentag für Lohe, weil es den Fremdling los wird," ſagte das Mädchen nach einer Pauſe.

Hinrich antwortete darauf nichts.

Sie blickte von ungefähr in die Richtung,

aus welcher der Zug zu erwarten war, und ſah in der Ferne ein weißes Rauchwölkchen über den Fuhrenwäldern ſchweben.

„Fahren Sie zu," ſagte ſie erregt, „da kommt der Zug ſchon."

Hinrich warf einen ſchnellen Blick nach der Seite und ſagte: „Üh." Aber der Zuruf klang ſo wenig energiſch, daß die Braunen ſich dadurch nicht aus ihrem Schlenderſchritt bringen ließen.

Da ſprang ſie vom Wagenſitz auf und rief: „Menſch, brauchen Sie die Peitſche!"

Aber in demſelben Augenblick hatte Hinrich die Zügel angezogen, der Wagen ſtand, und ſie ſchoß bei dem plötzlichen Halten gegen ſeinen breiten Rücken. Blitzſchnell warf ſie ſich in den Sitz zurück und ſtarrte nun mit offenem Munde auf die Geſtalt vor ſich . . .

Plötzlich hat ſich der große Menſch herumgeworfen. Seine Wangen glühen, die Augen brennen, und über die ſich mühſam öffnenden Zippen kommen zwiſchen ſchweren Atemzügen die Worte: „Es muß heraus! Ich hab' Sie ſo lieb, — ſo furchtbar lieb."

„Hinrich! — —"

„Pink — pink — pink — tüüüüt," warnte drüben der Zug, der wohl einen Waldweg zu ſchneiden hatte. Es klang beängſtigend nahe.

„Da iſt er ſchon. Was fange ich an?"

jammerte händeringend und fassungslos das Mädchen.

„Sofort soll's losgehn," sagte er mit fliegendem Atem und warf einen schnellen Blick nach der Dampfwolke, „bloß eine Frage! Wollen Sie meine Frau werden?"

„Hinrich, es geht nicht."

„Warum nicht?"

„Vater will's nicht."

„Dazu ist jetzt keine Zeit. Wollen Sie?"

„Um Gottes willen, liebster bester Herr Lohmann, bringen Sie mich an den Zug!" rief sie und war wieder aufgesprungen.

„Erst Ja oder Nein," sagte er bestimmt und sah sie fest an.

„O Hinrich, es kommt mir zu plötzlich," jammerte sie. Dann schnell und entschlossen:

„Am Bahnhof will ich's Ihnen sagen."

„Gut," sagte er, warf sich herum, riß das Gespann mit scharfem Ruck auf die Steine, ließ die Peitsche einmal rechts und einmal links auf die Pferderücken sausen, in rasendem Galopp flog das Gefährt dahin, rechts und links blitzten die weißen Birkenstämme vorüber. Er saß da, vorübergeneigt, jeder Muskel gespannt, das Leitseil um die rechte Hand gewunden. Sie hielt sich an die Seitenlehnen geklammert, den Blick starr auf den Mann vor ihr gerichtet. . . In demselben Augenblick, als der Zug hielt, riß er

die Zügel an und brachte den Wagen zum Stehen. Beide im Sprung herunter, er mit dem Koffer im Laufſchritt zur Fahrkartenausgabe, ſie mit dem Reiſetäſchchen über den Bahnſteig haſtend und die Tritte zu einem Frauenabteil hinaufſtolpernd, er, in der einen Hand den Koffer, in der andern die Fahrkarte, ſtürzt aus dem Gebäude und ſucht mit den Augen die Wagenreihe entlang, ſie winkt mit der Hand, er in mächtigen Sprüngen heran, Koffer und Karte hinaufreichend. Ein Fluch des Schaffners über ſolche Bummelei. „Abfahren!“ des Rotmützigen, Pfiff des Zugführers, Puſch . . puſch puſch der Lokomotive, ein Ruck die Wagenreihe entlang laufend, er ihr Abteil begleitend. „Na?“, ein Neigen des Köpfchens und ein leiſe gehauchtes „Ja“, neugierige, lächelnde Blicke aus den Fenſtern, Wagen vierter Klaſſe vorüber ratternd, Viehwagen mit blökenden Rindern und nöffenden Schweinen, Holz- und Ölwagen, eine weiße Dampfwolke alles verhüllend, Pink—pink—pink des Läutewerks der Lokomotive beim Paſſieren der Landſtraße . . . . .

„Na, Freundchen, das hat wohl noch eben gut gegangen?“

Der Vorſteher war herangetreten und redete Lohmanns Hinrich, der noch immer dem Zuge nachſtarrte, alſo an.

Der wandte ſich um, ſah den Mann fremd

an, wie wenn er aus einem tiefen Traum erwachte, und ſagte: „Ja, das hat wirklich gut gegangen.“

„Sie hielten da drüben vorhin eine ganze Zeit auf dem Sommerwege. War an Ihrem Wagen was kaput?“

„Och nee, Herr Vorſteher . . mein Wagen war ganz heil . . ich . . ich hatte ſonſt Aufenthalt.“

„Ein hübſches Mädchen, dieſes Fräulein Riewitz. Schade, daß ſie nun ſo ganz allein und verlaſſen im Leben ſteht.“

„Och, ich hoffe, ſie hat eine gute Stelle gefunden . . .“

„Wo denn?“

„Och, da unten herum irgendwo.“

„Ob ſie wohl noch etwas von Delmsloh übrig behält? Die Leute ſagen . . .“

In dem Dienſtzimmer meldete ſich das Signalwerk. „Einen Augenblick,“ entſchuldigte ſich der Beamte, „ich bin ſofort wieder da.“

Hinrich murmelte etwas wie: „Old Wief“ und machte, daß er vom Bahnſteig herunter kam.

Er trat zu ſeinen ſchweißbedeckten Braunen und klopfte ihnen begütigend die Mähnenwand. Dem Handpferd ſtierte er eine Weile in das Ohr. Dann ging er einmal rund um den Wagen herum. Nachdem er den Schlag zugeſchlagen

und das Wagenleder festgeknöpft hatte, stand er etwa eine halbe Minute, den linken Fuß auf dem Tritt, und starrte nach des Vorstehers weißen Tauben. Plötzlich raffte er sich auf, hängte einen der Stränge ein, stieg auf, brummte, stieg ab, um auch den andern einzuhängen, stieg wieder auf, brütete einige Sekunden vor sich hin und fuhr endlich im Schritt davon.

Der Wirt hatte aus dem offenen Fenster verwundert seinem Tun zugesehen. „Is de aber besapen!“ sagte er zu seiner dicken Frau, die eben den Schenktisch abwischte, und in seinen kleinen, grünen Froschaugen glimmte der Ärger, daß dieser kapitale Rausch nicht aus seinen Schnapsflaschen stammte, sondern wahrscheinlich wieder mal von Cord Stallbom in Wiechel, der es doch längst nicht so nötig hatte als ein armer Anfänger an der neuen Bahn.

Vor den Augen ein Flimmern, im Kopf ein Sausen, so fuhr Hinrich langsam dahin. Er dachte an gar nichts und konnte auch nicht denken. Einen Fußgänger, der ihm die Tageszeit bot, wurde er gar nicht gewahr, obgleich er ihn mit großen Augen anstarrte. So erreichte er die Stelle, wo er vorhin gehalten hatte. Der beim scharfen Wenden auf die Straße zur Seite gewühlte Sand machte sie kenntlich. Da schlug er sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirn und sagte: „Djunge,

Djunge, Djunge!“ Und nun konnte ſein Kopf wieder denken.

„Hinrich,“ raunte eine Stimme ihm zu, „hier haſt du eben eine große Dummheit gemacht.“

„Nein,“ ſagte eine andere, ganz zuverſichtlich, „hier haſt du dein Glück gepackt.“

„Hinrich,“ raunte die erſte wieder, „haſt du's denn gar nicht gemerkt, daß ſie, die Feine, die Hochdeutſche, gar nicht in euer Haus paßt?“

„Ach was, das zieht ſich alles zurecht“ tröſtete die andere.

„Hinrich, du weißt doch, daß Vater will, du ſollſt Hinkens Gretſchen frein.“

„Ja, aber ein Kerl wie du, Hinrich Lohmann, braucht ſich keine anſchnacken zu laſſen. Du haſt ſelbſt Augen, zu ſehen, und ein Herz, zu fühlen.“

Und nun ſchwieg der Verſtand, und ein großes Gefühl des Glücks und der Freude ſtrömte wie ein mächtiger Strom durch des ſchwerfälligen Bauernjungen Seele. Er hatte die Hände über den Zügeln gefaltet und blickte ſtillſelig vor ſich hin, und die Braunen gingen ſtill ihres Weges Schritt für Schritt durch das braune Heideland, durch keinen Zuruf noch Peitſchenſchlag geſchreckt, und zur Rechten und Lin-

ken blieben langſam die hellen Birken und die dunklen Wacholder zurück.

Im Tale erſchien der Hof Lohe. Der Wagen hatte jene Höhe erreicht, von der einſt der junge Reſerviſt mit weit geöffneten Augen auf ſein Erbe geſchaut und gerufen hatte: „Up de ganze wiede Welt giwt't man enen Lohhoff!“ Heute lag auf der Heideheimat nicht wie damals das „große, ſtille Leuchten,“ ſondern ein ſtumpfes, ſchweres Nebelgrau. Und doch erſchien ihm ſein Erbe heute doppelt ſo ſchön als damals. Denn er malte ſich den Tag aus, wenn er im ſpiegelblanken Zylinder ſeinen Einzug auf dem alten Hof dort unten halten würde, und an ſeine Seite ſchmiegte ſich im Myrthenkranz und Brautſchleier die, welche heute davongegangen, drüben in der Kirche zu Wiechel ihm angetraut . . . vielleicht im nächſten Mai . . . dann ſangen die Nachtigallen wieder mit ſüßem Schall . . . o, ſo ſchön, wie ſie dann ſingen mußten, hatten ſie gewiß noch nie geſungen! . . . und dann ſprangen im Hall und Widerhall die Roſen auf und die Herzen, und das ganze Leben war ein ſonnenſeliger, nachtigalldurchjubelter, roſenduftender Maientag. . .

Hinrich Lohmann war ja nicht ſehr für Gedichte. Was die Poeten ſagen und ſingen, kam ihm meiſt überſpannt, übergeſchnappt vor. Aber wenn ihm heute einer die ſchönſten Liebes-

lieder der Weltliteratur vorgeleſen hätte, würde er vielleicht den Kopf geſchüttelt und gedacht haben, die Herren Dichter ſeien im Grunde doch recht hausbackene Geſellen und Stümper. Das müßte ganz anders kommen. Viel tiefer heraus, viel höher hinauf!

Das innere Jubeln war ſo mächtig geworden, daß er es nicht mehr aushalten konnte, ſtill mit gefalteten Händen im Wagen zu ſitzen. Er ſtand auf und fühlte den Drang in ſich, irgend etwas zu tun. Da fiel ſein Blick auf die neue hanfene Schmicke an der Peitſchenſchnur. Und er nahm die Peitſche und ließ ſie dreimal ſcharf knallen. Als er inne hielt, ſah er allerhand Gevögel ringsum rennen, retten, flüchten. Und wieder knallte er, ſechsmal hinter einander. Da wurde ein fetter Meiſter Lampe wach und ſetzte wie auf Leben und Tod über die Heide. Und zum dritten Mal faßte er die Peitſche und ließ ſie ein gutes Dutzend mal mit aller Kraft ſeines Armes und in raſendem Tempo klatſchen. Vom Walde und Gehöfte im Tal kam ein lang hallendes Echo zurück. Dieſes Knallen war nun nicht mehr zu überbieten. Befriedigt gab er jedem der beiden Braunen einen freundſchaftlichen Schlag auf den Rücken und ließ ſie flott den Hügel hinablaufen.

Als er nach wenigen Minuten in ſcharfem Trab auf den Hof fuhr, machte er große Augen.

Vor der Einfahrtstür ſtanden die Väter Lohmann und Hinken und lächelten väterlich, und die Mütter Lohmann und Hinken, die lächelten mütterlich, und in der Mitte Hinkens Gretſchen, die lächelte hold verſchämt. „Djunge, Djunge, du kannſt ja ganz barbarſch klappen," ſagte Vater Hinken bewundernd, und ſein Gretſchen errötete noch tiefer. Hinrich aber machte ein ſehr dummes Geſicht. An dieſe Wirkung ſeines Peitſchenknallens hatte er nicht gedacht.

Er mußte das Geſpann dem Knecht übergeben und ſich der Geſellſchaft anſchließen, die aus dem Hauſe getreten war, um den üblichen Rundgang durch die Wirtſchaft zu machen, und ſich nun prüfend, fragend, lobend, rechnend durch die Stallungen ſchob. Hinrich ließ ſich mitſchieben, aber ſeine Gedanken fuhren mit der Eiſenbahn und flogen zwiſchendurch immer wieder durch alle ſieben Himmel.

Da fühlte er plötzlich einen derben Stoß zwiſchen den kurzen Rippen, der ihn in den Schweineſtall des Lohhofes zurückbrachte.

„Hörſt du nich, dat Gretſchen di wat fragt?" ſagte ſein Vater, von dem der Stoß ausging, ihn verwundert anſehend.

Nein, keine Silbe hatte er gehört. Er ſtarrte Gretſchen fragend an, und ſie mußte die Frage wiederholen.

„Fuddert ji de Swien warm oder kold?"

„Kold.“

„Wi fuddert warm.“

„Soo.“

Und nun entſpann ſich eine Unterhaltung über die Vorzüge der warmen und kalten Fütterung. Sie einigten ſich ſchließlich dahin, daß auch die Schweine Gewohnheitstiere wären, und die Hauptſache bliebe immer, daß ſie ordentlich Schrot und Kartoffeln kriegten. Und eine kleine Zugabe von Futterkalk ſchade auch nichts, die befördere die Knochenbildung und die Freßluſt

Nachdem die Hinkenſche Familie ſich im Hauſe an den Erzeugniſſen der vorjährigen Loher Schweinemaſt gütlich getan hatte, kletterte ſie auf ihren Wagen, mit Wünſchen für gutes Erntewetter. Und wenn das Korn herein wäre, ſollten Lohmanns nur recht bald nach Dierkshof kommen, was Vater Lohmann, einen bedeutungsvollen Blick mit Vater Hinken wechſelnd, gern verſprach.

Nach einigen Tagen brachte der Briefbote Mutter Lohmann einen Brief, was ſeit Hinrichs Soldatenzeit nicht mehr vorgekommen war. Als ſie mit Hilfe ihrer Brille die feine, zierliche Schrift entziffert hatte, wußte ſie, daß Elſe es mit ihrer Stelle gut getroffen hatte. Die gute Seele war durch dieſe Nachricht glücklich von einer ſchweren Sorge befreit.

Im übrigen erhielt der Brief warme Dan-

kesworte für ihren Mann und die ganze Familie wegen aller Liebe und Freundlichkeit, die sie dem Fremdling erwiesen hätten. Es war Mutter Lohmann sehr rührend, dies alles schwarz auf weiß zu lesen, und wiederholt fuhr der Schürzenzipfel in die Augenwinkel.

Als ihre Mannsleute zum Frühstück kamen, zog sie den Brief aus der Tasche und sagte: „Se hett schrewen."

„Soo . . ." sagte Vater Lohmann gleichgültig.

„Se hett gode Lüe drapen."

„Dat freut mi."

„Und se bedankt sick ok för allens."

„Is all god."

„Wullt du den Breef lesen?" fragte sie, ihn auf den Tisch legend.

„Och nee, se schriwt mi to mickerig."

„Und ok di, Hinrich," wandte Frau Lohmann sich jetzt an ihren Sohn, „hett se wat to bestellen."

Sie suchte die betreffende Stelle des Briefes. Hinrich starrte sie mit großen Augen an und würgte an dem Bissen, den er gerade im Munde hatte.

„Auf der F . . . Fahrt nach dem Bahnhof . . .," begann sie mühsam zu lesen.

„Och Mudder, lat mi sülwst lesen," bat Hinrich, „min Ogen sünd noch wat scharper."

Sie reichte ihm den Brief, und er las für ſich.

„Wat hatt ſe denn mit di?“ forſchte Vater Lohmann neugierig.

„Och, ſe hett up de Fahrt nah 'n Bahnhoff ehr lütte Hart verlaren,“ ſagte Hinrich, wie abweſend.

„Ehr Hart?“ wiederholte der Alte verwundert.

Hinrich ſah ihn verdutzt an.

„Se hett Malör hatt,“ erklärte Frau Lohmann. „Se harr'n lütt Hart van Gold, 'n Armſtück von ehr Mudder ſelig, dat hett ſe ünnerwegs verlaren. Hinrich ſchöll't up den Wagen ſöken.“

„Soo,“ ſagte Vater Lohmann beruhigt. „Dat is ehr ganz recht. Wat makt ji Fronslüe jo ſökke Dinger nich faſter an!“

Hinrich ging gleich nach dem Frühſtück in die Scheune und durchſuchte den Wagen bis in die verborgenſten Ritzen und Falten. Das verlorene Herz fand ſich nicht. Es war wohl bei dem überſtürzten Rennen an den Zug verloren gegangen. Hinrich nahm ſich vor, ihr zu Weihnachten ein neues zu ſchenken. Und er dachte mit Herzklopfen daran, daß ſie ihr richtiges Herz auch verloren hätte und daß dies nun ihm gehörte. Wenn nur erſt die Sache mit Vater und Mutter in Richtigkeit wäre! Aber vorher mußte

die Roggenernte herein ſein. Das war vorderhand das Wichtigſte.

Trotz der guten Wünſche der Dierkshöfer machte die Ernte in dieſem Jahre viel zu ſchaffen. Mehrmals, wenn man ſich anſchickte, einzufahren, kamen Regenſchauer dazwiſchen. Vater Lohmann regte ſich darüber nicht auf. „'t is allens Gottes Will und Wäer," dachte er gleichmütig. Hinrich dagegen zeigte ſich ſehr ungeduldig. Wenn das Wetterglas wieder fiel, ſtampfte er mit dem Fuße auf. War einmal gutes Wetter zum Einfahren, ſo arbeitete er für zwei und trieb die andern. Der Vater ſah ihn öfters verwundert an. Irgend etwas war mit dem Jungen anders als ſonſt.

Endlich war der Segen der Felder doch wieder glücklich geborgen.

Vater und Mutter Lohmann ſaßen am Abend des Tages, der das letzte Fuder in der Miſſentür ihres Hauſes hatte verſchwinden ſehen, bei einander in der Wohnſtube, froh, daß die wichtigſte Arbeit des Sommers nun einmal wieder getan war. Diedrich zog auf dem Hofe ſeine Harmonika. Das paßte zu der behaglichen Stimmung ſeiner Eltern ganz wunderſchön.

„Mudder, wi können öwermorgen man mal nah Dierkshof nöwer maken," hub Vater Lohmann an.

„Schall mi recht wän," meinte ſeine Frau.

Er tat einige Züge aus der Feierabend=pfeife und ſagte dann: „Dat ward nu Tied, dat de Sak vorwars kummt.“

„Jao, dat magſt du woll ſeggen,“ echote ſeine ſchwächere Hälfte. „Schall Sniederkorl mal . . .“

„Ach wat, Hinkens dot uns ehr Gretſchen geern her, dat is gewiß. De Hauptſak is, dat wi uns rögt. Hinrich is 'n olen Bangbüx. Wi möt den Bengel mal 'n bäten Kuraſche inſpräken. Ick in mine Johren . . .“

Die Tür ging auf und Hinrichs Geſtalt erſchien in der dämmernden Stube.

Er ſetzte ſich ſtumm zu ſeinen Eltern an den Tiſch.

„Na, Hinrich?“ fragte der Vater.

„Vader und Mudder, ick woll mal 'n wich=tige Sake mit jo beſpräken. Paßt jo dat nu?“

„Wunnerſchön,“ ſagte der Vater und ſetzte ſich mit Mutter in Poſitur, die Sache zu ver=nehmen. Endlich alſo kam der Junge ſelbſt damit über. Es war ganz ſtill in der Stube. Diedrichs Harmonika ſpielte draußen: „Ach du lieber Auguſtin.“

„Na?“ fragte Vater Lohmann, da Hinrich noch ſchwieg.

„Ick woll mi woll verännern,“ ſagte Hin=rich ſtockend.

„Dat is recht, min gode Jung',“ begann

der Vater in freundlich väterlichem Tone. „Du biſt nu jo to dine Johren, und wi beiden weerd jümmer öller. Uns is ja ok all bekannt, wecke 't wän ſchall. Du mußt nich glöwen, dat wi keene Ogen in'n Kopp hewwt. Und wi ſünd mit di ok ganz up een Stück. Din Gretſchen ſchall uns 'n leewe . . . ."

„Vader, de is't nich . . ." unterbrach Hinrich ihn ſchnell.

„Wat? De . . . is't . . . nich?

„. . . Nee."

„Wer denn ſüſſen?" fragte der Alte erſchrocken.

Hinrich ſchwieg.

„Djunge, Djunge, **Djunge,**" ſagte der Vater, und ſeine Stimme klang wie anſchwellender Donner, „wat ſchall ick van di denken? Dat du di wegſmäten . . ."

Da hatte Heinrich ſich zuſammen geriſſen und ſagte ſchnell: „Din Mündelkind Elſe Riewitz ſchall min Fro weern."

Da griffen der Mutter Hände wie irr in die Dämmerung, und ſie kreiſchte: „Barmherzige Gott!" Der Vater aber war in die Höhe geflogen, der Sohn hörte ſein keuchendes Atmen und fühlte ſeinen Hauch auf der Stirn, und er ſchrie: „Junge, biſt du beſapen?"

„Nee, Vader," ſagte Heinrich, jetzt ganz

ruhig, „ick heww mi dat ganz koppfaſt öwerleggt.“

Eine Weile herrſchte Schweigen. Diedrichs Harmonika wimmerte draußen: „Das iſt im Leben häßlich eingerichtet.“

Auf einmal lachte der Alte höhniſch auf: „Hää, du dumme Bengel! Smittſt din Ogen nah ſon fein Fräulein! Meenſt, dat ſe ſon dummen Buernjungen nimmt, as du biſt?“

„Se deit't,“ ſagte Heinrich kurz.

„Wat, du heſt all mit ehr darvon ſpraken?“

„Ja.“

Des Vaters Hände fielen ſchwer auf den Tiſch. „Mudder hörſt du? He hett all mit dat Mäken darvan ſpraken.“

„Jaa,“ jammerte ſie händeringend.

„Mudder,“ wiederholte er, und ſeine Stimme nahm einen drohenden Ton an, „biſt du mit in dat Komplott?“

„Nee, nee,“ jammerte ſie, „ick heww dor nix mit to don, ſo gewiß, as de Herrgott mi gnädig wän ſchall in mine leſte Stunne.“

„Dat is man god,“ wandte ſich Vater Lohmann jetzt zu ſeinem Sohne, „denn heww ick dat alſo man alleen mit di to don, min Jüngſchen. Dann ſegg mi mal, wann heſt du mit de Deern darvan ſnackt?“

„Up de Fahrt nah 'n Bahnhoff.“

„Soſo . . . Vörher ok all?“

„Nee, keen Word.“

„Nich . . . aber as du dar up 'n Bock ſeetſt, da heſt du di tofällig mal ümkäken und heſt ſehn, dat ſe 'n ſchönen Hot up 'n Kopp harr und 'n por brune Ogen in 'n Kopp, und da düchte di dat to wän, dat ſe din Fro weern ſchöll, und da hewwt ji beiden dar up de Schanſee de Sak glieks in Ordnung makt. Hähähä.“

„Vader . . .“ begann Hinrich. Er ſtreckte bittend die Hände aus.

„Hol dinen Mund, und hör to, wat ick di ſegg! Ick will di de ganze Geſchichte as jungenshaftige Dummheit anreken, de hiermit ut is. So, nu weeßt du Beſcheed, und nu lat uns darvan ſwiegen.“

Einen Augenblick ſchwiegen ſie beide. Draußen ſpielte Diedrichs Harmonika juſt den Refrain des Liedes von der häßlichen Einrichtung: „Behüt dich Gott, es wär ſo ſchön geweſen, behüt dich Gott, es hat nicht ſollen ſein.“

„Vader, ick bidd di, hör mi . . .,“ begann Hinrich wieder.

Aber der Vater unterbrach ihn: „Wat ſchöt wie us den Kopp warm maken? Dat ut de Sak nix weern kann, ſeggt di jo all din Verſtand. Wenn du't aber mit Gewalt wullt, kann ick di't ja ok noch mal ſeggen, weshalw dor nix ut weern kann. Erſtens, dat Mäken s 'ne Gebillte, Hochdütſche, und paßt ton Buer-

fro as de Swinegel ton Wiſchdok. Twetens, ſe ſtammt ut 'n liberalige Familje, und wi ſünd ole gode Hannoveraners. Und drüttens, ſe hett nix und ſe kriggt nix. Dat weeßt du nich, aber dat weet ick, as ehr Vormünner. Von Delmsloh hört er knapp de Schün'."

„Min leewe Hartensjung" — hier wurde ſeine Stimme auf einmal weicher — „du weeßt ja, wo dat mit Delmsloh trüg gahn is, as min ole Kamerad Schorſe dat frömde Kretur friet hett. Wenn ick 'r blot an denken do, könn ick noch bläudige Tranen daröwer weenen. Min gode Hinrich, ſchall dat mit unſen Lohhoff den ſülwigen Weg gahn? Mit unſen olen ſchönen Hoff, wo unſe Öllern und Voröllern up ſäten hewwt, und de Herrgott hett jüm ſegent an Veeh und Korn und Hoffrüchte, und an geſunne Kinner, de upwuſſen ſünd as junge Eekböm, und hewwt mit ſtarke Arms und fröhlich Gottvertruen de Arbeit da upnahmen, wo ehr Öllern hewwt uphören mößt? Ja, min Jung', väle hunnert Johr hewwt wi Lohmanns up Lohe ſäten, und nu ſchall dat alle wän, nu ſchall ok ſon Schapinski oder Birowski, ſon Riewitz oder Kiebitz den olen ſchönen Hoff verrungeneren,[1] ut den eenzigen Grund, weil ſon jungen Bengel ſick in 'n por brune Ogen ver-

1 ruinieren.

käken hett? Nee, dat wullt du ſülwſt nicht, min Söhn, de mi jümmer Freude makt hett, und väl Freude, und den de Herrgott ſüſſen 'n kloren Kopp und gode Nahgedanken gewen hett . . ."

„Vader, ick bidd di . . .," bat Hinrich und faßte die Hände des Vaters.

„Nee, ſwieg nu rein ſtill," unterbrach ihn der Alte, ſeine Hände zurückziehend, „du weeßt, din Vader und din Mudder, de dat von Harten god mit di meent, hewwt di Hinkens Gretſchen todacht. Und — dat ſeggt di ja ok din Verſtand — dat is de rechte för uns und ok för di. Se hett wat in de Melk to krömen, is geſund, van de ole gode Lüneborger Art. Hinrich, ick ſegg di, frie Hinkens Gretſchen, van min'twegen all düſſen Harwſt! Denn öwergew' ick di den Hoff up de Stäe, und wi Olen lewt bi jo jungen Lüe in Eintracht und in Frieden bet an unſe ſelig Enne."

„Vader, ick kann Gretſchen nich freen," ſagte Hinrich feſt.

„Worüm denn nich?" fragte der Alte.

„Ick heww keen Leew to ehr."

„Ach wat, Leew hin, Leew her! De kummt von ſülwſt, wenn ſe man erſt din Fro is. Dat is allens Gewohnheit. Dat ſtimmt ja, ſo ene weet nich ſo väl ſöte Wör to maken as ene, de bi Boltjens und Schakelade grot

worrn is. Aber de rechte Art ſtickt'r in, Raſſe ſtickt'r in, dat is in den heiligen Eheſtand de Hauptſak."

„Vader, ick bidd di, lat mi ok mal to Word," bat Hinrich wieder, und diesmal dringender als vorhin.

„Nee, nee," unterbrach wieder der Alte, „wi hewwt all väl to väl Wör öwer de Sak makt. Du weeßt nu Beſcheed und brukſt di um nix to kümmern. Ick ſpräk düſſe Dag mit Hinkens Vader und an dat Fräulein ſchriew ick glieks vanabend, dat de Sake een för allemal ut de Luft kummt. Se ſchall ok marken, wat ick daröwer denk, dat ſe in de ſware Heimſuchung, de öwer ehr kamen is, up ſökke lichtfardigen Tög ſinnen deit und de Lüe, de ſo väl Godes an ehr dan hewwt, den ollſten Söhn verföhrt."

„Vader," rief Hinrich entſetzt, und ſeine Hände griffen krampfhaft nach der Tiſchkante, und ſeine Stimme zitterte, „ick ſegg di, wenn du dat deiſt . . ."

„Hol't Mul!" donnerte der Alte. „Kennſt du dat veerte Gebot?"

Hinrich ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden und ſchwieg.

„Segg mi dat veerte Gebot mal her!" ſagte der Vater kalt.

Hinrich biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

Da erhob ſich der Vater ſchwerfällig und trat dicht vor den Sohn hin. Der ſtand auch auf und hatte den Tiſch im Rücken. Es war in der Stube inzwiſchen ganz dunkel geworden. Die beiden, die ſich gegenüber ſtanden, ſahen von einander nur die Umriſſe der Geſtalt.

„Segg mi dat veerte Gebot mal her!“ ſagte der Vater hart und feſt.

„Ick bin keen Scholjung mehr,“ ſtieß Hinrich trotzig heraus.

„Scholjung oder nich, ick, din Vader, segg und befehl di, ſegg mi dat veerte Gebot her!“ wiederholte der Bauer laut.

Mutter Lohmann klammerte ſich an ihren Mann und flehte mit gebrochener Stimme: „Vader, um Gottes Willen, gah nich to wied!“

„Fro, lat mi!“ ſagte er barſch, ſie von ſich ſtoßend.

„Ick tell bet dree,“ wandte er ſich wieder an den Sohn. Seine Stimme bebte.

„Een! —“

Hinrich ſchwieg. Die Mutter rang faſſungslos die Hände.

„Twee! —“ Die Hand des Alten fiel ſchwer auf die Tiſchplatte.

Da umſchlang die Mutter den Leib ihres Sohnes, flehte mit herzbrechender Stimme: „Hinrich, do't! He is din Vader. Do't mi to Leew!“

„Twee und . . .“ wiederholte der Vater. Da ſtieß Hinrich haſtig und abgeriſſen die Worte heraus: „Du ſollſt deinen Vater . . . und deine Mutter . . . ehren, daß dir's wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden.“

„God,“ ſagte der Alte, etwas ruhiger. „Was iſt das?“

Hinrich ſchwieg.

„De Erklärung! Was — iſt — das?“ wiederholte er lauter.

„Wir ſollen Gott fürchten und lieben,“ half die Mutter mit flehender Stimme ein . . .

„Daß wir unſere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen . .“ fuhr Hinrich fort.

„Nicht verachten noch erzürnen,“ wiederholte der Vater nachdrücklich, „ſondern?“

„Sie in Ehren halten, ihnen dienen, ſie lieb und wert haben,“ ſchloß Hinrich ſchnell.

„Sie in Ehren halten — ihnen dienen — gehorchen — ſie lieb — und wert halten,“ ergänzte und wiederholte ſcharf betonend der Vater.

„Süh, min Jung',“ ſetzte er etwas freundlicher hinzu, und die Spannung in ſeiner Geſtalt ließ nach, „du weeßt dat ja noch ganz god. Nun gehe hin und tue desgleichen!“

Hinrich wandte ſich und ging mit ſchweren Schritten zur Stube hinaus. Dabei ſtieß er

in dem Dunkel einen Stuhl um. Mit einem Krach ſtellte er ihn wieder auf ſeine Füße.

Als er hinaus war, ſagte Vater Lohmann, tief aufatmend und mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn wiſchend: „Ach Mudder, wat mutt 'n an ſine Kinner belewen!“

„Achjajija,“ ſeufzte ſie, „lüttje Kinner lüttje Sorgen, grote Kinner grote Sorgen.“

Er entzündete ein Streichholz und ſteckte die Hängelampe an. Als ihre Augen ſich an das Licht gewöhnt hatten, ſahen ſie einander an und erſchraken. Wie hatte dieſe Stunde ihre Geſichtszüge verändert! Aber ſie ſprachen nicht darüber.

Vater Lohmann ſuchte ſich Schreibzeug und Papier und ſetzte ſich zum Schreiben nieder.

„Lat bet morrn fröh,“ bat die Frau. „Du biſt vanabend to upgeregt.“

„Was du tun willſt, tue bald,“ antwortete Lohmann mit ſeiner Bibel. „Dat Iſen mutt ſmäet weern, ſolange as 't hitt is.“

„Schall ick nich leewer ſchriewen?“ bat ſie wieder.

„Ach wat,“ ſagte er barſch, „hier mutt dütſch verhannelt weern. Ji Fronslüe makt ſo wat nich dütlich genug.“

Und er ſchrieb mit ſeinen ſtakigen, ſteilen Buchſtaben:

„Geehrtes Fräulein!“

— Die unermüdliche Harmonikamuſik Diedrichs auf dem Hofe ſtörte ihn im Nachdenken. „De vermuckte Bengel!“ ſagte er, warf die Feder hin, riß das Fenſter auf und rief hinaus: „Dierk, wenn de ole Dudelee nich glieks uphört, kam ick di up 't Ledder.“ Mit einem gräulichen Mißton erſtarb das Lied von dem guten Mond, der ſo ſtille durch die Abendwolken geht und dem Menſchen zu Gefühle bringt, daß er ohne Ruhe iſt.

Und nun konnte Vater Lohmann ungeſtört folgendes zu Papier bringen:

„Die Haare ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran denke, was der Junge uns da eben geſagt hat. Daß Sie, wo doch eben erſt Ihr Vater tot iſt, auf ſolche Gedanken kommen konnten, wer hätte das gedacht! Daß wir, indem wir Sie aus chriſtlichem Mitleid und Barmherzigkeit in unſer Haus aufnahmen, eine ſolche Schlange an unſerm Buſen wärmten, das konnten wir nicht ahnen. Das Blut kocht mir, indem ich dieſes ſchreibe. Und nun wollte ich Ihnen man eben ſchreiben, daß da natürlich nichts aus wird. Sie müſſen ſich ſolche dummen Gedanken ein für allemal aus dem Kopf ſchlagen. Ich bin der Vater von meinem Sohn und Ihr Vormund, und dies iſt mein feſter, unveränderlicher Wille. Wenn Sie aber

ſonſt mal eine paßliche Partie machen können, will ich als Vormund gern meine Einwilligung dazu geben. In der Hoffnung, daß dieſe Zeilen Sie bei guter Geſundheit antreffen,

Ihr Vormund
Jürgen Chriſtoffer Lohmann,
Vollhöfner."

Das Wort: „Schlange" hatte er doppelt unterſtrichen. Der dicke Strich unter dem feſten und unabänderlichen Willen lief in einem Klex aus, ſodaß er der Keule eines Wilden glich.

Als er dieſes Schriftſtück verfaßt hatte, fegte er ſich am Fußboden mit der Hand ein Häufchen Sand zuſammen, ſchob das Papier darunter und ließ die weißen Körnchen über dem wilden Schreiben einen kleinen Tanz ausführen. Dann ſchnippte er die Geſchwärzten mit dem Zeigefinger davon.

Frau Lohmann hatte ratlos ſeinem Tun zugeſehen. Daß der Brief deutlich und deutſch ausgefallen war, hatte die grimmige Entſchloſſenheit ſeines Geſichts und die ſchroffe, kurze Bewegung ſeiner Hand beim Schreiben, Unterſtreichen und Eintauchen in die Tinte ihr geſagt. Nun ſtreckte ſie die Hand aus und fragte ſanft: „Vader, ſchall ick den Breef nich mal leſen?"

„Nee, Fro," ſagte er kurz, „dar kummt nix bi herut," tat das Schreiben in einen Umſchlag, ſchrieb die Adreſſe darauf und ſteckte den

Brief in ſeine Taſche, um ihn am andern Morgen eigenhändig dem Briefboten zu übergeben.

„Soo,“ ſagte er, indem er erleichtert aufatmete, „nu will ick noch 'n Piep ſmöken. De Sak harrn wi erſt mal wedder in Richtigkeit.“

Er ſteckte ſeine Pfeife an und qualmte mächtig. Aber nach ein paar Dutzend Zügen ſtellte er ſie in die Ecke. Sie wollte ihm nicht ſchmecken.

Er nahm die Zeitung zur Hand. Sein Auge fiel auf die „Hofnachrichten aus Gmunden,“ die ihn immer beſonders intereſſierten. Er begann zu leſen: „Seine Königliche Hoheit der Herzog haben . . .“ Als er bis zum Strich gekommen war, wußte er nicht, ob Hochdieſelbe einen Gemsbock geſchoſſen oder eine Reiſe unternommen hatten oder was ſonſt, und er verſpürte auch keine Luſt, von vorne anzufangen, um ſich zu vergewiſſern. Er ſchob das Blatt zurück, fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht und ſagte: „Ick bin möe, ick gah to Bed.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob er ſich ſchwerfällig und ging mit verdroſſenen Schritten in die anſtoßende Kammer.

Als er die Stube verlaſſen hatte, tat Mutter Lohmann einige Seufzer: „Achja! Achjajija!“

Sie lauſchte nach der Kammer hin. Schwer ließ ihr Mann ſich in das Bett fallen. Da zog ſie die Pantoffeln aus, ſchlich auf Socken

durch die Stube, öffnete die Tür, huſchte über die Diele und ſtand vor Hinrichs Kammertür. Mit angehaltenem Atem horchte ſie. Kein Laut ließ ſich vernehmen. Sie verſuchte, durch das Schlüſſelloch zu blicken. Das Licht war gelöſcht. Da öffnete ſie leiſe und trat in die Kammer.

„Hinrich," ſagte ſie im Flüſterton.

„Mudder, biſt du dat?" fragte eine müde, tonloſe Stimme.

„Ja, min beſte Jung, ick mutt di doch gode Nacht ſeggen." Sie hatte ſich an das Bett getaſtet, ſetzte ſich auf den Rand und ſuchte die Hände ihres Jungen. Als ſie dieſe gefunden hatte, wobei er ihr nicht im geringſten entgegen kam, legte ſie die großen, breiten Dinger nebeneinander auf die Bettdecke und fing an, ſie mit ihren kleinen, harten Händen zu ſtreicheln, erſt immer von oben nach unten, dann eine Weile von den Fingerſpitzen bis an die Handwurzel, erſt ſchweigend, dann mit Koſeworten ihn anredend: „Min gode Hinrich . . . min arme Jung . . . min lütt Heini . . ."

Dem großen Jungen kam eine Erinnerung an die früheſte Jugendzeit, als er noch klein, und die kleine Mutter für ihn ſo groß geweſen war . . . Die Mutter machte ihn heute auch wieder zum Kinde. Aber anders als der Vater mit dem vierten Gebot und der geballten Fauſt.

Er fühlte, wie ein warmer Strom ihm zum Herzen drang, und ſagte bewegt: „Ja, Mudder, du biſt god. Du biſt jümmer god mit mi wän.“ Dabei hielt er nun ihre Hände mit warmem Druck umſchloſſen.

„Und glöw mi, min Hartensjung, Vader is ok god .... Sin Kopp ... Wat 's dat!?“ unterbrach ſie ſich plötzlich angſtvoll, und Hinrich fühlte ihre Hände in den ſeinen zittern.

Draußen ging eine Tür.

„Oh, he ſocht mi,“ ſagte ſie bebend und ſprang vom Bettrand auf.

„Mud—der!“ ſchallte es durchs Haus.

„Wat fang ick armes Minſch an?“ jammerte ſie.

„Mudder,“ ſagte Hinrich, ſie an den Händen, die er noch immer feſthielt, wieder auf den Bettrand ziehend: „Wäs ruhig, hier kummt he vanabend nich her.“

Sie horchten. Über die Diele ſchlürften Holzſchuhe. Eine Tür ſchlug zu. Dann war es wieder ſtill.

Mit einem tief heraufkommenden Achjajija beruhigte ſich die Mutter, ſtreichelte wieder ihres Hinrichs Hände, und ihn wieder mit dem Koſenamen der erſten Kinderjahre anredend, ſagte ſie: „Heini, min lütt Heini, nich wahr, du deiſt't din ol Mudder to Leew, dat du nahgiwſt?“

„Mudder, ick kann di vanabend nix ſeggen. Mi is ſo ſwiemelig in de Kopp und ſo eng üm't Hart. Wi möt dar mal öwer ſlapen.“

„Ja, dat is woll dat Beſte . . . .“

„Mudder, denn gah ok man hen.“

„Und ſchall ick Vadern wat von di beſtellen?“

„Nix, gor nix!“ ſagte Hinrich dumpf.

Sie erſchrack über ſeinen Ton und rief verzweifelt: „Djunge, Djunge!“ Plötzlich warf ſie ſich über ihn und küßte ihn heftig. Auf der Stirn, den Augen, den Wangen, dem Munde brannten dem Jungen ihre heißen Küſſe. Seit jenem Augenblick auf der dämmernden Diele, als der Heimkehrende ſie in ſeine Arme ſchloß, hatten Mutter und Kind ſich nicht wieder geküßt.

Endlich raffte ſie ſich auf, legte ihm leicht die Hand auf die Stirn, ſagte: „Nu ſlap man god, min Kind!“ und taſtete ſich zur Tür hinaus.

In der Wohnſtube löſchte ſie die Lampe und trat ohne Licht in ihre Schlafkammer.

„Biſt du bi Hinrich wän?“ fragte eine harte Stimme.

„Jea,“ ſagte ſie kleinlaut, wie mit böſem Gewiſſen.

„Dat wör ok nich juſt nödig, den obſtinatſchen Bengel nahtolopen,“ brummte es zurück.

Sie erwiderte nichts darauf, froh, daß di Sache ſo gnädig abgelaufen war.

Nachdem ſie ſich geräuſchlos ausgekleidet hatte, legte ſie ſich nieder und zog das mit Loher Gänſefedern geſtopfte Deckbett über ſich. Aber bald richtete ſie ſich wieder auf und ſchüttelte die Federn zurück, die heute abend eine ſtickende Hitze entwickelten. Und nun fing ſie an zu grübeln, auf dem Rücken liegend und mit offenen Augen in die Finſternis ſtarrend. Es ſchlug halb zehn in der Stube, und nach langen halben Stunden, die je weiter in der Nacht, deſto endloſer wurden, hörte ſie die Wanduhr ſchlagen — zehn . . halb elf . . . elf . . . . halb zwölf. — Kurz vor Mitternacht fragte ſie leiſe nach ihrem Mann hinüber: „Vader ſlöppſt du?“

Ein kurzes Brummen war die Antwort.

Gegen halb eins merkte ſie an ſeinen Atemzügen, daß er eingeſchlafen war.

Dumpfe, unverſtändliche Laute unterbrachen plötzlich die nächtliche Stille der Kammer. Die grübelnde Frau erſchrak. Wenn ihren Mann etwas ſtark bewegt hatte, redete er im Schlaf davon. Bei ihrem ruhigen Leben war das aber nur ſelten vorgekommen; damals nach der Reichstagswahl, und ſonſt noch zwei oder dreimal in den Jahren der Ehe. Und nun horchte ſie ängſtlich.

„Hinrich . . .“ gurgelte der Schläfer. Sie griff ſich nach dem Herzen und lauſchte, ſich näher heran legend, mit offenem Munde.

„Schorſe, min arme Schorſe“ kam es nun ganz deutlich über die Lippen des Schlafredenden. Und ihre Gedanken flogen über das weite Weltmeer zu dem verkommenen Newyorker Droſchkenkutſcher, der einſt als Großbauer auf einem der ſchönſten Heidehöfe geſeſſen hatte.

Längere Zeit ſchwieg der Schläfer, und das Lauſchen der Frau verlor an Spannung.

Plötzlich fragte er in angſtvollem, dringendem Tone: „Hinrich, Hinrich, wo wullt du hen?“

Da lief ein Grauen durch Mutter Lohmanns Seele. Noch einmal machten ihre ſich verwirrenden Gedanken die Reiſe über das große Waſſer, mit ihrem Hinrich. Und da umzog ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken, und der Sturm heulte, und das Schiff ſchwankte wie eine Nußſchale in den Wellentälern, und die Wellenberge türmten ſich rieſenhoch — die Schilderung eines Schiffbruchs, die ſie vor vielen, vielen Jahren, als Kind, einmal geleſen hatte, tauchte wieder aus den Tiefen der Vergeſſenheit empor — plötzlich ſah ſie Schiffstrümmer, mit den Wellen ringende Menſchen, und einem ſchaute ſie ins Geſicht, da war's ihr Hinrich, da ſchrie ſie auf, griff ſich an den Kopf und merkte, daß ſie aus einem wüſten Halb-

traum erwacht war. Nein, Gott ſei Dank, ihr Junge war ja noch auf dem feſten Lande, und mit ihr unter einem Dach.

Aber noch immer war die Frage des Schläfers mit dem dringenden, angſtvollen Tone: „Hinrich, wo wullt du hen?“ in ihrer Seele, und wieder horchte ſie. Nicht mehr auf den an ihrer Seite, der jetzt anfing, einen Eichenaſt durchzuſägen. Nein, halb aufgerichtet ſtellte ſie ihr Ohr auf die Diele ein. Ob dort nicht Schritte hörbar wurden, die feſten, wohlbekannten Schritte ihres Jungen, die zur Tür hinaus verſchwinden wollten? Nein, dafür hat er ſeine Mutter zu lieb. Horch! Was iſt das? Ein Geräuſch von der Diele her. Nun iſt es ſtill. Da iſt es wieder. Ja, der Junge geht. Und ſie fliegt aus dem Bett, und tappt ſich an die Kammertür und tappt ſich an die Stubentür und horcht mit angehaltenem Atem und ſtürmiſch klopfendem Herzen auf die Diele hinaus. Dort iſt es ganz ſtill. — Halt, da iſt der Ton wieder! Ach ſo, das iſt's geweſen. Eine Kuh reibt ſich an dem Stallbaum, wobei ihre Ketten klirren. Die kühle Luft, die ſich durch die leichte Nachtkleidung an ihrem ganzen Körper fühlbar macht, hat ſie zu ſich ſelbſt gebracht, und etwas ruhiger legt ſie ſich nieder.

Und nun, nachdem die verworrenen Angſtgefühle geſchwunden ſind, kommen die Gedanken

wieder, die fragenden, quälenden Gedanken. Warum hatten ſie ſich des Mädchens auch angenommen? Ach, das war ja einfach Chriſtenpflicht geweſen. Warum hatte ſie als Mutter die Augen nicht beſſer aufgemacht? Ach, es war ihr ja auch nicht das Geringſte aufgefallen. Warum hatten ſie die beiden allein zum Bahnhof fahren laſſen? Warum? Warum? Warum? Und dieſe quälenden Warums waren lauter wilde Wellen, die nun ſie ſelbſt als eine arme Schiffbrüchige einander zuwarfen, und ſie fühlte ihre Kraft ermatten und ihren Kopf ſich verwirren. Da plötzlich gewahrte ſie einen Felſen in dem wilden Wellengewoge, und mit der Kraft der Verzweiflung klammerte ſie ſich an ihn an. Leiſe bewegten ſich ihre Lippen: „Leewe himmliſche Vader, wäs uns arme Sünner gnädig. Mak Hinrich ſinen harden Sinn week und help dat verlatene Waiſenkind, dat ſe em vergitt . . . und dat ſe bald 'n goden Mann kriggt . . . . ſe verdeent dat und hett'n bäten Leewe und Sünnenſchien nödig . . . dat ſe nich ſo alleen dör't Leben gahn mutt, van fremde Lüe hen und her ſtött. . . Du biſt jo unſe Vader und wi ſünd dine Kinner, und ſchöt di allens ſeggen, wat uns ſo ſwar up'n Harten ligt, und du wullt uns hören, um Jeſu Chriſti, deines lieben Sohnes willen. Amen."

Die Sorgenwellen gingen ihr jetzt nur noch bis an die Knie.

Und wieder bewegten ſich leiſe ihre Lippen: „Vater unſer, der du biſt im Himmel.“ Und als ſie ſich ſchloſſen mit den Worten: „Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen,“ da netzten die Wellen nur noch ihre Füße. Und es war, als ob eine ſtille, unſichtbare Macht leiſe die wilden Wogen glättete, daß eine große Stille ward. Und es war, als ob eine große, linde, weiche Hand aus dem Dunkel der Nacht herniederlangte und die brennenden Augenlider ſanft faßte und mit ſanfter Gewalt niederzog. Ein paarmal riß eine widerſtrebende Kraft ſie noch wieder in die Höhe, aber dann ſiegte die ſanfte Gewalt, und die große, weiche Hand lag lind und leicht auf den geſchloſſenen Augen. Da hatte Mutter Lohmann Ruhe. — —

Und Hinrich? — Als die Mutter ſich an ſein Bett taſtete, hatte er ſtumpf und dumpf dagelegen, die Hände unter dem Kopf gefaltet. Daß er dem Vater gegenüber einen ſchweren Stand haben würde, hatte er ja erwartet. Aber nicht, daß der ihn keinen Augenblick würde zu Worte kommen laſſen, damit er denen, die ihm am nächſten ſtanden, ſagen könnte, was nun ſein ganzes Herz erfüllte. Nicht das hatte er erwartet, daß ſein Vater ihn, den Fünfundzwanzigjährigen, mit dem höchſten, heiligſten Anliegen ſeines Herzens behandeln könnte wie

einen Schuljungen, der durch körperliche Gewalt zum Gehorſam gezwungen werden muß. Jetzt, nachdem das alles wie ein ſchreckliches Gewitter über ihn dahin gebrauſt war, fühlte er ſich wie an Leib und Seele zerſchlagen. Er hatte keine Eltern und keine Heimat mehr.

Und dann war das Mütterlein an ſein Bett gekommen, hatte warme, liebe Worte geſprochen, hatte ſeine Hände geſtreichelt und ſeinen Mund geküßt, und da war's ihm warm und weich ums Herz geworden. Ja, eine Mutter hatte er noch. Und dann war wohl nicht alles verloren. Dann konnte ſich noch alles zum Guten wenden.

Und nun ſtritten ſich wieder in ihm die beiden Stimmen, die damals auf der Rückfahrt von Elldingen Zwieſprache mit einander gehalten hatten. Aber in dieſen dunklen Nachtſtunden, die unendlich träge dahin ſchlichen, — Hinrich hätte nie gedacht, daß eine Nacht ſo lang ſein könnte — hatte die Stimme, die von außen her kam und immer nein ſagte, das große Wort, und die andere aus ſeinem Tiefinnerſten wurde immer kleinlauter. Aber gegen Morgen wandte ſich das Blatt. Als die enge Kammer ſich mit jungem Licht füllte, als die junge Schwalbenbrut über den Fenſtern — es war ſchon die zweite des Sommers — zwitſchernd und ſchwatzend ihre Flugübungen begann, da wurde die vor-

laute Stimme beſcheidener und die andere ſagte zuverſichtlich: „Kopf hoch, Hinrich Lohmann! Nicht wanken und nicht weichen! Es muß ſich alles zum beſten wenden.“

Da ſtieß er die Decke mit den Füßen von ſich, ſprang auf, kleidete ſich ſchnell an und ſtieg zum Fenſter hinaus. Den Hof hinter ſich laſſend, ging er in die nebelumhüllten Wieſen, zu dem Kolk unter der Schleuſe, wo er nach heißen Sommertagen zu baden pflegte. Er begann ſich auszukleiden. Um ihn kämpften die Nebel mit der Morgenſonne um den Tag. In dem Wieſentale hatten ſie noch ihren ſtärkſten Rückhalt. Als er nun das letzte Kleidungsſtück von ſich geworfen hatte, ſah er plötzlich ſeinen Körper weiß aufleuchten. Die Sonne hatte geſiegt. Glühend in Urſchöne ſtand ſie über einer fernen Heidehöhe, und die geſchlagenen Heere der Nacht waren in vollem Rückzug. Da tauchte er die Augen, die ſo lange in das ſchwarze Dunkel der Nacht geſtarrt hatten, tief in des Morgenlichtes Feuergluten, und dann ließ er die geblendeten Blicke an ſeinem im jungen Lichte leuchtenden, jugendſtarken Körper, des Schöpfers Meiſterwerk, hinabgleiten, und die trüben Nachtgedanken flohen mit den Nebeln davon, und ſein ganzes Weſen durchſtrömte wie ein feuriger Strom ein hohes Lebensgefühl, ein Gefühl grenzenloſer Verwunderung, Freude, Kraft, Anbetung.

Aus dem Kolk ſprühte ein Diamantenregen empor. Er hatte ſich mit einem Kopfſprung ins Waſſer geworfen, das nun mit eiſiger Kühle wie ein eiſernes Band ſich um ſeine Glieder legte. Aber durch kräftige Schwimmbewegungen beſiegte die Lebenswärme des jugendlichen Körpers die ſtarre Kälte des Elements. Als er nach einigen Minuten wieder ans Land ſtieg, ſchüttelte er die blinkenden Tropfen von ſich und kleidete ſich ſchnell an. Dann ging er mit feſten Schritten nach Hauſe und machte ſich an ſeine Arbeit, wie jeden Morgen. Die Dienſtboten, die ihn ſcheu von der Seite muſterten, merkten ihm nichts Beſonderes an.

Um die gewohnte Zeit verſammelte der Vater die Hausgemeinde zum Morgenſegen. Scheu drückte ſich einer nach dem andern in die Stube, und verlegen klang der Morgengruß. Sonſt, wenn der Bauer ſeines hehren Amtes als Hauspriester waltete, den neuen Tag durch Gottes Wort und Gebet zu weihen, klang ſeine Stimme feierlich, wie volle, tiefe Morgenglocken. Heute morgen, wie er die Worte ſo haſtig herunterlas, klapperte ſie wie ein Blechkeſſel. Beim Vaterunſer vergaß er eine der Bitten. Es war die fünfte.

Die drei Menſchen, welche dieſe lange, bange Nacht durchträumt, durchgrübelt, durchbetet hatten, kamen mit keinem Wort auf das

Geſchehene zurück. Aber es ſtand zwiſchen ihnen. Die Augen hatten einen anderen Blick, die Stimmen einen anderen Klang, die Füße einen anderen Gang, als geſtern und vorgeſtern. Zwiſchen den Herzen war eine Kluft geriſſen. Zwar Mutter- und Frauenliebe ſann und ſann, ſie zu überbrücken. Aber ſie fand nicht, wo und wie ſie die Brücken ſchlagen könnte.

Als der Bauer an ſeine Arbeit gegangen war, ſuchte Frau Lohmann ſich Tinte, Feder und Papier und fing auch an zu ſchreiben. Ach, die Feder wollte gar nicht. Immer wieder hakte ſie ſich in dem Papier feſt. Seit Hinrich von den Soldaten zurück war, hatte ſie keinen Brief mehr verfaßt, und auch damals mußten die Anlagen in Geſtalt von Würſten und Schinken mehr ſagen, wie treu ſie es meinte, als die paar armſeligen Zeilen das vermochten. Endlich brachte ſie aber in liegender, zitteriger Schrift und nichts weniger als parallelen Reihen doch eine Art Brief zuſtande, der, von einer Anzahl Sünden gegen Herrn von Puttkamer gereinigt, folgenden Wortlaut hatte:

„Mein liebes, gutes Kind!

Mit Schmerzen ergreife ich die Feder. O, was haben wir geſtern für einen Abend gehabt! Und die Nacht habe ich beinahe kein Auge zugekriegt. Nimm es Vater nicht für ungut, wenn er Dir was geſchrieben hat in ſeiner ſchrecklichen

Zornigkeit, was nicht gut ist! Aber Ihr beiden müßt Euch vergessen. Sonst passiert ein Unglück."

Hier hielt sie inne und sah nachdenklich vor sich hin. Dann stand sie auf und nahm die Bibel vom Wandbrett, in der sie eine Zeitlang blätterte. Dann nahm sie wieder die Feder und schrieb: „Lies in Deiner Bibel, die ich Dir geschenkt habe, Epheser 6, Vers 1 bis 3!

In der Hoffnung, daß dich diese Zeilen bei guter Gesundheit antreffen

Deine betrübte Pflegemutter."

Sie las die Zeilen mit feuchten Augen noch einmal durch, und setzte die Feder zum dritten Mal an, zu einer

Nachschrift.

„Für Deinen lieben Brief sollst Du auch vielmals bedankt sein. Dein goldenes Herz hat Hinrich" — diesen Namen durchstrich sie und machte ihn unleserlich, das „hat" verbesserte sie in: „haben" — „haben wir lange gesucht, aber nicht gefunden. Wenn erst alles wieder in Richtigkeit ist, schenke ich Dir mal ein neues. Das soll ebenso schön sein, wie Pastors Gertrud ihrs, was sie neulich zum Besuch hier um hatte.

Die Obige."

Sie war froh, für ihre Epistel einen so schönen, tröstlichen Schluß gefunden zu haben, und liebäugelte ordentlich mit der Nachschrift.

Bei der Erfüllung ihres Verſprechens, nahm ſie ſich vor, ſollte es ihr auf einen Taler mehr oder weniger gar nicht ankommen. Wenn's nur erſt ſo weit wäre!

Auch dieſer Brief wies einen Klecks auf. Der ſah aber nicht aus wie die Keule eines Indianers, ſondern wer wollte, konnte in ihm vielleicht ein blutendes Herz erkennen. Die Tinte war mit einer auf das Papier gefallenen Träne in eins gefloſſen.

Zu derſelben Zeit riß Hinrich hinten im Pferdeſtall ein Blatt aus ſeinem Notizbuch und ſchrieb mit dem Bleiſtift den Anfang eines Stammbuchverſes darauf und den Kehrreim eines Soldatenliedes:

„Donner kann die Felſen ſpalten,
Aber unſere Liebe nicht!
Wir halten feſt und treu zuſammen
Hepp hepp hurra!

Dein Hinrich."

Auch er las das Geſchriebene noch einmal durch. Ein Fehler war nicht drin, deſſen war er ſicher. Und ſchlank und ſchneidig waren die kleinen und die großen Buchſtaben auf dem Papierchen in Reih und Glied aufmarſchiert, wie Soldaten mit ihren Offizieren auf dem Kaſernenhof. Das ſollte keiner ſagen, daß dies ein Bauernjunge geſchrieben hatte, der beſſer

mit der Forke als mit der Feder umzugehen verſteht!

Er barg das Blatt in dem umgekehrten Kuvert einer landwirtſchaftlichen Druckſache, dem er vorher die Anpreiſung einer berühmten Futterkalk-Marke entnahm. Dabei dachte er wehmütig lächelnd an Hinkens Gretſchen, die ihm dieſen als Mittel zur Steigerung der Freß-luſt und der Knochenbildung für die Borſten-träger ſo warm empfohlen hatte.

Als der alte Briefträger ins Haus kam, lud Mutter Lohmann ihn zu einer Taſſe Fleiſch-brühe in die Küche. Dabei ſteckte ſie ihm heim-lich einen Brief zu. Als er das Haus verließ, wartete draußen der Bauer auf ihn und zog einen etwas zerknitterten Brief aus der Taſche, den er ihm gravitätiſch überreichte. Hinter der Scheune trat Hinrich ihm entgegen und drückte ihm zwei Zigarren in die Hand. Verwundert blickte er den jungen Menſchen an. Da griff der haſtig in die Taſche und gab ihm den dritten Brief. Der dauſend, wie waren die Loher auf einmal ſchreibluſtig geworden!

Als er einige hundert Schritt vom Hofe entfernt war, las er im Gehen die Aufſchrift der drei ihm anvertrauten Schreiben. Dreimal dieſelbe Adreſſe, einmal in gravitätiſch-ſtolzen, dann in demütig-liegenden, und endlich in kühn-ſtürmenden Buchſtaben: An Fräulein Elſe Rie-

witz. Hm hm! Da war etwas passiert. Und Vater Hillermann, der Vermittler von so viel Freud und Leid, Streit und Frieden, riet auch so ziemlich das richtige. Aber, indem er sich eine von Hinrichs Sonntagnachmittags-Zigarren anzündete, schüttelte er den Kopf und brummte vor sich hin: „Wat geiht dat mi und annere Lüe an!“ Und der Senior der Briefträger des Kreises, der bald dreißig Jahre die goldenen Litzen trug, sprach auch mit seiner Frau nicht von den drei Briefen an die gleiche Adresse.

Nach fünf Tagen rief der Bauer dem Alten, der wieder um die gewohnte Stunde auf den Hof kam, gut gelaunt entgegen: „Na, heste wat?“

„De Zeitung,“ sagte der und reichte ihm das Blatt.

„Ick bin so döstig,“ fügte er hinzu und ging in das Haus.

Als er in die Küche an den Wassereimer treten wollte, hielt Frau Lohmann ihn zurück. „Nee,“ Fieke sollte ihm ein Glas Milch holen. Als diese den Rücken gewandt hatte, gab er der Frau schnell einen Brief, die ihn mit zitternder Hand packte und in ihrer Tasche verschwinden ließ.

Wo war denn bloß die alte dumme Brille geblieben? In der Stube war sie nicht, und in der Kammer auch nicht, und in der besten Stube

auch nicht. Endlich, die Bibel auf dem Wandbrett ſchloß nicht ganz, zwiſchen ihren Blättern lag das unentbehrliche Sehinſtrument.

Aber wohin nun mit der Brille und dem Brief? Im Hauſe war ſie um dieſe Zeit nirgends vor Störungen ſicher. Da nahm ſie ein Körbchen an den Arm, trat auf den Hof und ſtieg die eichenholzgefügte Außentreppe zum Speicher hinan. Der Raum, in den dieſe führte, war mit einem feinen Duft von Wachs, Honig, getrocknetem Obſt und ungebleichtem Linnen erfüllt. Auf einen Ballen des letzteren ſetzte ſich Mutter Lohmann, klemmte ſich die Brille hinter die Ohren, erbrach den Umſchlag und, den Brief von ſich haltend, fing ſie an, folgendes zu leſen:

„Liebſte, beſte Pflegemutter!

Eine rechte Mutter kann gegen ihr Kind nicht lieber und freundlicher ſein, als Du gegen mich geweſen biſt. Und nun muß ich Ärmſte, auf die ſo viel zuſammen kommt, es gerade ſein, die den Frieden und das Glück Eures Hauſes ſtört. Ach, könnte ich mich doch noch einmal an Deinem mütterlichen Herzen ausweinen, wie ich es in den ſchrecklichſten Stunden meines Lebens getan habe! Aber wir ſind einander ja ſo fern, dem Raume nach, und ach! jetzt auch wohl dem Herzen nach. Und hier ſtehe ich nun ſo allein. Es iſt kein Menſch da, dem ich ſagen

kann, was mich drückt, und ſoll immer ein vergnügtes Geſicht machen bei der Arbeit, und im Herzen iſt mir ſo weh und ſo wund. —“

Mutter Lohmann hielt im Leſen inne, nahm die von Tränen blind gewordene Brille ab, rieb ſie in der blauleinenen Schürze wieder blank, trocknete ihre Augen, ſetzte die Brille wieder auf und las weiter:

„Ach, daß es auch ſoweit hat kommen müſſen! Hättet Ihr beiden, mein Vormund und Du, mich zum Bahnhof gebracht, wie Ihr erſt wolltet, ſo wäre alles gut gegangen. Hinrich und ich, jeder hätte ſein Geheimnis für ſich behalten. Aber nun mußte der Beſuch kommen, und der Knecht war nicht zu Hauſe, und wir beide mußten allein nach Elldingen fahren, und da auf einmal, ohne daß wir's eigentlich wollten, war's heraus. — Du mußt aber nicht denken, daß das ſo auf einmal gekommen iſt, in den paar Wochen, die ich bei Euch war, oder gar auf der kurzen Fahrt nach dem Bahnhof. Nein, Hinrich und ich, wir kennen uns ſchon über zwei Jahre. Als ich Dich damals beſuchte, — es ſind juſt zwei Jahre her, die Heide blühte gerade, wie ſie jetzt wieder blüht — da tat ich das nicht aus eigenem Entſchluß; Hinrich hatte mir geſagt, weil ich keine Mutter mehr hätte, ſollte ich ſeine Mutter einmal beſuchen. Wir hatten uns nämlich ganz zufällig zweimal im

Walde getroffen. Ich war damals ein dummes, eigenſinniges, faules Ding, und da hat Hinrich mir erſt geſagt, was alles zu einem ordentlichen Menſchenleben gehört, und von da an bin ich eine andere geworden. Und ſchon damals habe ich viel an ihn denken müſſen, aber weil Du mir geſagt hatteſt, zwiſchen Delmsloh und Lohe könnte keine gute Nachbarſchaft ſein, habe ich mich in acht genommen, daß wir beide uns nicht wieder trafen, und ich habe auch kein Wort wieder mit ihm geſprochen, bis das ſchreckliche Unglück meines lieben Vaters uns aufs neue zuſammen führte. Aber ſolange wir unter einem Dache bei Euch lebten, haben wir außer über das Wetter und andere gleichgültige Dinge nie miteinander geſprochen. Aber das Feuer, das unſere Herzen erfaßt hatte, glimmte ſtill und heimlich fort, und auf der Fahrt nach dem Bahnhof, da auf einmal flammte es lichterloh auf.“

Wieder hatte ſich Mutter Lohmanns Brille getrübt, und ſie machte eine Pauſe. Das war ſchlimm, ganz ſchlimm, daß die Geſchichte ſchon ſo alt war. Das hätte ſie nicht gedacht. Achjajija.

Sie las den Schluß des Briefes:

„Jetzt, nachdem das Wort gefallen iſt, iſt es furchtbar ſchwer, ſich ſagen zu müſſen, daß das, was des Herzens tiefſter, verſchwiegenſter

Wunſch war, niemals ſein ſoll, niemals ſein darf. Aber Gott hat einem ja ſchon Kraft gegeben, viel Schweres zu tragen. So wird er ſie einem auch wohl noch geben, dieſes zu überwinden.“ —

„Ich will nicht mehr an Hinrich denken. Ich will mir jeden Gedanken an ihn mit Gewalt aus dem Herzen reißen. Ich will nur noch denken an alle Liebe und Gütigkeit, die ich von meinem lieben Vormund und von Dir, liebes Mutterherz, erfahren habe, und für die Euch in Ewigkeit dankbar iſt

Eure gehorſame
Elſe Riewitz.“

Mutter Lohmann ſchob die Brille auf die Stirn hinauf, faltete die Hände in ihrem Schoß über dem Brief und ſah gedankenvoll vor ſich hin.

Jajajija, das arme Kind mußte wirklich ſchwer hindurch. Alles nahm der Herrgott ihr, eins nach dem andern. Erſt die Mutter, dann den Vater, darauf den Hof, und nun zuletzt auch den, den ſie ſo lange heimlich lieb gehabt hatte. —

Hier kam ein ganz fremder Gedanke und machte ſie einen Augenblick bedenklich. War's wirklich der Herrgott, der ihr den Liebſten nahm? War's vielleicht nicht ſo, daß der Herrgott ihr dieſen gegeben hatte für die Lieben,

die er ihr genommen, und nun kamen die Menſchen, um dem armen Kinde das Herrgottsgeſchenk zu rauben? — — Nein, nein, ſo durfte man die Sache nicht anſehen. Die Eltern ſind nun einmal die Stellvertreter Gottes für die Kinder. Das hatte noch am letzten Sonntag der Paſtor in der Kinderlehre ſo ſchön klar gemacht.

Elſe war gewiß ein gutes Kind. Fleißig, umgänglich und gar nicht ſtolz. Schade, daß ſie keinen Jungen hatten, der Lehrer war oder Poſtſchreiber oder ſowas. Für ſo einen wäre ſie eine. Da würde ſie als Mutter ſofort ihren Segen geben, und Vater am Ende auch. Aber für den Älteſten, den Hoferben paßte ſie nicht. Wirklich nicht. Dafür war ſie viel zu fein. Eine Bauerfrau? Mutter Lohmann ſchüttelte traurig den Kopf. Nee, nee, die ſaß da nicht in. Der Erbe von Lohe mußte auch eine haben, die etwas mehr um und an hatte. Die mußte durch ihr Heiratsgut dem Hof das wieder zubringen, was durch die Auszahlung an die jüngeren Kinder mal verloren ging. Denn die wollte man doch auch nicht nur mit Rock und Hemd in die Welt hinausſchicken.

Na, Gott ſei Dank, das Mädchen war ja ſo weit vernünftig. Sie wollte gar nicht mehr an die dumme Geſchichte denken. Sie ſchrieb ja auch: Eure gehorſame Elſe. —

Wenn nur der Junge auch ſo verſtändig ſein wollte! Es waren ja ſchon fünf Tage vergangen ſeit dem ſtürmiſchen Abend und der ſchrecklichen Nacht, aber der alte war Hinrich noch immer nicht wieder. Wohl tat er ſeine Arbeit wie immer, und noch geſtern abend beim Zubettgehen hatte der Vater gemeint, er wäre doch nun einmal ein fixer Bengel. Aber er pfiff kein Lied und rauchte keine Pfeife und ſagte kein Wort, das man nicht mit Fragen heraus zog.

Mutter Lohmann hatte es zuerſt für das Beſte gehalten, in keiner Weiſe auf das Geſchehene zurückzukommen. Aber einen Tag nach dem andern ihren friſchen Jungen ſo unfroh, ſo bedrückt zu ſehen, das ſchnitt ihr doch ins Herz. Vielleicht war es beſſer, wenn ſie als Mutter ihn mal ins Gebet nahm, wenn ſie einmal ganz mütterlich, ganz ruhig, ganz vernünftig die Sache mit ihm beſprach. Das, was Elſe geſchrieben hatte, konnte ihr dabei ja nur helfen. Mit dem Entſchluß, die nächſte gute Gelegenheit wahrzunehmen, ſtieg ſie die Speichertreppe hinab, nachdem ſie noch das Handkörbchen mit getrockneten Pflaumen gefüllt hatte.

Es fand ſich noch an demſelben Tage ein ſtilles Stündchen, in dem Mutter Lohmann ihren Jungen vornehmen konnte.

„Hinrich, ick heww'n Breef kregen."

„Dat mag."

„De Breef is van unſe Fräulein."

„So. . . . ."

„Se ſchriwt, dat ſe uns jümmer dankbar und gehorſam blieben will."

„So. . . ."

„Se ſchriwt, dat allens ſo haſtig und öwer Kopp kamen wör."

„So? Dat ſchriwt ſe?"

„De Wör weet ick nich akkrat, aber dor kummt dat ſo up herut."

„So. . . . ."

„Und nu gereu' ſe dat all. . . ."

Ihre Stimme klang ſeit Hinrichs Zwiſchenfrage etwas unſicher. Sie fühlte, daß ſie doch wohl nicht ganz ſtrikt bei der Wahrheit blieb.

„So. . . . ."

„Und wil Vader dat nich hewwen wull, ſo well ſe gar nich mehr an di denken."

Dies lautete wieder ſehr beſtimmt. So hatte Elſe ja wirklich geſchrieben.

„So . . .", ſagte Hinrich mit unerſchüttertem Gleichmut.

„Süh, min lewe Jung, dat freut mi van Harten, dat du vandag ſo geruhig und vernünftig büſt. Dat Beſte is, dat du't juſt ſo makſt as de Deern, dat du gor nich mehr an ſe denkſt. Süh, dat is ſo up eenmal, ut Öwerielung in

de Jungheit, kamen, und dat geiht ok wedder öwer. Mit den Kopp dör de Wand, dat könnt wi alltohopen nich. Süh, wenn eener sick för sin ganze Lewen fastmaken well, denn mutt he nich blot sin wille Hart fragen, nee, ok sinen Verstand. De is aber bi jo jungen Lüe noch wat kort, und deshalw hett unse Herrgott in sine Weisheit dat so inricht, dat wi Öllern dorbi ok'n Word mittosnacken hewwt. Dat is jümmer so wän. Süh, wat de ole Erzvader Isaak wän is, de hett sick ok nich eenfach eene nahmen, de em paßlich wör, nee bewohr, sin Vader Abraham hett sin olen Knecht Elieser henschickt und de hett em 'ne gode utsocht, de Rebekka, weeßte woll. Aber de Slüngel, de Esau, Isaak und Rebekka ehr Söhn, de hett sin Vader und Mudder nich fragt, de hett sick wecke nahmen nah sine Lust, und dat hett väl Tranen und Hartkummer gewen in den olen Erzvader sin Fomilje . . . Süh, min lewe Jung, Vader will jo man din Bestes. Du mußt ok nich bös up em wän, dat he'n bäten rieklich upgebracht wör. Dat stickt'r eenmal so in, in sin Natur. . . Du schast sehn, Hinrich, et kummt noch mal de Stünn', wo du Vadern van Harten danken deist, dat he uppaßt hett, dat he di van 'ne grote Verkehrtheit trüg holen hett. . . . . In dat Stück hest du ja recht, 'n Fro mußt du hewwen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und

dat mutt ick jo ſeggen, din Öllern is keene leewer als Hinkens Gretſchen. Se ſtammt van gode, chriſtliche Öllern, is geſund und ſtark, ſo wat von din Statur, und ſöbenduſend Daler krigt ſe ganz gewiß mit. . . . Aber du mußt nich denken, dat't för Gewalt juſt düſſe wän mutt. Dat Hart well ja ok mitſnacken. . . . Süh, da ſünd ja ok noch annere, de ſo wied ganz paßlich ſünd. . . . Swiersbuers Geske und Brinkenburs Ahlheid . . . und . . ."

„Förwahr, Mudder, Deerns genog," unterbrach Hinrich dieſe Suche nach paſſenden Mädchen. „De ganze Welt is vull van Deerns."

„Sühſte, du heſt ganz recht, und wenn ok nich jedeene för di und uns paſſen deit — wi ſünd grote Buern und möt in unſen Stand bliewen — 't ſchall ſick woll ene finnen, de di und uns Öllern paßlich is, und denn ſchall't 'ne grote, vergnögte Hochtied gewen . . Djunge, Djunge, wenn ick dat noch belewen ſchall! . .

Und nu wäs man ruhig, min Hartensjung! Vader hett'n iſern Kopp . . ."

„Ja, Mudder, dor heſt du recht, he hett'n iſern Kopp," wiederholte Hinrich.

„Aber ok'n god, week Hart . . . . . Du kannſt mi glöwen, mi is dat ok nich jümmer licht worrn, mi in ſine Wieſ' to ſchicken. Aber dat ſteiht nu eenmal in Gott's Word: Die Weiber ſeien untertan ihren Männern, aber ok:

Ihr Kinder gehorchet euren Eltern und folget ihnen!“

„So genau as du kenn ick mi in de Bibel nich ut, Mudder,“ ſagte Hinrich nachdenklich, „aber ick glöw, darin leet ſick ok woll wat finnen, wat för mi ſpreken deit. . . . . Ick weet dat ja nich, aber dat ſeggt mi ſo min Hart. .“

„Och nee, min beſte Jung, Gotts Word hollt dat mit uns Öllern. Und up ſin Hart mutt de Minſch ſick nich drägen. Dat bedriggt em. Du weeßt ja: Das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe von Jugend auf. Dat hett de Herrgott ſülwſt ſeggt, und de kennt unſe Hart. Und de König Salomo, de weiſe König Salomo, de ſeggt: Wer ſich auf ſein Herz verläßt, der iſt ein Narr.“

„Js all god, Mudder, wi wöt dat Strieden man laten. Dor kummt nix bi herut.“

„Och Jung, dat is ja keen Strieden. Ick woll di als din Mudder man helpen, dat du to de rechten Jnſichten kummſt. . . . .“

Frau Lohmann war mit dem Verlauf dieſer Unterredung recht zufrieden. Sie zweifelte nicht daran, daß Hinrich innerlich ſchon nachgegeben hatte. Wenn er das noch nicht deutlich ausſprach, ſo mußte man ihm dazu eben Zeit laſſen. Er hatte von dem harten Kopf des Vaters ja auch ſein Teil geerbt. Die Hauptſache war, daß er ſich erſt einmal ſchweigend

unter den Herrenwillen, der in Lohe herrſchte, beugte, daß er den Kampf gegen ihn aufgab. Die alte Freudigkeit und das kindliche Verhältnis ſtellte ſich dann wohl mit der Zeit wieder von ſelbſt ein.

* * *

Zwei Tage nach dieſem Geſpräch zwiſchen Mutter und Sohn war Vater Lohmann nach der Kaffeezeit im Walde beſchäftigt, einige Bäume für den Bau eines neuen Stalles auszuſuchen und mit dem Beil zu zeichnen. Da ſah er Hinrich zwiſchen den Stämmen auf ſich zukommen. Der Junge blickte ſich vorſichtig um, er mußte wohl etwas auf dem Herzen haben. Der Alte wußte von ſeiner Frau, daß er ſich beſonnen und auch gegen den Plan mit Hinkens Gretſchen keinen Widerſpruch erhoben hatte. Das wollte er ihm nun wohl ſelbſt ſagen.

„Na, Hinrich?“ fragte er freundlich, indem er mit ſeiner Arbeit inne hielt und das Beil über die Schulter legte.

„Vader, vör acht Dagen . . . . .“ begann Hinrich.

„Ach wat, Jung', lat man! Wi wöt beide vergäten, wat mang[1]) uns vorfallen is. Hier heſt du mine Hand!“

Hinrich tat, als ob er die dargebotene Rechte

---

1) zwiſchen.

nicht ſähe. Leiſe, aber beſtimmt ſagte er, indem er dem Vater bittend ins Auge ſah: „Vader, ick hemw dat Mäken min Word gewen.“

Der Alte ſchlug das Beil mit ſcharfem Hieb in eine Tanne, daß die Schneide tief eindrang und der Stiel bebte, und ſagte ärgerlich: „Fangſt du mi da noch wedder mit an? Dat Word von ſo 'n Jungen as du biſt gellt gar nix!“

„Vader,“ ſagte Hinrich ſehr ernſt, „ick bin fiefundtwintig wän, und weet ganz genau, wat ick to don und to laten hemw. Und du ſeggſt, min Word gellt gor nix?“

„Nee, in ſökke Saken nix ahne dat Word van dinen Vader. Und ick hemw de Deern dat ja all henſchrewen, dat din Word null und nichtig is.“

„Und ick woll di hüt man eben ſeggen, Vader, dat in alle annere Saken din Word mi Befehl is, den ick van Harten nahkamen well. Aber in düſſe eene Sake is min Word mi heiliger as din Word. . .“

„Wat wullt du dormit ſeggen?“ fragte der Vater, ihn ſtarr anſehend.

„Dat ick min Word, dat ick dat Mäken gewen hemw, nich bräk und von min Brut nich lat, und wenn ok de Himmel infallt,“ ſagte Hinrich mit feſter Entſchloſſenheit. Seine Ge-

ſtalt war zu ihrer ganzen Höhe emporgewachſen, und er ſah ſeinem Vater feſt in die Augen.

„Dor kannſt du nix an ännern!“ fügte er ſelbſtbewußt hinzu.

Auf des Vaters Stirn war die Zornader angeſchwollen. Die buſchigen Augenbrauen ſträubten ſich wie Stacheln, in den Augen, aus denen das Starre plötzlich wich, zuckte es unheimlich, und keuchend, mit heiſerer Stimme wiederholte er: „Dor — kann ick — nix an ännern, — ick — din — Vader? Dat will 'ck di wiſen. Da! —“ Hinrich taumelte gegen einen Baum. So wuchtig hatte der Schlag von des Vaters Hand ſeine Wange getroffen.

Mit Blitzesſchnelle hatte er ſich wieder aufgerichtet, ſeine Muskeln ſtrafften ſich, die ganze Geſtalt bebte, die rechte Hand ballte ſich zur Fauſt, der Arm holte aus — ſo ſtand er zwei Sekunden dem Vater gegenüber, die flammenden grauen Augen in die des Alten bohrend . . .

Plötzlich fuhr er ſich mit beiden Händen an die Schläfen, die geſtraffte Geſtalt ſank in ſich zuſammen, und das Wort „Vader!“ entrang ſich ſeinen Lippen . . . in einem Tone ſo voll Schmerz und Entſetzen, ſo ganz, als ob damit dieſer Name auf dieſen Lippen für immer erſterbe, daß der Zornglühende zuſammenzuckte. Und dieſes Wort begleitete ein Blick, der Blick einer in wildem Schmerz erſterbenden Liebe,

daß der von ihm Getroffene unwillkürlich die Augenlider ſenkte.

Dann wandte der Sohn ſich zum Gehen, mit ſchweren, tappenden Schritten.

Da drang dem Vater eine heiße Welle zum Herzen, ſeine Lippen öffneten ſich und wollten rufen: „Min Hinrich, bliew enen Ogenblick!“

Aber in derſelben Sekunde ſchoß ihm ein glühender Blutſtrom in's Gehirn, und er keuchte mit bebenden Lippen: „Gah hen, du verlarne Söhn!“

Da machte Hinrich lange, feſte Schritte und ging davon. Unter ſeinen Füßen federte der Waldboden und knackte das dürre Gezweige. Ein Windesrauſchen ging durch die Baumwipfel, ein Häher ſtrich mit aufgeregtem Gekreiſche davon.

Der Vater riß mit kräftigem Ruck das Beil aus der Tanne und ſchlug eine lange weiße Marke den Baum entlang, und ſo beim nächſten, und beim nächſten, und beim nächſten, ohne Beſinnen, ob er die Bäume für ſeine Zwecke brauchen konnte. Als er atemlos inne halten mußte, ſah er dem Davonſchreitenden nach. Ein paar Male wurde deſſen Geſtalt in den Lücken der ſchlanken Stämme noch ſichtbar. Nun iſt ſie verſchwunden. Da tauchte ſie noch einmal für eine Sekunde auf. Dann nicht wieder. Er machte ein paar Schritte ihr nach, zwei oder

drei. Aber dann ſtieß er ein entſchloſſenes „Nee“ zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen heraus und ſetzte ruhig ſeine Arbeit fort, die für den neuen Stall paſſenden Bäume zu wählen und zu zeichnen. —

Hinrich kam an die Hofmauer und blickte ſcheu hinüber. Am Backofen fütterte ſeine Schweſter Marie die Küken, die Großmagd holte eben eine Tracht Holz von dem Lager an der Scheune. Schnell verbarg er ſich hinter einer dicken Tanne. Als das Mädchen im Hauſe verſchwunden war, ſtahl er ſich, den Backofen in weitem Bogen meidend, über den Hof ins Haus — auf der Wange brannte der Schlag und im Herzen die Scham. Ungeſehen erreichte er ſeine Kammer. Hier entkleidete er ſich ſchnell und warf ſich in ſeinen Sonntagsanzug. Dann packte er Arbeitszeug und Leibwäſche in ein Bündel, band ein Paar Stiefel zuſammen, und nahm ein Sparkaſſenbuch und ſeinen Militär-paß aus der Truhe. Darauf rief er, die Tür ein wenig öffnend, auf das Flett hinaus: „Mudder!“

Als die Nichtsahnende kam und den Sohn im Sonntagsanzug mit glühendem Geſicht vor ſich ſah, blieb ſie mit offenem Munde in der Tür ſtehen. Aber Hinrich zog ſie ſchnell zu ſich in die Kammer hinein und riegelte die Tür hinter ihr zu.

„Hinrich, wat — is — dat?“ fragte ſie, mit zitternder Hand auf das gepackte Bündel zeigend.

„Ick kann hier nich bliewen . . . . ick bin de verlarne Söhn . . ick mutt wied öwer Land,“ ſtieß Hinrich abgeriſſen, mit hohler Stimme, heraus.

„Gott! Min Kind! Wat is denn?“ ſchrie außer ſich die Mutter.

Hinrich kehrte ihr voll die brennende linke Wange zu, verdeckte ſie mit der breiten Hand und ſagte mit geſenktem Blick: „Hier hett Vader mi ſlan, und denn hett he ſeggt: ‚Gah hen, du verlarne Söhn!‘ . . . . Und nu gah ick . . . . Sinen Vader mutt de Minſch gehorſam wän.“

„Verlarne — Söhn?“ wiederholte die Mutter wie abweſend. „Nee, nee, min Hinrich, dat biſt du nich,“ antwortete ſie ſich dann ſchnell. „Da hett Vader ſick vergäten. Vergäw em dat! Ick bidd di um Gott's willen. Do't dine Mutter to Leew!“ Sie hielt ſeine Arme umſchlungen und blickte flehend zu ihm auf.

„Ick kann Vader nich wedder ünner de Ogen kamen,“ ſagte Hinrich dumpf. „Wenn he mi to ſehn kriegt, ſmitt he mi mit egene Hand ut'n Huſe herut . . .“

„Oh nee, dat deit he nich, ganz gewiß

nich. . . . Du kennſt em nich. He hett'n week Hart, abers'n hitten Kopp. Ick will henlopen und em bidden, dat he dat ſlimme Word trüg nimmt. He deit't ganz gewiß."

Und ſie ergriff den Türriegel, um ihn zurückzuſchieben. Aber ſeine Rechte umklammerte mit feſtem Griff ihre Hand über dem Riegel, daß ſie nicht hinaus konnte.

„Lat mi los!" bat ſie.

Aber er hielt feſt.

„Du ſchaſt mi los laten," befahl ſie.

Da gab er ihre Hand frei, aber nur, um mit den geöffneten Armen ihre ganze Geſtalt zu umſchlingen. Dabei geſchah es, daß ihr Mund ihm die brennende Wange küßte und ihre Tränen ſie kühlten.

„Mudder, glöw mi, 't is dat beſte, dat ick gah. Ick heww ok hitt Blot, 't könn'n Unglück gewen. Adjes min leewe, beſte Mudder!"

„Wo wullt du denn hen?" jammerte ſie, machtlos in ſeinen Armen. „Öwer't grote Water?"

Und das gräßliche Traumbild des Schiffbruchs ſtand wieder vor ihrer Seele.

„O nee," ſagte er ſchmerzlich lächelnd, „ſo wied nich! 'n Keerl as ick find't ok woll noch in 't dütſche Vaderland ſin Brod. Wat'n goden Regimentskameraden von mi is, de hett

in Hannower 'n Fuhrgeſchäft. Ick will ſehn, dat ick bi em ünnerkreep. Nu mutt ick gahn, ſüſſen kummt he to fröh herin. . . ."

Die Mutter ſchien es ein wenig zu beruhigen, daß er nicht nach Amerika wollte, ſondern nur nach Hannover, von wo er ſchon einmal wieder glücklich heimgekommen war. Dennoch, als er ſie losließ, umklammerte ſie ſeine Arme.

„Nee, nee, Mudder, nu mußt du mi los laten," ſagte er, mit ſanfter Gewalt ſeine Arme aus der Umklammerung löſend. „Holen lat ick mi ok von di nich."

„Hinrich, wat biſt du vör'n Minſch! Wenn du't vör Gott und dine Mudder, de di ünnern Harten dragen hett, verantworden kannſt . . ." ſagte ſie verzweifelt, ihn endlich frei gebend. „Heſt du Geld?"

„Geld genog," antwortete Hinrich, an ſeine Hoſentaſche klopfend und auf das Sparkaſſenbuch zeigend. „Aber wenn du mi noch wat Godes andon wullt, ſo gah rut, und ſchick de Deenſten[1] und de Kinner an de Sied! De brukt dat nich juſt to ſehn, wenn de öllſte Söhn van den Hoff runner mutt. . . ."

Als ſie gehen wollte, hielt er ſie noch ein-

---

1 Dienſtboten.

mal feſt: „Abers geihſt du mi ok nich to em?“ fragte er mißtrauiſch.

Sie ſah ihn entſetzt an. „Hinrich, he is din Vader.“

„Dat is he wän,“ murmelte der Sohn dumpf.

„Hinrich, wat biſt du vör'n Minſch!“ ſagte ſie mit ſtarren Augen, in denen das Entſetzen ſtand.

Er befeſtigte das Bündel und die Stiefel an ſeinem Eichenſtock und legte dieſen über die Schulter. „Wullt du mi den Gefallen don?“ fragte er noch einmal, die Mutter anſehend. Da wankte ſie hinaus. Hinrich hörte, wie ſie das Mädchen auf den Boden ſchickte. Nun ſah er hinaus, die Diele war leer. Auch der Hof, ſoweit er zu überſehen war. Da verließ er die Kammer und ging mit langen Schritten über die Diele, mit einem flüchtigen Blick die ſtattliche Reihe des Hornviehs und mit einem langen, ſchmerzlichen die Braunen ſtreifend, deren Köpfe durch die Raufe ſichtbar waren.

An der Miſſentür hatte die Mutter ihn eingeholt. Sie machte mit Tränen und Händeringen noch einen letzten Anſturm, ihn zu halten. Aber er ſagte nur noch: „Mudder, ick bidd di, gah nich wieder mit, dat ick ſtill van den Hoff kam! Nahſten ſchriew ick di, den

Breef ſchick ick an Imkerhannes. Glöw mi, 't is am beſten, dat ick gah, för uns alle."

Damit ſchob er ſie ſanft in das Haus zurück und trat auf den Hof.

Karo begrüßte ſeinen Herrn mit lautem Freudengeheul und ſprang an ihm auf, ſeine Begleitung anbietend. Aber Hinrich ſtreichelte ihn und ſagte traurig: „Kannſt nich mit, ole Fründ, mußt hier bliewen." Da legte das kluge Tier ſich nieder, drückte den Kopf auf den Boden und ſah dem Scheidenden leiſe winſelnd nach.

Am Hoftor wandte Hinrich ſich noch einmal um. Da ſaß ſeine Mutter zuſammengebrochen auf dem Torſüll und ſchluchzte laut in die Schürze hinein. Und Karo ging langſam mit dem Schwanz wedelnd zu ihr hin und drängte ſich liebkoſend an ſie. Und als das nichts half, machte er ſchön und legte ihr treuherzig ſeine Pfote in den Schoß.

Der am Hoftor Zurückſchauende fühlte, daß ſeine Augen feucht wurden. Das rührte ihn tief, daß ſogar das unvernünftige Tier ſich des Schmerzes ſeiner Mutter erbarmte. Und er, der Sohn, der das, was er war, geworden war durch die Liebe dieſer Mutter, wollte ihr dieſen Schmerz antun? Es zog ihn mit Gewalt umzukehren und alles, was ihn bewegte und quälte, in die treuen Mutterhände zu le-

gen, die ſchon manchen Knoten gelöſt hatten. Aber ach, in dem einen Punkte verſtand ja auch ſie ihn nicht im geringſten. Da kam ſie mit den alten Patriarchen angeſchleppt, die ſchon ſo viele tauſend Jahre tot waren, und mit Bibelſprüchen, die hier doch wirklich nicht paßten. Aber konnte er ſie mit ihrem warmen Herzen nicht dahin bringen, daß ſie ihn auch hierin verſtand und ſich auf ſeine Seite ſtellte und dann mit ſtiller Arbeit den Vater umſtimmte, daß alles gut würde? Dieſe Gedanken ſchoſſen pfeilſchnell durch ſeine Seele, und vielleicht wäre er noch umgekehrt, — wenn nicht plötzlich zur Rechten im Walde ein dürrer Zweig unter den Füßen eines Mannes gebrochen und eine Geſtalt in den Lücken der Stämme ſichtbar geworden wäre. Da aber wandte ſich Hinrich ſchnell um, ſchlug das Tor krachend zu, und ging mit weitausgreifenden Schritten von dannen.

„Gah hen — du verlarne Söhn; gah hen — du verlarne Söhn,“ klang es in ihm im Rhythmus des Gehens, während das Bündel ſchunkelnd ſeinen Rücken berührte. —

Zog er denn davon als der verlorne Sohn im Evangelium, um ſein Gut mit Praſſen umzubringen? —

Nein, er ging, um Platz zu ſchaffen für die große, ſtarke Liebe, die ihm im Herzen ſaß,

die ſtärker war als des Vaters Zorn, ſtärker auch als der Mutter Tränen. Auf dem großen, ſchönen Hofe ſeiner Väter hatte dieſe Liebe keinen Platz, aber ſie fand wohl ein Plätzchen, ein beſcheidenes, in der weiten Welt, die vor ihm lag. Mit dieſen beiden ſtarken Armen wollte er 's ihr ſchon ſchaffen.

Ganz leiſe war ſie gekommen, und ganz gegen ſeinen Willen. Einmal war er ſie ja auch glücklich wieder los geworden. Und als ſie dann den zweiten Angriff machte, hatte er mit aller Kraft und mit all den Gründen, die ſein Vater neulich ins Feld geführt hatte, verſucht, ihr die Tür zu verſchließen. Umſonſt. Wie vom ſüßen Schall der Nachtigall die Roſen aufſpringen, ſo war ſein Herz aufgeſprungen, und ſie war eingezogen mit ſiegender Allgewalt. Und nun war's zu ſpät. Nun konnte kein Machtwort des Vaters, kein Schlag ſeiner Hand, kein Flehen und Jammern der Mutter, und auch der eigene Wille ſie nicht mehr herausbringen.

Nein, nein, hier paßte nicht die Geſchichte vom verlorenen Sohn, ſondern das Wort des Herrgotts: „Es wird ein Menſch Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen." Nein, der Herrgott ging doch nicht mit den Eltern durch dick und dünn, wie Mutter neulich gemeint hatte.

Der verlorne Sohn! . . . . Er ſtellte ſich dieſen Bruder Liederlich aus dem Evangelium noch einmal vor Augen. Der war ſchließlich bei den Schweinen angekommen und hatte ſeinen Bauch mit Träbern gefüllt. Er lachte bitter auf. Dieſen Weg würde es mit ihm nicht gehn. Er kam in den ſchönen Pferdeſtall ſeines Kameraden Karl Jäger. Mit der Zeit gründete er dann wohl ſelbſt ein Fuhrgeſchäft, oder er legte ſich auf den Pferdehandel, der einen entfernten Verwandten ſeiner Mutter zu einem vermögenden Manne gemacht hatte. In allem, was mit Pferden zuſammenhing, ſuchte er ja ſeinen Meiſter. Sein Regiment hatte ihn ſchon immer mit zu den Remonteaushebungen kommandiert.

Der verlorne Sohn! Ha, der hatte mitgenommen das Teil der Güter, das ihm gehörte. In dem Stück wollte er von ihm lernen. Nach dem hannoverſchen Höferecht gehörte ihm ja der Lohhof, und Vater ſollte nur nicht glauben, daß er ſo mir nichts dir nichts auf ſein Recht verzichtete. Der ſollte eine tüchtige Summe herausrücken, um ihn abzufinden. Unter ſiebentauſend Taler ganz gewiß nicht! Und ein paar tauſend Taler blieben ſeiner Braut von Delmsloh wohl auch. Wenn ſie ein paar Jahr beide tüchtig ſchafften, konnte er's ſicher wagen, ſie heimzuführen. Nicht auf den Loh-

hof, wie er sich das so schön ausgemalt hatte, aber wo sie bei ihm war, da war ja die bescheidenste Mietswohnung in der Stadt schöner als ohne sie der herrliche Hof in der Heimat.

Ob er bis dahin einen Briefwechsel mit ihr führen sollte? — Ach nein, das wollte er lieber lassen. Er konnte ihr ja kurz schreiben, daß es auch jetzt bei dem bliebe, was er ihr auf dem Notizbuchblatt geschrieben hatte, aber für regelmäßige lange Briefe die rechten schriftlichen Ausdrücke zu finden, war gar nicht leicht. Es gab ja freilich auch Bücher, die einem dabei helfen wollten. Wenn in der Ulanenzeit ein Stubenkamerad an sein Mädchen daheim schrieb, zog er einen „Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts“ zu rate. Aber schon damals hatte er über die verrückten Phrasen gelacht, und solch blühenden Blödsinn an seine Braut schreiben, die in den feinen Gedichten so zu Hause war, — nein, das ging nicht. Lieber gar nicht schreiben, sondern schaffen und arbeiten, bis er ihr schreiben konnte: „Nun wollen wir Hochzeit machen!“

Er war auf dem Bahnhof angelangt. Der Abendzug nach Hannover war in einigen Minuten fällig.

„Na, auch mal 'n büschen verreisen?“ fragte der Vorsteher mit seiner stereotypen Frage, die er an seßhafte Leute zu richten pflegte.

„Jawoll, dritter Hannover," antwortete Hinrich kurz.

„Übung machen?"

„Nee."

„Ein Paar junge Pferde kaufen?"

„Nee. Dritter Hannover!"

Der Vorsteher ging in sein Dienstzimmer und brachte eine Rückfahrkarte.

„Von Retourbillet habe ich nichts gesagt," brummte Hinrich.

„Aber retour gilt jetzt 45 Tage, und länger bleiben Sie ja doch nicht weg."

„Das ist meine Sache, geben Sie mir einfach!"

Der andere machte ein verwundertes Gesicht und sah den jungen Mann scharf an. Ahah! Die Geschichte von neulich . . hm hm. Der kluge und für Familienangelegenheiten sehr interessierte Herr Stationsvorsteher wußte Bescheid. Es wäre aber ganz gut, dachte er, daß auch die reichen Bauern, die er mit seinem kargen Beamtengehalt und dem schmalen Lappen Dienstland am Bahnkörper oft beneidet hatte, ihr Päckchen zu tragen hätten.

Siebentes Kapitel.

Samen und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht hörten nicht auf und gaben dem Leben des Lohhofes ſeine Ordnung und ſeine Arbeit wie immer. Und doch, wie hatte es ſich von Grund aus geändert!

Die Eltern ſprachen von ihrem Älteſten, der im Zorn von ihnen gegangen, nicht mehr. Auch hierin hatte die Frau ſich endlich unter den Herrenwillen ihres Mannes gebeugt, nach heißen Kämpfen gegen ihn und gegen das eigene Herz, daß ſie ſeinen Namen nicht mehr erwähnte.

Um ſo mehr gedachte ſie ſeiner. Wenn der Vater die Worte des Abendſegens ſprach: „Ich befehle mich dir, meinen Leib und Seele und alles was ich habe in deine Hände,“ dann flog ihr Gebet niemals von der Hausgemeinde, die mit ihr um den Tiſch ſaß, auf direktem Wege zum Herrgott, ſondern immer mit dem Umwege über Hannover. Denn der Junge da

in der großen Stadt, zwiſchen all den ſchlechten Menſchen, dachte ſie, hatte es am nötigſten, nötiger als die Kinder, die mit ihr um den Tiſch ſaßen, daß ſie ihn dem großen Menſchenhüter über den goldenen Sternen ſo recht warm in die Hände befahl. Und zuweilen, und mit der Zeit immer öfter, geſchah es, daß ihre betenden Gedanken von Hannover noch weiter ſüdwärts flogen, in das Göttingenſche, und von dort noch ein einſames junges Menſchenkind mit hinauf nahmen, um es dem Herrgott in ſeine weitgeöffneten Arme, an ſein großes Vaterherz zu legen. Da waren die beiden denn vereinigt, die der harte Wille ſeines „Stellvertreters auf Erden“ auseinander geriſſen hatte.

Es war ein Glück, daß Mutter Lohmann in dieſer ſchrecklichen Zeit den Einen hatte, mit dem ſie über ihren Lieblingsjungen, des Vaters verlorenen und aufgegebenen Sohn, reden konnte. Sonſt hätte ſie es wohl nicht ausgehalten.

Der Winter kam, und mit ihm auch wieder, von Sniederkorl und Schoſterchriſtoffer, die diesmal merkwürdig einſilbig waren, vorbereitet, das liebe Weihnachtsfeſt. O dieſes Feſt! Ein ſolches hatte Mutter Lohmann noch nicht erlebt. Zwar der Tannenbaum glänzte wie alljährlich im Schmuck der Papierroſen, Äpfel, Zuckerkringel und Lichter, und die Kinder ſangen wieder: „Freue, freue dich, o Chriſtenheit!“ Aber was

da in Mutter Lohmanns Augen ſo feucht glänzte, das hatte mit Freude nichts zu tun. Sie war mit ihrem Mann in Wiechel zur Chriſtveſper geweſen. Aus dem Evangelium, aus ſingendem Kindermund und aus der Predigt des alten Paſtors hatte es geklungen, vom Transparent der Krippe, von der Girlande des Chriſtbaumes und aus glückſeligen Menſchenaugen hatte es geleuchtet: „Friede und Freude auf Erden.“ Aber ſie gehörte nicht zu denen, die ſich freuen konnten. Sie gehörte zu der großen, ungezählten Schar derer, für die der alte ehrwürdige Mann, deſſen Silberhaar im Weihnachtslicht glänzte wie das Engelhaar am Chriſtbaum, vor dem Altar betete: „Laß heute in den Herzen aller Angefochtenen, Kranken, Verfolgten, Witwen und Waiſen und aller anderen, ſo in Not und Trübſal ſtecken, eine tröſtliche Chriſtfreude aufgehen.“ Und ſie wußte, auch zwei Menſchen in der Ferne, die ihrem Herzen ſo nahe ſtanden, gehörten zu dieſer großen Schar. Und die „tröſtliche Chriſtfreude“ hatte gar nicht zu ihr kommen wollen, ſo innig ſie für ſich und ihre Lieben in der Ferne mitgebetet hatte. Und jetzt ſaß ſie mit ihrem wehen Herzen daheim unter dem Chriſtbaum. Als die Kinder und die Leute nun ſangen: „Freue, freue dich, o Chriſtenheit,“ und als ihr Blick auf ihren Mann fiel, der ſeine kurze Pfeife im Munde

hatte und finſter vor ſich hinpaffte, da hielt ſie es nicht mehr aus. Sie verließ die Stube und ging über die Diele in Hinrichs Kammer, die ſie dann hinter ſich abriegelte. Dort ſtellte ſie ſich ans Fenſter, drückte die Stirn gegen die kalten Scheiben, ſah hinaus in das Schneeflockengewirbel draußen und weinte ſich ſatt. Endlich, endlich fiel doch ein tröſtlicher Gedanke in ihr Herz. Heute morgen war bei dem Jungen ſicher ihr Paket angekommen. Was hatte der wohl für Augen gemacht, als er alle die Schätze auspackte, den halben Klöben und das Viertel eines Butterkuchens und die würzigen Prinzäpfel und die fette Gänſebruſt und den tüchtigen Schinken! Und die Strümpfe, die ſie noch eben mit genauer Not hatte fertig ſtricken können, zog er gewiß morgen früh gleich an. In dem eintretenden Schneewetter kamen ſie ja gerade recht. — Eine kleine „tröſtliche Chriſtfreude“ ging da alſo doch noch in Mutter Lohmanns Herzen auf.

Und Vater Lohmann, der währenddeſſen drüben unter dem Tannenbaum ſich in dicke Tabakswolken eingehüllt hat, vermißt er heute abend ſeinen Hinrich gar nicht? Iſt's ihm recht, wie alles gekommen iſt, ſeit jener Szene im Walde? Wie er eigentlich über die Sache denkt, weiß keiner. Einen Freund, mit dem er über Familienangelegenheiten ſprechen würde

hat er nicht. Und ſeine Frau iſt in dieſer Angelegenheit ſeine Vertraute durchaus nicht. Sie iſt eben in ihren Jungen geradezu vernarrt. Einige Wochen vor Weihnachten hat ſie auf einmal angefangen, ein Loblied auf die Fremde zu ſingen, die ſie ihm als Mündel aufgeſchnackt hatte und von der ja dieſes ganze Unglück herkam. Da hat er nur ſchnell abgebrochen. Sonſt hätte er wohl noch hören müſſen, daß dieſes Wunderkind am Ende doch eine ganz gute Frau für den obſtinatſchen Bengel, den Hinrich, wäre. Vater Lohmann hat da wieder einmal beſtätigt gefunden, daß auf das Weibervolk mit den langen Haaren und dem kurzen Verſtand doch gar kein Verlaß iſt. Erſt war Mutter in dieſer Sache ganz mit ihm auf einem Stück geweſen. Nun konnte ihretwegen ſchon die Fremde als junge Frau auf Lohe einziehen. —

Um die Zeit, wenn der Winter auf dem Abmarſch iſt, haben die Wiechler ihren Frühjahrsmarkt. Bei dieſer Gelegenheit traf Lohmann mit einem alten Bekannten aus dem benachbarten Kirchſpiel zuſammen. Der Mann machte große Augen und ſah ihm befremdet ins Geſicht. „Minſch,“ ſagte er und ſchlug die Hände zuſammen, „wat warſt du old! Din Haar is ja ganz gries worrn.“ „Ach wat, dumm Tüg!“ antwortete dieſer wegwerfend, „ick

bin noch'n jungen Keerl!" Aber er fühlte dabei, daß er rot wurde. Denn er hatte gelogen. Er wußte recht gut, daß er in diesem Winter sehr gealtert hatte. Das erklärte er sich freilich mit seinen Jahren und mit der Natur, aber es war eine leise Stimme in ihm, die sagte, daß es davon allein jedenfalls nicht käme.

Ja, der Bauer war ein anderer geworden. Das fühlten die Kinder, die ihrem Vater fremder wurden. Und noch mehr hatten die Dienstboten darunter zu leiden. Mit dem Herrn war nicht mehr so gut auszukommen wie früher. Vor allem der Knecht, der in Hinrichs Stelle bei den Pferden eingetreten war, hatte einen schweren Stand. Ein verdrossener, unfroher Geist griff in Lohe um sich.

„Ja, er hat einen gar zu harten, eigenen Kopf," das fanden jetzt alle, auch die Gemeindegenossen im Bauermal. Nur Mutter Lohmann glaubte noch an sein gutes, weiches Herz — mit der Liebe, die alles glaubt. Und mit der Liebe, die alles hofft, hoffte sie noch immer, daß endlich das Herz über den harten, steifen Kopf den Sieg davontragen würde.

Wenn's doch einen Menschen gäbe, der diesen harten, steifen Kopf einmal zwischen seine Hände nehme und so lange bearbeitete, bis er weich würde! Wenn's doch einen gäbe, der einmal dem guten Herzen, an das Mutter Loh-

mann ſo felſenfeſt glaubt, zu Hilfe käme, daß es nicht ſofort immer wieder von dem harten Kopf zum Schweigen gebracht wird, daß es ſich endlich einmal von der Tyrannei eines ſtarken Willens frei machen könnte! Aber wer wollte einem großen Bauern, der zweitauſend Morgen beſitzt und ſein ganzes Leben immer gewußt hat, was er zu tun und zu laſſen hatte, an den Wagen fahren? Wer will ſich an anderer Leute Feuer die Finger verbrennen? Überdies ſtanden ja Lohmanns ſämtliche Bekannte ganz auf ſeiner Seite. Dem revolutionären Geiſt, den Hinrich in der wichtigſten Sache des Lebens, der Freierei, gezeigt hatte, wollte keiner das Wort reden.

Vater Lohmann fühlte ſich nach dieſer Seite hin ganz ſicher. Nur einen einzigen Menſchen kannte er, dem er es allenfalls zutrauen konnte, daß er eine Einmiſchung in ſeine Familienangelegenheiten verſuchen möchte. Das war ſein alter Paſtor in Wiechel. Lohmann ſchätzte den Einundſiebzigjährigen ſehr. Wenn er von der Kanzel die Sünden ſtrafte, konnte es ihm gar nicht ſcharf und deutlich genug kommen. Und er wandte das Gehörte auch nicht nur auf die lieben Mitmenſchen an, ſondern bezog es auch ganz willig auf die eigene Perſon, ſo weit es paßte. Das war auch ſeit dem letzten Herbſt nicht anders geworden. Wenn ſein Sonntag

war, ſaß Lohmann würdevoll und demütig zugleich in ſeinem Kirchenſtand, würdevoll vor den Menſchen, weil er ein großer Vollhöfner war, und demütig vor ſeinem Gott, weil er wußte, daß er vor dem nicht mehr war als die andern alle, und daß der ihm durch die Worte ſeines greiſen Seelſorgers ebenſo viel zu ſagen hatte als den kleinen Leuten.

Dagegen legte er jetzt weniger Wert auf den perſönlichen Verkehr, der ſonſt zwiſchen ſeiner Familie und dem Pfarrhauſe beſtanden hatte. Er war ſich doch nicht ſicher, ob der alte Herr unter vier Augen der Verſuchung widerſtehen würde, ſich in ſeine Familienangelegenheiten zu miſchen. Und das wünſchte er trotz allem Vertrauen, das er zu ihm hatte, nicht. Gottes Wort hatte ſo ein Paſtor ſtudiert, dafür war er angeſtellt, darin mußte man ihm folgen. Aber die bäuerlichen Verhältniſſe kannte er nicht, weil er eben kein Bauer war. Da legte er denn leicht Maßſtäbe an, die überall ſonſt paſſen mochten, bloß nicht für den Bauernſtand. Und es war doch unangenehm, dem alten Manne, der es ja herzlich gut meinte, in irgend einer Form zurufen zu müſſen: „Schuſter bleib bei deinem Leiſten; Sie ſind'n ſtudierter Mann, aber hiervon verſtehen Sie nichts.“ Das widerſprach denn ja auch der Achtung, die man dem Amte ſchuldig war.

So etwa philoſophierte Jürgen Lohmann und rechtfertigte es damit, daß er ſeinem Paſtor aus dem Wege ging. Er wollte dem Alten fruchtloſe Worte und Unannehmlichkeiten erſparen. Als er im Spätſommer eines Tages vom Felde aus ſah, daß der alte Herr auf ſeinen Hof zu ſtrebte, zog er ſich in den Wald zurück, und Diedrich, der ausgeſchickt wurde, ihn zu holen, konnte ſich heiſer ſchreien. Vater Lohmann in ſeinem Verſteck kam ſich dabei freilich ein wenig vor wie ein Schuljunge, der ſich vor der Rute des geſtrengen Herrn Lehrers verſteckt, aber nachher war er kaum weniger froh, wie ſo'n Schlingel, daß ihm das ſo gut gelungen war.

Aber der Herr Lehrer faßt den ungezogenen Schlingel ſchließlich doch einmal, und Vater Lohmann lief einige Tage ſpäter, als er in Wiechel eine Beſorgung zu machen hatte, ſeinem alten Paſtor auf der Dorfſtraße juſt in die Arme.

„Guten Tag, lieber Lohman, wie mir das lieb iſt, daß ich Sie treffe! Wir haben uns ſo lange nicht geſehen," ſagte der würdige Herr hocherfreut, indem er den Bauern bei der Hand ergriff.

„Oh, Herr Peſtohr, ich kriege Sie jeden andern Sonntag zu ſehen," meinte dieſer.

„Natürlich, in der Kirche! Aber ich meine

ſo unter uns, ſo gemütlich. Leider habe ich Sie neulich nicht zu Hauſe getroffen.“

Lohmann war in der konventionellen Lüge nicht bewandert genug und auch zu ehrlich, um mit der Verſicherung ſeines Bedauerns zu antworten. Er ſagte nichts.

„Ich gehe grade zum Kaffeetrinken,“ fuhr der andere fort, „Sie kommen natürlich und trinken ein Köppken mit.“

„Is dankenswert, Herr Peſtohr, aber ich wollte woll nach Hauſe,“ erklärte Lohmann, zur Turmuhr aufſehend. „Es iſt ſchon drei Uhr.“

„Alſo noch früh am Tage und juſt Kaffeezeit,“ berichtigte der Pfarrherr und ſchob ſeinen widerwilligen Kaffeegaſt ſanft vor ſich her in das nahe Pfarrhaus.

Hier wollte er ihn eben in das Familienzimmer führen, als er ſich plötzlich beſann und die Tür der Studierſtube öffnete: „Bitte, treten Sie hier ein! Meine Frau iſt erkältet und kann das Rauchen nicht vertragen.“

Lohmann hätte gern die Taſſe Kaffee im Kreiſe der Familie eingenommen und auf die Zigarre verzichtet. Aber da war ja nichts zu machen.

„Na, die Ernte gut 'reingekriegt?“ fragte der Paſtor, als ſie Platz genommen hatten.

Lohmann gab einen ſehr ausführlichen Bericht.

„Nun geht's wohl bald wieder ins Heu?“

Und Lohmann berichtete wieder ſehr eingehend über das Nachgras. Und dann über die Kartoffelausſichten.

Die Wanduhr zeigte ihm an, daß faſt zehn Minuten mit dieſen Geſprächen ausgefüllt waren, er trank ſchon die zweite Taſſe, und konnte ſich alſo bald mit Schick empfehlen. Und juſt hatte er ſich einen guten Abgang ausgedacht, — er wollte der Frau Paſtorin beſtellen laſſen, ſie möchte für nächſten Sonntag kein Fleiſch kaufen, die Hühnerjagd werde übermorgen eröffnet, und da wollte er ihr gleich am erſten Tage eine kleine Mahlzeit ſchicken — da ſagte der alte Herr auf einmal: „Lieber Lohmann, ich wollte ſchon immer mal gern mit Ihnen ſprechen, von wegen Ihrem Jungen.“

Alſo doch! Wenn er's nicht ſchon immer geahnt hätte!

Aber noch verſuchte Lohmann dem Geſpräch eine Wendung zu geben: „Ja, Herr Peſtohr, der muß nun auch nächſtens zur Muſterung. Mich ſoll verlangen, ob der Preuße den nicht mal laufen läßt. Er meint, er hat Krampfadern. Sollte er darauf wohl frei kommen?“

„Ach ſoo, von Ihrem Zweiten ſprechen

Sie. . . . . Ich meine den Älteſten, Ihren Hinrich.“

„Bitte, lieber Herr Peſtohr, von dem wollen wir lieber nicht ſprechen. . .“

„Warum nicht? Ich habe den Jungen immer gern gehabt, als Konfirmanden ſchon. Auch in den Flegeljahren war er erträglich. Und die Soldatenjahre hatten ihm gar nicht geſchadet, ſondern ihn erſt recht zu einem prächtigen Jungen entwickelt.“

Lohmann rückte auf ſeinem Stuhle hin und her. „Jeao, Herr Peſtohr,“ ſagte er, als dieſer ſchwieg und ihn fragend anſah, „Sie haben ganz recht, ein guter Junge iſt er geweſen, ... bis wir durch unſere chriſtliche Gutmütigkeit an das Delmsloher Fräulein zu ſitzen gekommen ſind. Wie er die zu ſehen gekriegt hat, hat er alles vergeſſen, was ſeine leiblichen Eltern ihm Gutes getan haben, und hat ihnen einfach den Gehorſam aufgeſagt. Und nicht wahr, Gehorſam muß doch ſein im Hauſe, Herr Peſtohr? Das predigen Sie ja auch immer.“

„So. . . . Wenn Sie nicht mehr zubeißen mögen, nehmen Sie ſich eine Zigarre, und ich ſtecke mir eine Pfeife an,“ ſagte der Paſtor.

„Is dankenswert, und denn will ich damit man nach Hauſe dampfen,“ ſagte Lohmann, indem er ſich erhob und gezwungen lächelte.

„Ach nein," rief der andere, der eben die Zigarrenkiſte vom Bücherbort nahm, „dies ſind keine Feld-, Wald- und Wieſenflüchter. Dieſe Sorte muß mit Verſtand im Armſtuhl geraucht werden." Dabei drückte er ſeinen Gaſt wieder in den Stuhl.

„Und nun ſagen Sie mal," — er reichte ihm dabei ein brennendes Streichholz — „was hatten Sie eigentlich gegen das Mädchen, die Elſe Riewitz?"

— So, Jürgen Chriſtoffer Lohmann, jetzt gib deine Ausflüchte nur auf und ſteh deinen Mann! —

Bislang hatte Lohmann in ſeinem Stuhl geſeſſen wie ein Vogel, der jeden Augenblick auffliegen will. Jetzt ſetzte er ſich recht feſt und breit hinein, blies eine dicke Wolke Zigarrenrauch von ſich und ſagte:

„Was ich gegen das Fräulein habe? Das will ich Ihnen ganz genau ſagen, Herr Peſtohr. An und für ſich gar nichts. Sie mag für ihre Art ein ganz vernünftiges Frauensmenſch ſein. Bloß iſt ſie keine Frau für meinen Hinrich."

„Warum nicht?"

Der Bauer faßte ſich mit der rechten Hand den Daumen der linken und ſagte: „Erſtens ſie hat zu viel Bildung, ſie iſt von zu hohen Herkünften, und ſo was paßt nicht auf'n Bauernhof. Sie wiſſen ja, Herr Peſtohr, wie mein

alter Freund und Nachbar Schorſe mit ſo einer zu Schick gekommen iſt? Herr Peſtohr, warum muß der heute Droſchkenkutſcher in Neuyork ſpielen?“

„Ach ja, da hatte die Frau wohl ſchuld. Aber ſo braucht's doch nicht immer zu gehen. Ich finde eigentlich nicht, daß ſolche früheren Inſpektoren und Verwalter ſo turmhoch über unſeren alten Großbauerngeſchlechtern ſtehen, wenn ſie auch hochdeutſch ſprechen und ſich anders kleiden.“

„Aber Herr Peſtohr, Sie müſſen bedenken: die ganz andere Auferziehung . . . das Franzöſiſche, und denn das Hebräiſche. . . .“

„Ach wat, min Fründ, mit de Sprak van de olen Juden brukt blot wi Paſtorens us to quälen,“ lachte der alte Herr.

„Na, wenn das auch nicht! Aber doch iſt die Auferziehung ſo ganz anders als bei unſereins.“

„Na ja, das gebe ich zu. Aber bei einem Menſchenkinde, das überhaupt Erziehung annimmt, erzieht die Liebe in der Ehe noch immer tüchtig nach. Und wenn die beiden ſich wirklich lieb haben, würde die Liebe dem Mädchen am Ende auch helfen, daß es ſich in die fremden Verhältniſſe einlebt.“

„Ach, Herr Peſtohr, was die ſogenannte Liebe iſt, da zähle ich nicht ganz viel auf.“

„Aber, beſter Lohmann, haben Sie denn Ihre Frau nicht lieb?“

„Herr Peſtohr, ſo müſſen Sie das nicht verſtehn. Meine Frau und ich, wir wiſſen wohl, was wir an einander haben. Ich meine man, bei den jungen Leuten. Erſt brennt's lichterloh, zuletzt iſt da nichts als eine Handvoll graue Aſche. Erſt tun ſie, als ob ſie direkte= mang mit einander in den Himmel fliegen wollten, und nachher machen ſie ſich das Leben zur Hölle. Glauben Sie mir, mein lieber Herr Peſtohr, ich habe das alles miterlebt bei mei= nem Freund Schorſe und ſeiner Carnelia, wie ſich das Menſch nannte.“

„Ja, das kommt ja leider ſo vor,“ ſagte der Paſtor nachdenklich.

„Sehen Sie! Das wollte ich ja man ſagen!“ triumphierte der Bauer.

„Aber Sie zählten vorhin: erſtens. Was iſt denn der zweite Grund?“ fragte der andere.

Lohmann faßte ſeinen Zeigefinger.

„Zweitens,“ ſagte er zuverſichtlich, denn er hatte bei Nummero Eins ja ſo gut ab= geſchnitten, und ſein zweiter Grund mußte bei einem Paſtoren noch beſſer durchſchlagen:

„Die Leute waren aus Altpreußen. Da herrſcht ja die Union, und Religion hatten ſie überhaupt wohl nicht viel. Meinen Nachbar kriegte man ja höchſtens ſo um Kaiſersgeburts=

tag herum mal in der Kirche zu ſehen, und dann hat er wohl auch mehr den Kaiſer angebetet, als den lieben Gott. . . . Und mit der Politik ſtimmte das natürlich erſt recht nicht."

„Na, die Politik wollen wir bei den Frauensleuten man ganz aus dem Spiel laſſen. Und dann, was das andere betrifft . . . nun ja, Elſe Riewitz war nicht jeden zweiten Sonntag in der Kirche. Aber ich habe ſie doch ziemlich oft geſehen, und, was die Hauptſache iſt, wenn ich ſie ſah, hatte ich immer den Eindruck, daß ſie etwas ſuchte und mitnahm. Aber ich will Ihnen gern zugeben, daß das junge Ding noch keine Muſterchriſtin iſt."

„Und, Herr Peſtohr, das wollte ich doch ſo gern, daß mein Erbe eine rechte chriſtliche Frau kriegte. Darauf kommt ja ſo viel an, beſonders auch für die Auferziehung des jungen Geſchlechts."

„Gewiß, lieber Freund, ich verſtehe Sie vollkommen und ſtimme Ihnen von Herzen zu. Nicht wahr, Sie hatten Ihrem Jungen die älteſte Tochter von unſerm Freunde Hinken zugedacht?"

„Jawoll, das iſt ein tüchtiges, forſches Mädchen. . . ."

„Und Sie meinen, daß die ſo eine beſonders geförderte Chriſtin iſt?"

„Sie ſtammt von guten, chriſtlichen Eltern."

„Ja, wenn's das machte!“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, und der Geiſt Gottes wehet, wo er will.“

„Ja, das hat ja freilich der Herr Chriſtus zu Nikodemus geſagt, der in der Nacht zu ihm kam,“ ſagte der Bauer nachdenklich. Er mochte es ſeinem alten Paſtor ganz gerne mal zeigen, daß er in ſeiner Bibel Beſcheid wußte.

„Jedenfalls,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, „hat Gretſchen mehr vom Chriſtentum weg als die Riewitzſche. Die ſteckte voll ganz voll von all den alten Gedichtern, aber mit dem kleinen Katechismus war das man hellſchen knapp, hat mir meine Tochter Marie man geſagt.“

Der Paſtor machte eine abwehrende Bewegung. „Gut, ich habe Ihnen ja ſchon zugegeben, daß die junge Elſe Riewitz wohl noch keine Muſterchriſtin iſt. Nun erlauben Sie mir mal eine Frage! Wir beide ſind ein paar alte Knaben und haben jedenfalls viel mehr von Gottes Freundlichkeit und Güte erfahren, als ſolch ein Kuck-in-die-Welt. Sagen Sie mal, ſind wir denn eigentlich wohl Muſterchriſten?“

„Das wohl juſt nicht.“

„Ich bin keiner, und ich glaube, Sie wollen auch nicht behaupten, daß Sie einer ſind.“

„Gott bewahre, Herr Peſtohr, wir haben alle unſere Fehler, wir ſind allzumal Sünder.“

„Wenn Sie ſich zum Beiſpiel dieſe Sache mit Ihrem Hinrich überlegen,“ fragte der Paſtor, „haben Sie ſich da gar nichts vorzuwerfen?“

„Was ich juſt nicht wüßte . .,“ ſagte der Bauer zögernd.

„Auf den Leuteſchnack gebe ich nicht ganz viel, aber man munkelt da wunderbare Dinge. Sie hätten ſich ſo weit vergeſſen, Ihren erwachſenen Sohn im Zorn an den Kopf zu ſchlagen. Sie hätten ihn einen „verlorenen Sohn“ genannt. Sie hätten ihn auf gräßliche Weiſe verflucht.“

„Das iſt ſchändlich gelogen,“ brauſte der Bauer auf und wollte auf den Tiſch ſchlagen, beſann ſich aber noch rechtzeitig, wo er war. „Ich fluche überhaupt nicht, Herr Peſtohr, und wer das Gegenteil ſagt, der iſt ein elender Lügner.“

„Bitte, bleiben Sie ruhig, lieber Freund,“ ſagte der Paſtor ſanft, „ich will ja auch nicht glauben, daß an dem ganzen Gerede was Wahres dran iſt.“

Dabei ſah er den Bauern mit ſeinen großen, klaren Augen ruhig an. Der hielt dieſen Blick nicht aus und ſah zu Boden.

„Ich wollte Ihnen ja nur als einem

Ehrenmann und Chriſtenmenſchen," fuhr der Paſtor fort, „die Frage vorlegen: Möchten Sie vor Ihrem Gott alles verantworten, was Sie in dieſer Sache geſagt und getan haben? Können Sie das?"

Steif, den Blick noch immer geſenkt, ſaß der Bauer vor ſeinem alten Seelſorger.

„Ja?" fragte dieſer noch einmal.

„Nein," antwortete er kurz und dumpf.

„Es freut mich von Herzen, daß Sie das eingeſtehen," ſagte der Paſtor, ſich in ſeinem Seſſel zurücklehnend.

Lohmann fühlte, daß des Alten Augen jetzt nicht mehr ſo ſcharf und durchdringend auf ſeinen Zügen lagen, und atmete auf. Nach einer halben Minute, während welcher beide ſchwiegen, hob er ſich etwas vornüber und ſagte: „Herr Peſtohr, entſchuldigen Sie, daß ich noch einmal das Wort nehme. Aber wir müſſen die Sache doch auch noch mal von einer anderen Seite anſehen. In der Bibel will Gott der Herr es ganz und gar nicht leiden, daß die jungen israelitiſchen Mannsleute ſich fremde, ausländiſche Weiber nehmen. Und wenn ſie das doch tun, werden ſie von böſen Plagen und Strafen getroffen. Iſt das nicht ſo?"

„Ja, gewiß. . . Aber was ſoll das hier?"

„Na, ich meine doch, was geſchrieben iſt, das iſt uns zur Lehre geſchrieben," ſagte der

Bauer mit ſiegesgewiſſem Blick auf ſeinen Gegner. Wenn man einen Paſtor mit ſeiner Bibel ſchlagen konnte, hatte man ja gewonnen' Spiel.

Der alte Herr machte ſehr große runde Augen, als ob er ſeinen Ohren nicht traute. Dann lachte er laut auf und ſchlug mit der Hand auf ſeine Knie, daß es ſchallte: „Endlich verſtehe ich. . . Alſo unſere Lüneburger Bauern, die treuen Welfen und guten Lutheraner, die ſind das auserwählte Volk. Und die andern alle, vor allem aber die Altpreußen, ſind die Unreinen, die Heiden! . . . Vater Lohmann, wiſſen Sie, was das iſt?"

Vater Lohmann ſchien es nicht zu wiſſen. Er ſchwieg.

„Ich will's Ihnen ſagen," fuhr der Paſtor fort. „Das iſt der allerſchlimmſte Hochmut, den man ſich nur denken kann. Meinen Sie, unſer Herr Chriſtus hätte zwiſchen Juden und Heiden die trennenden Mauern, Zäune und Schlagbäume niedergeriſſen, damit wir ſie wieder aufrichten? Und nun gar zwiſchen uns und unſern deutſchen Brüdern? Alle Achtung vor einem echten, geſunden Stammesſtolz, der ſich ererbter Eigenart freut! Aber glauben Sie's Ihrem alten Paſtor: ſolch ein Hochmut iſt lächerlich vor Menſchen, und vor Gott ein Greuel. Ich weiß ja wohl, ihr Bauern denkt in vielen Stücken noch ganz wie im alten Teſtament Jakob, Moſes

und Elias, aber — nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Freund — so kraß ist mir das doch noch nie entgegengetreten. Wir sehen da mal wieder, wie viel auch die Ehrenwertesten von uns in der Schule unsers einzigen Meisters Christus noch zu lernen und auch zu verlernen haben."

Der Bauer machte ein verdutztes Gesicht und schwieg. Mit einem studierten Herrn war doch schlecht zu streiten. Und dieser hatte dazu noch eine so schlimme Art, alles gleich so unangenehm persönlich anzuwenden.

Und schon wieder fing er an. Wie furchtbar gründlich so einer die Sachen nimmt! „Sind das nun alle Gründe, die zwei oder drei, die Sie genannt haben?" lautete des Pastors Frage.

„Die Hauptgründe sind es jedenfalls," antwortete der andere zögernd.

„So, hm hm," machte der Pastor. „Sollte denn ein Ding, um das sich sonst im Leben beinahe alles dreht, hier gar keine Rolle spielen? Sie wissen wohl, was ich meine." Er machte auf dem Tisch die Handbewegung des Geldzählens.

„Wenn Sie so bautz auf den Kopf mich danach fragen," sagte Lohmann, „ja, der Geldbeutel spricht hier auch mit. Der Bauersmann hat nicht wie Sie, lieber Herr Pastohr, sein

ſchönes feſtes Gehalt, das ſich immer gleich bleibt, ob fette oder magere Jahre ſind. Wenn unſereiner in dieſen ſchlechten Zeiten auskommen will, dann muß er rechnen können. Ich habe vier Kinder, den Hof kann ich nur einem vermachen, aber als Bettler will ich die andern drei auch nicht auf die Straße ſchicken, und dem Anerben darf ich's auch nicht zu ſchwer machen. Deshalb muß ich zuſehen, daß dieſem ſeine Frau ſo viel zubringt, als mit den jüngeren Geſchwiſtern vom Hof abgeht. Bloß nach Liebe zu freien, geht bei den Bauern nicht. Davon kann 'n nicht leben. Geld regiert nun einmal die Welt."

„Und ſtiftet alſo auch die Ehen," ergänzte der Paſtor. „Das wird ſo gemacht: Da kommen die lieben Eltern zuſammen und halten die beiderſeitigen Geldbeutel gegen einander. Wenn die wert erſcheinen, in einander geſchüttet zu werden, dann heißt es: Kinder, die Sache ſtimmt, nun heiratet euch! . . . Und dann nehmen ſie ſich, nicht aus Gottes, ſondern aus des Götzen Mammon Hand, und Geld bleibt bei Geld, und Geld kommt zu Geld, und die paar Geldfamilien heiraten in der nächſten Verwandtſchaft immer bunt durcheinander, nur damit das Geld ſchön beiſammen bleibt. — Ich bin ein alter Mann, der ziemlich weit herum gekommen iſt. Da habe ich alte reiche Bauerngeſchlechter

aussterben sehen, und ich kenne Bauerndörfer, wo man in den ersten Familien solche Jungkerls, wie Ihren Hinrich, überhaupt nicht mehr findet. Und woher kommt das? Von den ver . . . hier möchte ich, obgleich ich christlicher Pastor bin, beinahe fluchen — Geld- und Verwandtenheiraten! Wenn wir mal im Kirchenbuch nachsehen wollten, so würden wir sicher finden, daß Ihre Familie mit den anderen großen Bauernfamilien unserer Gemeinde einstweilen genügend verschwägert ist. Da schadet es gar nichts, ist im Gegenteil sehr gut, wenn mal ein Tropfen frisches Blut hinein kommt. Das verdirbt die Rasse sicher nicht. Und wenn da einmal nicht ganz so viel Geld in Ihren Hof kommt, was schadet das? Dann müssen die jungen Leute sich etwas einschränken. Ist ihnen am Ende ganz gesund. Zum Brotbacken wird's ja immer noch langen. —

„Und nun endlich noch eins! Wir beide stammen aus einer anderen Zeit. Ich bin 71 und Sie? Neu sind Sie auch nicht mehr."

„55," war die Antwort.

„Sehen Sie, so weit sind Sie auch schon. Na, wir Alten können uns an manches in der neuen Zeit nicht mehr recht gewöhnen. Als mein Junge studierte, und wenn er dann in den Ferien zu Hause war, ach, da war mir manche Ansicht, die er mitbrachte, so fremd und

ungewohnt, daß ich oft ganz unglücklich darüber war. Da habe ich ihm oft zugesetzt, um ihn zu meiner Meinung zu bekehren, und manche böse Stunde habe ich ihm und mir selbst damit gemacht. Aber später hat der Herrgott mir die Augen darüber geöffnet, daß wir Alten nicht immer mit Gewalt versuchen sollen, die Herzen der Kinder zu uns zu bekehren. Nein, in der heiligen Schrift heißt's einmal, daß die Herzen der Väter sollen bekehrt werden zu den Kindern! Und nun geht's wunderschön, ich habe meine herzliche Freude an meinem Jungen, der in der Hauptsache mit mir übereinstimmt, wenn er auch in manchen Punkten, als Kind seiner Zeit, mit mir altem Knaben nicht übereinstimmt. Lieber Freund, so ähnlich liegt die Sache mit Ihnen und Ihrem Jungen auch. Als Sie jung waren, in der sogenannten „alten guten Zeit", war das wohl so Mode, daß die lieben Eltern durch den Freiwerber die Sache fix und fertig machen ließen, und die Kinder, die Nächstbeteiligten, hatten einfach Ja zu sagen. Das wollen heutzutage die jungen Leute nicht mehr, oder höchstens noch die Dröpse, die nicht bis fünf zählen können. Aber was ganze Kerls sind, wie Ihr Hinrich, die lassen sich das nicht mehr gefallen. Die wollen selbst die Augen aufmachen. Warum sollen sie auch nicht? Die wollen ihr eigenes Herz fragen. Und ist's nicht

beſſer, wenn die Herzen, als wenn nur die Geldbeutel ſich finden? — Alſo, lieber Lohmann, ſchicken Sie ſich — ich hab's auch tun müſſen — in die neue Zeit! Das Rad der Zeit können Sie nicht aufhalten, wenn Sie auch ein großer Hofbeſitzer ſind, und nicht mal der Selbſtherrſcher aller Reußen kann es. Jeden, der es verſucht, zermalmt dieſes Rad, das ſchließlich ja nicht von Menſchen, ſondern — das iſt mein feſter Glaube — von unſerm Herrgott herumgedreht wird. Ich habe es nicht bereut, dieſe unnützen Verſuche aufgegeben zu haben, und Sie werden es auch nicht bereuen."

„Jeao," ſagte der Bauer nachdenklich, „Herr Peſtohr, Sie ſind 'n ſtudierter Mann und kennen die Welt beſſer als 'n platter Bauer, der auf ſeinem einſtelligen Hofe in der Heide ſitzt. Was Sie da geſagt haben, mag ja ſonſt wohl ſeine Richtigkeit haben. Aber wenn's man für uns Bauern paßt! Wir können nicht jede neue Mode mitmachen. Wir müſſen am guten Alten in Treue halten. Wir ſind nun einmal konſervativ bis in das binnenſte Mark von unſeren Knochen. Aber überlegen will ich mir das, was Sie geſagt haben."

Er hatte ſich erhoben und der Paſtor ebenfalls. Da nahm der letztere noch einmal das Wort: „Lieber Freund, ich bin ein alter Mann. Viele hundert Paare habe ich in meinem Leben

zuſammen gegeben. Manche mit Ärger und Verdruß, andere, über deren Freierei die Familien jubelten, mit Zittern und Zagen, andere aber auch mit herzlicher Freude und Dankbarkeit gegen Gott, der die rechten Menſchen ſich hatte finden laſſen. Und wenn ich mir denn ſo nachher die Ehen und die Kinder anſah, dann hatte ich mich nur ſelten getäuſcht. Wenn man über vierzig Jahre Seelſorger iſt, dann kriegt man ſo etwas Menſchen- und Seelenkenntnis. — Nun laſſen meine Kräfte nach, und wenn der Herrgott mich nicht wie ein gutes Pferd will in den Sielen ſterben laſſen, was mir das Allerliebſte wäre, ſo muß ich demnächſt daran denken, in den Ruheſtand zu treten. Da würde ich mich nun freuen wie kaum je und würde Gott danken, wenn ich vorher noch Ihren braven Hinrich und Ihr gutes Mündel vor mir ſähe drüben vorm Altar und könnte ihnen ſagen: ‚Da, nehmt euch hin aus Gottes Hand und habt euch lieb aus treuem Herzen und macht euren Eltern Freude!‘ So, nun kommen Sie gut nach Hauſe, mein Lieber, und grüßen Sie mir Ihre liebe Frau, und wenn Sie mal nach Hannover ſchreiben, — oder vielleicht reiſen, auch Ihren Jungen! Adieu, adieu!“

„Ich bedanke mich auch noch für den ſchönen Kaffee,“ ſagte Lohmann an der Tür.

„Nichts zu danken!“ wehrte lächelnd der

Paſtor ab, indem er dem Bauern freundſchaftlich auf die Schulter klopfte.

„Sie müſſen ſich das bei mir mal wieder abholen.“

„Jaja, wollen wir ſchon kriegen. Wenn Sie nächſtens Hochzeit geben!“

„Holt ſtopp, Herr Peſtohr, ſo weit ſind wir noch nicht!“

„Na, was nicht iſt, das kann werden. Es freut mich, daß wir uns mal gründlich ausgeſprochen haben.“

Ja, gründlich wäre ſie geworden, die Ausſprache, dachte Lohmann, der vom Pfarrhauſe ſich gleich auf den Heimweg machte.

Als er das Dorf und ſeine Äcker hinter ſich hatte und eine mäßige Heidehöhe hinanſtieg, blieb er ſtehen, puſtete und wiſchte ſich mit dem buntgeblümten Taſchentuch die dicken Schweißtropfen von der Stirn. Dann ſchüttelte er den Kopf und ging weiter.

Nach einigen hundert Schritten blieb er wieder ſtehen, bohrte ſeinen Eichenſtock in den Sand des Fußpfades, kratzte ſich mit der Linken unter der Mütze und murmelte: „Verdullten Kram! Wat hett de ole Keerl ſine Näs in anner' Lüe ehren Pott rintoſtäken!“ Er ging weiter und verſuchte zu lachen. Es war ein gezwungenes, gequältes Lachen, und gleich war ſein Geſicht wieder ganz ernſt.

Ein ſchöner, ſtiller Spätſommerabend lag auf der Heide. Im Wacholderbuſch ſang eine Goldammer ihr eintönig ſchläfriges Lied. Hier und da zirpte eine Grille. In der Ferne ſtrebte eine Schafherde heimwärts. Eine Krähenſchar flog mit faulen Flügelſchlägen und müdem Gekrächze dem fernen Horſt zu. Die Täler deckten ſich mit weißen Nebelbetten. Der Abendfriede kam mit leiſen Schritten über die Heide gegangen. Aber der einſame Wanderer fühlte ihn nicht. In ſeinem Innern tobte der Kampf, und auch in ſeinem Geſicht arbeitete es mächtig.

Es waren Vater Lohmanns Kopf und Herz, die hier miteinander kämpften. Ein ganzes Jahr hatte ſein harter Kopf und deſſen eiſerner Wille unbeſtritten die Herrſchaft gehabt. Sein gutes Herz, an das Mutter Lohmann ſo felſenfeſt glaubte, hatte gegen ihre Tyrannei nicht aufkommen können. Heute war dieſem nun ein ſtarker Bundesgenoſſe entſtanden in dem alten Geiſtlichen, und immer wieder führte es ihn gegen die Feinde ins Feld. Er iſt ein alter, weiſer Mann, der die Menſchen und das Leben kennt. Er meint es herzlich gut. Aber immer ſchlug der harte Kopf ihn wieder zurück. Was verſteht denn ſo ein Paſtor von bäuerlichen Verhältniſſen! Er gehört zu den Gebildeten, und die leben in einer ganz anderen Welt. Je gelehrter, deſto verkehrter. So

einer ſieht die Welt nur aus dem Fenſter der Studierſtube, und vor ſeinen Augen iſt immer eine dicke Wolke von Bücherſtaub. Du hätteſt dir das gar nicht alles von ihm bieten laſſen müſſen. In alles brauchen die Paſtoren ihre Naſe auch nicht hineinzuſtecken. —

Der Wanderer hatte die Höhe des Hillberges erreicht, von der Hof Lohe im Wieſental ſichtbar wird. Da kam ihm plötzlich die Erinnerung an einen Septemberabend vor vier Jahren. Die weite Heide leuchtete im Abendlicht, und der Junge ſaß an ſeiner Seite und rief mit großen, leuchtenden Augen: „Vader, up de wiede Welt giwt't man enen Lohhoff.“ Und er ſelbſt war ſo glücklich geweſen und ſo ſtolz, weil er einen ſolchen Erben dem Hof ſeiner Väter zuführen konnte. Er blieb ſtehen. In der Erinnerung wurde ihm ganz weh ums Herz. Wie war doch alles ſo ganz anders gekommen, als er's ſich damals ausgemalt hatte!

Und warum?

Weil Hinrich die heilige Pflicht der kindlichen Liebe und des Gehorſams vergeſſen hat, ſagte der Kopf.

Weil du im Jähzorn mit roher Gewalt dieſe Gefühle vernichtet haſt, meldete ſich leiſe das Gewiſſen.

Und er hörte wieder die dringende Frage ſeines alten Seelſorgers: „Könnten Sie alles

vor Gott verantworten?“ Und er ſah wieder die großen, klaren Augen auf ſich gerichtet, vor denen er den Blick hatte ſenken müſſen. —

Vor ihm im Tale lag der große, ſchöne Hof, ein Bild der Behaglichkeit und des Friedens. Der Rauch aus dem Schornſtein ſtand als eine weiße Säule ſenkrecht und regungslos gegen den blaßblauen Abendhimmel. Zur Rechten kehrte eben das Geſpann klappernd vom Felde heim, links wanderte die Schnuckenherde, von einer grauen Staubwolke umhüllt, dem Hofe zu. Diedrichs Harmonika ſpielte mit langgezogenen Akkorden: „Goldne Abendſonne, wie biſt du ſo ſchön.“

Wenn der Junge wiederkäme — es wäre doch ſchön.

Aber allein kam er nicht, der Trotzkopf.

Wenn denn die andere mitkäme, wäre das denn wirklich ein ſo ſchreckliches Unglück? — Der alte Paſtor hatte es im Gegenteil für ein Glück gehalten. Ja, der! Was wußte denn der von bäuerlichen Verhältniſſen!

Aber ausrechnen konnte man die Sache ja immerhin einmal. Zweitauſenddreihundert Taler hatte er für ſein ehemaliges Mündel, das vor einigen Wochen mündig geworden war, zinslich belegt. Wie viel konnten bei ſolcher Mitgift die jüngeren Kinder mitbekommen? Der Hof hatte gute Jahre gehabt, trotz der

„ſchlechten Zeiten“. Es entfielen auf jedes Kind etwa viertauſend Taler. Bei Gretſchen Hinkens Mitgift würden es je anderthalb tauſend mehr geweſen ſein. Aber immerhin ſtellten viertauſend Taler ein Sümmchen dar, mit dem die Jungens wie auch die Töchter ſich anſtändig verheiraten konnten. —

Als er von ſeinem Rechenexempel aufſah, fiel ihm der frech herausfordernde Turmbau von Delmsloh in die Augen. Dieſer Anblick jagte ihm das Blut in den Kopf und machte den weichwerdenden Willen wieder feſt. Er durfte, konnte und wollte nicht leiden, daß es mit Lohe dieſen Weg ginge.

Mit dieſem Entſchluß langte er auf ſeinem Hofe an. Er wollte durch die Miſſentür in das Haus treten. Sie war verriegelt. So mußte er am Hauſe entlang gehen, um die Seitentür zu erreichen. Da ſieht er, daß in der wenig gebrauchten beſten Stube Licht iſt. Was hat denn das zu bedeuten? Er geht ſacht einige Schritte weiter, um den Blick in das geöffnete Fenſter zu gewinnen. Da ſitzt ſeine Frau am Tiſche, allein. Sie ſchreibt. Vor ihr liegt, ſauber eingewickelt, ein Pfund Butter. Eine dicke Mettwurſt und ein Stück Schinken daneben. Dazu ein Paar Strümpfe und eine leere Schachtel. Und ſie fährt von Zeit zu Zeit mit der Schürze in die Augenwinkel. Die

Lampe beleuchtet ſcharf ihr Geſicht. Wie tief iſt es gefurcht! Es iſt ein altes Geſicht. Es ſind Linien darin, die hatte es vor einem Jahr noch nicht. Nun ſeufzt ſie, tief aus dem Herzen herauf. Nun verſucht ſie wieder zu ſchreiben. Aber ihre Hand zittert. Sie legt die Feder hin und faltet die Hände. Leiſe bewegen ſich ihre Lippen. Unwillkürlich hat auch der Mann vor dem Fenſter die Hände gefaltet. Ergriffen ſchaut er in das verborgene Leben ſeines Weibes. Er fühlt, hier liegt ihre Seele enthüllt vor ihm. Eine ganz ſeltſame Empfindung kommt über ihn. Er, der große, ſtarke Mann, ſchämt ſich vor dem ſchwachen Weibe. —

Über ein Vierteljahrhundert ſind Jürgen und Geſine Lohmann Mann und Frau geweſen. Und ſie hat nicht gemurrt und nicht gemuckſt gegen das Wort: Dein Wille ſoll deinem Manne unterworfen ſein, und er ſoll dein Herr ſein. Aber jetzt ſind dieſe Rollen getauſcht. In dieſem Augenblick zwingt ſie ihm ihren Willen auf, überwindet ſie mit ihrem weichen, warmen Frauenherzen den harten, kalten Kopf des Mannes.

Die Liebe glaubet alles, hoffet alles, duldet alles. Und die Liebe beſiegt auch alles. —

Der Mann vor dem Fenſter ſtieß mit dem Fuß leiſe an einen Stein, um die Nichtsahnende

aufmerkſam zu machen. Sie ſah auf. Da rief er ganz weich: „Mudder!“

Sie flog erſchreckt zuſammen, und den Brief packen und verbergen, über die Lebensmittel die aufgeraffte Tiſchdecke werfen, war das Werk einer Sekunde. Dann verſuchte ſie ein unbefangenes Geſicht nach dem Fenſter hin zu machen und fragte gleichgültig: „Na, Vader, biſte'r wedder?“

„Jea, lewe Mudder. Wat makſt du denn dar? Schriwſt an dinen Heini?“

„O min Gott! Nee . . . ick woll . . . och nee, legen will ick dar nich üm . . . Jawoll, ick ſchick em wat to lewen. Ick bin und bliew ſin Mudder . . .“ Dabei hatte ſie die Tiſchdecke von den Sachen genommen und zog den zerknitterten Brief aus der Rocktaſche.

„Denn grüß em man van mi und ſchriew hen, ick lat em bidden, he ſchöll man wedder nah Hus kamen.“

Bei dieſen Worten war er nahe an das Fenſter und in das Licht der Lampe getreten. Da ſtarrte die Frau in ſeine Züge und fragte mit bebenden Lippen: „Vader . . . is dat din Ernſt?“

Er nickte.

„Vader . . . ſegg't noch mal . . . ick kann't nich glöwen . . . is dat würklich din Ernſt?“ fragte ſie noch einmal mit angehaltenem Atem.

„Ja," ſagte er kurz. „Aber lat uns nu nich füdder[1] davan ſnacken!"

Da fuhr ſie in die Höhe und ſtreckte die Hände empor. Es ging nicht anders, dem mußte ſie's doch ſagen, mit dem ſie ſo oft darüber geredet hatte. „Herr Gott in dinen höchſten Himmel, unſe Jung' kummt wedder. Hewwdu ſend, duſend Dank!" Dann lief ſie einigemale wie von Sinnen durch die Stube. Dann ſank ſie plötzlich auf einem Stuhl zuſammen, verhüllte das Geſicht mit der Schüze und weinte ſich gründlich ſatt. Vater Lohmann ſtand noch immer vorm Fenſter und ſagte kein Wort. Einmal fuhr er ſich verſtohlen mit der Hand über die Augen.

Endlich raffte ſie ſich auf, trocknete mit der Schürze ihre Tränen und machte ſich wieder an ihren Brief. Den angefangenen Satz, bei dem ſie geſtört war, brachte ſie nicht erſt zu Ende. Als ſie des Zitterns ihrer Hände ſo weit Herr geworden war, daß ſie ſchreiben konnte, ſchrieb ſie mit krauſen großen Buchſtaben nur die Worte: „Vater läßt grüßen. Er ſagt, Du ſollteſt wieder kommen.

Deine Mutter."

Das unterſtrich ſie zweimal und alles, was ſie vorhin geſchrieben hatte, von ihrem Herz-

---

1 weiter.

weh und von ihren Tränen, das ſtrich ſie dreimal dick durch, daß nichts ſtehen blieb als der mit zitterigen Buchſtaben geſchriebene glückliche Schluß.

Und das Paket packte ſie gar nicht ein. Der Junge konnte ja nun all die ſchönen Sachen zu Hauſe eſſen. Da ſchmeckten ſie ihm gewiß zehnmal ſo gut.

Eine Stunde nachdem Vater und Mutter Lohmann zur Ruhe gegangen waren, kam aus dem Kiſſen an der Wand die leiſe Frage: „Vader, ſlöppſt du?“

„Nee,“ brummte es aus dem anderen Kiſſen.

„Vader, Vader“ — und Vater fühlte, wie eine zitternde Hand ſich auf ſein Herz legte — „wenn wi unſen Jungen erſt wedder hewwt, du ſchaſt man ſehn, denn fangt wi beiden Olen up't Friſche wedder an to lewen, denn weerd wi wedder jung.“

„Kann wän, kann ok nich wän,“ brummte er zurück. „Nu ſlap man in!“

„Ick kann nich, beſte Vader, ick heww ſon bannig Hartpuckern.“

Zwei Tage ſpäter wurde die Hühnerjagd eröffnet. Lohmann nahm die Flinte und knallte einige Male in ein zahlreiches Volk hinein, das unweit ſeines Hofes ſtand. Mit ſieben Hühnern kam er zurück. Die gab er ſeinem

Sohne Diedrich und knotete ihm ein: „Düt hier is'n old Hohn; dat bringſt du nah'n Upköper, und düſſe ſöß, de bringſt du unſen Herrn Peſtohr hen und ſeggſt: ‚Vater ließe vielmals grüßen und ſchickte Herrn Peſtohr dieſes halbe Dutzend Rebhühner, und ſie wären alle jung und zart, und Herr Peſtohr und ſeine Frau ſollten ſie ſich man gut ſchmecken laſſen.'"

Als Diedrich im Pfarrhaus zu Wiechel ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte und mit einer guten Zigarre abgedampft war, ſprang der alte Herr vergnügt zu ſeiner Frau in die Küche, ſchwang das halbe Dutzend Rebhühner durch die Luft und fragte luſtig: „Kind, weißt du das Allerneueſte?"

„Das muß ja ganz was Schönes ſein. Du biſt ja ganz aus dem Häuschen," ſagte die alte Dame verwundert.

„Lohmanns Hinrich kriegt ſeine Elſe nun doch."

„Woher weißt du das?"

„Das ſagen mir dieſe Rebhühner?"

„Die Rebhühner? Wieſo?"

„Nun, die ſind mein Freiwerberlohn. Dem Sniederkorl is'r diesmal entgangen. Brate ſie recht ſchön in Weinblättern! Auch ein paar Wacholderbeeren tue dran! Sie ſollen mir ſchmecken, wie mir noch kein Rebhuhn geſchmeckt hat."

Und ſie haben ihm gemundet, dem würdigen Pfarrherrn von Wiechel. Und er hat ein Gläschen Wein dazu getrunken und mit ſeiner Paſtorin auf das junge Brautpaar angeſtoßen.

Vater Lohmann hatte in dieſen Tagen ein ſtarkes Verlangen nach dem Briefträger. Aber wenn der Alte dann die Zeitung und ab und an eine landwirtſchaftliche Druckſache aus ſeiner Ledertaſche zog, machte er jedesmal ein ſehr enttäuſchtes Geſicht. Ungeleſen packte er die Zeitungen auf einander.

Wenn er auf dem Hofe zu tun hatte, blickte er unwillkürlich öfter auf die Landſtraße hinaus. Da ſah er eines Tages eine hohe, ſtraffe Geſtalt daher kommen. Er verbarg ſich hinter einem Eichbaum und ſpähte klopfenden Herzens nach dem ſich Nähernden aus.

Richtig, der Wanderer bog auf den Hof zu. Aber in ſeinen Bewegungen iſt etwas Fremdes. Iſt er's oder iſt er's nicht? . . . Ach nein, es iſt der Kommis von Kaufmann Bokelmann in Wiechel, der mit Proben von Winterſtoffen von Hof zu Hof geht. . . . — Der hat diesmal in Lohe kein Geſchäftchen gemacht. Er iſt ſchon auf dem Hofe ſehr kühl abgefertigt worden.

Als Lohmann acht Tage vergeblich auf einen Brief gewartet und auf die Straße ausgeſchaut hatte, ſagte er abends nach dem Eſſen zu ſeiner Frau: „Mudder, krieg mi min beſte

Tüg torecht! Ick reis' morrn fröh nach Hannower."

„Oh Vader, schall ick mit?" fragte sie.

„Nee, bliew man leewer to Hus! Ick will di abers daför sorgen, dat du dinen Jungen bald wedder krigst."

O wie klopfte und bürstete Mutter Lohmann diesen Abend Vaters guten Rock und beste Hose! Und wie stopfte sie ihm den Ranzen mit gekochten Eiern, belegten Butterbröten und Schinkenstücken! Wirklich, als wenn er ihren Jungen von jenseits des großen Wassers holen müßte.

* * *

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages warf die Menschenwelle, die aus dem Hauptportal des Bahnhofs in Hannover flutete, den Heidebauern in das Gewimmel der großen Stadt. Die Hotelknechte lachten über den Provinzler, der ängstlich um sich sah, einer Dame auf die Schirmspitze trat und sich endlich aus dem lebhaften Verkehr der Mittagsstunde in den Schutz des Ernst August-Denkmals rettete.

Hier stand der Lüneburger Bauersmann, legte den Kopf in den Nacken und betrachtete ehrfurchtsvoll die straffe Reitergestalt auf dem prächtigen Schlachtroß. „Dem Landesvater sein treues Volk," las er mit Bewegung. Dann aber schüttelte er den Kopf und lachte bitter

auf. „Sein treues Volk.“ Ha, wo war denn dieſe Treue? Ja, der feſte Stein redete von ihr, aber aus den wankelmütigen Herzen ſeines Volkes war ſie längſt gewichen, und ſchwand immer mehr, ſogar in der Heide, in den Stammlanden des alten Herrſcherhauſes. — Ach, als der da oben noch auf ſeinem Thron ſaß, da war's eine andere Zeit. Da wußten die Leute noch, was es heißt, Ordre parieren. Der wußte mit den gelehrten Göttinger Profeſſoren, die nicht ſo wollten, wie er wollte, umzuſpringen. Da reiſten die Väter noch nicht hinter ihren ungehorſamen Söhnen her, um vor ihnen einen Fußfall zu tun. — Es ging doch wirklich nicht. Sollte er nicht lieber umkehren und den Jungen laſſen, wo er war, dieſen Schlüngel, der auf die Bitte ſeiner Eltern, wieder nach Hauſe zu kommen, mit keiner Silbe geantwortet hatte?

Aber nein, vom Umquackeln war Lohmann noch nie ein Freund geweſen. Ein Mann, ein Wort! Er hatte ſeiner Frau das Verſprechen gegeben, ihr den Jungen wieder zu ſchaffen, und das mußte er halten, ſo peinlich die Sache war. Er blickte noch einmal zu dem alten Eiſenfreſſer auf, ſchöpfte aus dieſem Blick Kuraſche, klemmte ſeinen Schirm unter den rechten Arm und wagte ſich mutig in das Gewirr der Straßenbahnen, Droſchken, Radfahrer und Fußgänger hinein.

Ein freundlicher Reiſegefährte im Bahnzuge hatte ihm den Weg beſchrieben: erſt die blaue Elektriſche und dann in die grüne umſteigen. Aber dieſe hätten ihn zu ſchnell an Ort und Stelle gebracht, und es war gut, daß er ſich noch einmal überlegte, was er zu Hinrich ſagen wollte, obgleich er während der langen Fahrt auch an nichts anderes gedacht hatte. Er als Vater durfte ſich doch auch nicht zuviel vergeben. Da mußte ſehr vorſichtig zu Werke gegangen werden.

So folgte er denn zu Fuß den Geleiſen der Blauen und dann der Grünen, bog darauf in eine Nebenſtraße ab und ſtand endlich vor einem Hauſe, das ſich durch das Schild über der Tür als das Fuhrgeſchäft von Karl Jäger auswies. Nachdem er das Schild und die Schilder der Nachbarhäuſer aufmerkſam ſtudiert hatte, faßte er ſich ein Herz und trat ein.

Auf das Klingeln der Türglocke erſchien ein Mädchen, das den Bauersmann geringſchätzig muſterte und nach ſeinem Begehr fragte.

Ob Hinrich Lohmann hier wohnte?

Ja, der wäre im Pferdeſtall. Mit einer läſſigen Handbewegung wurde der Beſucher zurecht gewieſen.

Er durchſchritt einen ſchmalen Gang, einen engen Hofraum — wie hier doch alles ſo beſchränkt war! — und trat in einen Stall, in

dem einige Dutzend Pferde ſtanden. Er ging die Reihe entlang, ſchielte zwiſchen den Tieren durch, — plötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, ſtand Hinrich vor ihm. Vater und Sohn prallten vor einander zurück und ſahen ſich mit großen Augen an.

„Gon Dag, Hinrich.“

„Gon Dag, ... Vader.“

. . . . . .

„Wat hewwt ji hier for feine Peer!“

„O ja, de könnt ſick ſehn laten.“

„Düſſe hier, de künn famoſt to unſen Torhand paſſen.“

„Dat mag woll wän.“

. . . . . .

„Ick heww bannigen Hunger. Kannſt du mi hier up de Negte[1] woll'n Spieshus wieſen, wo ick wat Warms in't Liew krieg'?“

„Ja, dat kann ick woll. Kumm man her!“

„Wullt du nich 'n Teller Zuppen mitäten?“

„O, dat könn ick woll. Denn will'ck mi gau[2] 'n annern Rock öwertrecken.“

Als Hinrich fortgegangen war, atmete Vater Lohmann auf. Es war ja ſo weit alles ganz gut gegangen. Aber das Schlimmſte kam noch. . . .

---

1 Nähe. 2 ſchnell.

Nach einigen Minuten kam Hinrich zurück, und die beiden gingen quer über die Straße in ein Gasthaus. Als sie Platz genommen und das Essen bestellt hatten, sagte der Alte nach einigem Verlegenheitsräuspern: „Ick schöll di ok grüßen, van Muddern.“

„Danke, is se god toweg?“

„O ja, dat geiht all god.“

„Und de annern?“

„Süind alle munter .... Lieschen hett nudags[1] wedder 'n Duppellenner hat. Dat Kalw nimmt sick bannig up.“

„Soo. Vor twe Johren harr se ja ok all'n Duppelten.“

„Jea. Mi schall verlangen, wenn wi't düt Jahr ok wedder nah veerhunnert Pund henkriegt.“

„Dat wör schön, dat Kalwerfleesch gellt upstunns fiefundsöbentig Mark.“

„Und in Hamburg hewwt de Slachters all achzig betalt, heww ick man in de Zeitung lesen.“

Der Kellner brachte die Suppe. Lohmann faltete unter dem Tisch die Hände zum Gebet. Hinrich folgte seinem Beispiel, nachdem er sich scheu umgesehen hatte. Dann griffen sie nach den Löffeln.

---

1 neulich.

Dem Alten machte das Schlucken Beſchwerden. Als er einige Löffelvoll hinuntergewürgt hatte, hielt er plötzlich inne, beugte ſich über den Tiſch und ſagte leiſe, ſtarr in Hinrichs Teller ſehend: „Dat deit mi leed, dat ick domals in den Buſch . . . . mi'n bäten vergäten heww."

Hinrich rührte, ohne aufzublicken, mit dem Löffel in der Suppe, und eine jähe Röte flog über ſein Geſicht. Als der Vater ſeinen Löffel wieder in Bewegung ſetzte, aß er auch weiter. Aber der Alte leerte ſeinen Teller viel ſchneller. Das Schlucken ging jetzt prächtig.

„Dat wör'n feine Zuppen," ſagte er, den Teller fortſchiebend und ſich zurücklehnend.

Der Kellner trug die Suppe ab und brachte den Braten.

Indem Lohmann ſich ein Stück abſchnitt, ſagte er ſo beiläufig: „Wullt du nu wedder nah Hus kamen?"

Hinrich ſchwieg einige Sekunden, vor ſich niederſehend. Dann fragte er, ohne den Blick zu erheben: „Und min Brut?"

„Dat helpt denn woll nich, de mutt din Fro weern," ſagte der Vater, wobei er einen beobachtenden Blick nach dem Jungen ſandte.

In deſſen Zügen veränderte ſich nichts, und er ſagte bedenklich: „Wenn ſe't man deit. . . ."

„So? Well ſe't nich mehr?“ fragte der Alte ſchnell und ſah den Sohn geſpannt an. Eine frohe Hoffnung ließ ſein Herz höher ſchlagen. Aber dieſe wurde ſofort von Hinrich wieder zerſtört.

„So meen ick dat nich,“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ick weet nich, ob ſe wedder nah Lohhoff henmag. . . .“

„Worüm nich?“ fragte der Vater nach einer Weile.

„Weil du ehr ſo grow ſchrewen heſt. . .“

„Denn . . . denn, hm, mutt ick ehr woll 'n annern Breef achteran ſchriewen,“ meinte Lohmann nach einer langen Pauſe.

„Jawoll, dat well woll nich anners gahn.“

„. . . God, denn will ick ehr morrn glieks ſchriewen.“

Jetzt zum erſten Male ſahen Vater und Sohn ſich wieder voll und frei in die Augen. Der Alte wollte noch etwas ſagen, aber er ſchluckte es nieder und rief nur dem Kellner zu:

„Jung', fix 'n Buddel roden Wien!“

Nun aßen ſie eine Weile, tranken zwiſchendurch und ſchwiegen.

Als der Kellner, nachdem ſie auf den Pudding verzichtet hatten, den Tiſch abgeräumt hatte, räuſperte ſich der Vater, rückte unruhig auf ſeinem Stuhl hin und her und ſagte end-

lich: „Min Jung, ich hewv noch wat up'n Harten."

„Segg free herut," bat Hinrich.

„Dat ick di in düſſe Friegeree towedder wän bin, dat hewv ick dan ut Leew to di und to unſen olen Hoff, de all ſo lange Tieden bi unſe Fomilje wän is. Glöwſt du mi dat to?"

„Ja, dat weet ick."

„Du weeſt ja, wo dat gahn is mit minen olen Scholkameraden Schorſe, und wer doran ſchuld is, dat he ſinen groten Hoff hett verlopen möten. . . ."

„Ach Vader, kumm mi doch nich jümmer mit den olen Dämelklas und ſin verdreihte Wief an!"

„Wat in Delmsloh paſſiert is, dat kann ok in Lohe paſſieren. . ."

„Ach wat, dumm Tüg, ick bin keen ſo'n Slapmotz as Schorſe, und min Brut, darup kannſt du di faſt verlaten, hett Kopp und Hart an de rechte Stäe."

„Du biſt 'n jungen, hitzigen Keerl und verleewt bet öwer beide Ohren. Wat du noch allens belewen kannſt in düſſe ſlimme Tieden. . ."

„Ach wat Vader, wat heſt du jümmer mit din ſlimme Tieden! Wo ölliche Minſchenkinner ſick von Harten lew hewvt und ehre Arms rögt und up den Herrgott vertrut, da is ok hüdigen Dags gar keen ſlimme Tied. Dor is

de Tied noch juſt ſo god as in dine jungen Johren. Dat duntomalen allens bäter wän is, as hüdigen Dags, dat glöw ick gar nicht. Du wörſt domals man 'n jungen Keerl und biſt nu wat öller und kiekſt dat Lewen mit annere Ogen an."

„Doröwer will'ck mit di nich ſtrieden," wehrte der Vater ab. „Ji jungen Lüe ſind anners as wi Olen. Ji hewwt van all den olen neemodſchen Kram to väl in 'n Kopp. Aber wat ick man ſeggen woll, ick mutt unſen Hoff und Muddern und mi för alle Fälle ſichern. Is di dat recht, wenn wi de Sak ſo makt: Ick gew düſſe erſten Johren den Hoff noch nich aff, abers ji beiden kriegt för jo und jon Kinner free Eten und Drinken und jedes Johr dree-hunnert Daler bores Geld? Wenn ſick dat nu rutſtellen ſchöll, dat't mit din Fro gar nich gahn well, dann leſt du di mit dreedüſend Daler aff finnen und ſochſt di ſüſſen wat. Und din Broder Diedrich kriegt den Hoff. . . . Is di dat recht?"

„Dat is'n tweedüdlichen Kram," ſagte Hinrich, ſich mit der Hand die Naſe reibend. „Dor mutt ick mi erſt up beſinnen. . ."

„Du kannſt't drieſt riskieren," redete Vater Lohmann zu, „ick hewwt verleden[1] Johr ok wat

---

1 vergangenes.

toleert. Wat all paſſeert is, dat paſſeert nich wedder.“

Nach längerem Beſinnen fragte Hinrich: „Wenn't nu doch mal nich gahn ſchöll, kannſt du uns denn nich veerdauſend Daler mitgewen?“

„Nee, dat is to väl. Denn weerd de annern Kinner benahdeeligt .... Abers god, weil du de Öllſte biſt, den de Hoff tokummt, wöt wi dreedauſend und fiefhunnert ſetten.“

„God, Vader ... muſt mi abers noch to-ſeggen, dat de Sak ganz ünner uns bliwt. Min Brut und ok Mudder dröwt nix darvan wies-weern. Nu nich, und ok nahher nich.“

„God.“

„Wöt wi de Sak ſchriftlich maken?“

„Nee, Wort und Handſlag is nog. Alſo dreehunnert Daler för't Johr und dreedauſend fiefhunnert Daler bi'n Afftog!“

Darauf reichten ſie ſich die Hände.

„Kummſt du nu glieks mit to Muddern?“ fragte der Alte, glücklich darüber, daß er die Angelegenheit ſo glatt geordnet hatte.

„Düſſen Mand[1] mutt ick hier noch utholen. Wenn du morrn ſchriewen wullt, reiſ' ick öwer-morrn nah min Brut.“

---

1 Monat.

„Und wenn ſchall ick Hochtied gewen?“

„Och, Vader, meenſt du, düſſen Harwſt all?“ fragte Hinrich, freudig überraſcht.

„Ja, dat meen ick. De Wäk nah Michelje, paßt di dat? Et ſünd noch ſöben Wäken.“

„Min lewe, beſte Vader,“ flüſterte Hinrich mit geröteten Wangen. „Ick will't ehr ſeggen . . wenn't ehr nich gor to gau kummt? . . .“

Die zwei Stunden, die Vater Lohmann noch bis zum Abgang ſeines Zuges blieben, verwandten die beiden auf Hinrichs Rat zu einer Rundfahrt durch die Stadt. Der Sohn ſpannte die beſten Pferde an, und der Alte nahm an ſeiner Seite auf dem Kutſcherſitz Platz. Wie hatte Hannover ſich vergrößert und verſchönert — trotz 66! Nur der Waterlooplatz mit der Waterlooſäule war noch ſo ziemlich wie in der alten guten Zeit. Aber als nun die preußiſchen Pickelhauben aufmarſchierten, und preußiſche Unteroffiziere über den Platz hinſchnarrten, gefiel's Vater Lohmann auch hier nicht mehr. Er war froh, als Hinrich ihn auf dem Bahnhof abgeliefert hatte und die Eiſenbahn ihn der Steinwüſte entführte, und noch wohler wurde ihm, als ſie ihn erſt wieder durch die unabſehbaren Weiten blühender Heide trug. Ein Reiſegefährte wollte ein Geſpräch mit ihm anfangen. Aber er wich aus. Er ſchrieb in Gedanken den Brief an ſeine Schwiegertochter.

Ach, dieſer machte viel mehr Arbeit, als der damals mit kochendem Blut hingeworfene. Als Schwiegervater durfte man ſich doch nicht zu viel vergeben, wenn man Herr im Hauſe bleiben wollte.

Achtes Kapitel.

„Johmanns Hinrich is wedder to Hus," hieß es in Wiechel. Der Stationsvorſteher von Elldingen hatte es Cord Stallbom erzählt. Und Katen-Lene, die mit dem Stutenkorb ging, war ihm begegnet und trug die Neuigkeit von Haus zu Haus.

„He hett nu doch nahgewen und van de Deern laten," meinten einige. „Nee, de Ol' hett nahgewen und giwt nahſtens Hochtied," wollten andere wiſſen. „Ach wat," hieß es dann wieder, „de Bur is'n ganzen Hartköppten. Wat de enmal nicht well, dor krigt em ſülwſt de Dübel nich to." „Wi wöt't aftöwen[1]; de Sak mutt ſick jo bald utwieſen," beruhigten die beſonnenen Leute.

Dieſer Ungewißheit machte eines Sonntags der Paſtor ein Ende, als er nach der Predigt aus ſeinem Abkündigungsbuche vorlas:

„Es ſind auch Perſonen vorhanden, welche

1 abwarten.

gewillt ſind, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und werden aufgeboten heute zum erſtenmal:

Als Bräutigam der ehr= und achtbare Jung=geſell Hinrich Ernſt Auguſt Lohmann, Hausſohn in Lohe, des Vollhöfners Jürgen Chriſtoffer Lohmann daſelbſt ehelicher Sohn,

und als Braut die ehr= und tugendſame Jungfrau Elſe Wilhelmine Louiſe Riewitz, des weiland Anton Riewitz, Ökonomen in Delms=loh, eheliche Tochter."

Hier und da ſtießen Nachbarinnen ſich an und tauſchten bedeutungsvolle Blicke. Die Köpfe wandten ſich nach Lohmanns Kirchenſtänden, aber da ſaßen im Mannsſtuhl nur der Knecht und in dem Frauenſtuhl zwei Mägde. Einige von denen, die doch recht gehabt hatten, lächel=ten triumphierend.

Endlich ſpielte der Küſter den Ausfeger, und das wichtige Ereignis konnte draußen ge=nügend beſprochen werden. Faſt überall, wo das geſchah, bildeten ſich zwei Parteien. Die Schwarzſeher, die in der Mehrzahl waren, ora=kelten: „Gliek und Gliek geſellt ſick geern, abers Ungliek giwt Unglück. Dat hewwt wi an Delms=loh ſehn." Die andern meinten: „Ach wat, Hinrich is'n fixen Keerl, de well woll uppaßt hewwen, dat he eene krigt, de to bruken is." „'n klok Hohn leggt ok mal in de Netteln,"

meinten die erſteren, die natürlich das letzte Wort behalten mußten.

Eine Frage, die viele beſchäftigte, war die: „Wenn wi ok woll wat affkriegt van de Hochtied?“

In dieſer Erwartung täuſchten ſich ſehr viele. Hinrichs Bruder Diedrich, der als Hochzeitsbitter einen mächtigen, von der neuen Schwägerin überſandten Strauß aus künſtlichen Blumen an der Mütze trug, hatte nur den allernächſten Verwandten und Freunden der Familie Einladungen zu überbringen. Das gab wieder viel Murren und Hecheln. Wenn der Anerbe eines ſo großen Hofes freite, mußte nach Brauch und Herkommen faſt die ganze Gemeinde mitfeiern.

Am Freitag nach Michaelis fuhren drei Wagen in Wiechel ein, ohne Piſtolenknallen, ohne Juchzer. Und nur ein Dutzend Hochzeitsgäſte ſtellten ſich um das Brautpaar vor den Altar. Die vielen neugierigen Weiblein ſamt einigen weſensverwandten Männlein, die ſich auf den Emporen eingefunden hatten, um Toilettenſtudien zu machen, waren ſehr enttäuſcht. Die Braut trug unter dem weißen Schleier ein ſchlichtes, ſchwarzes Kleid. Die Schneidermamſell von Wiechel, die ſonſt alle Brautkleider der Gemeinde nähte, ſtellte mit Genugtuung feſt, daß es nicht einmal beſonders ſaß. Snieder-

korl, der auch in der Kirche war, hatte wenigſtens für den entgangenen Freiwerberlohn den Troſt, daß er an dem Bräutigamsanzug, der wie angegoſſen ſaß, gut verdient hatte.

Und nun tritt der alte Paſtor vor den Altar. Die Neugierigen ſpitzen die Ohren. Was er wohl ſagen wird? Es iſt doch ein beſonderer Fall. Aber der Alte wird doch ſchon recht alt und ſchwach, er ſpricht ſo leiſe, daß die auf den Emporen faſt kein Wort verſtehen. Nur Katenlene, die ſich ganz vorne an geſetzt hat, behauptete nachher, der Paſtor habe dem Pärchen einige nette Stiche gegeben. Das hätte er dem Lohbauern zuliebe getan, von dem ja jeder wiſſe, wie er zu der Sache ſtehe. Und ſo leiſe hätte er das gemacht, um es nicht für alle Zeit mit den jungen Leuten zu verderben. Mit den Großen wolle ſo ein Paſtor es ja nicht gern verſchütten.

Nur als der greiſe Paſtor an die beiden die Frage ſtellte, ob ſie einander als eheliches Gemahl haben wollten, „ſich zu lieben in Heiligung und Ehren und in Treuen zu meinen,“ klang ſeine Stimme voll und ſtark, und die Antwort war ein lautes, feſtes, fröhliches Ja. „Öllich frech“ hätte es ſich angehört, meinte nachher Stutenlene, der niemand jemals ein ſolches Ja abverlangt hatte, die aber als ſtändige Zeugin aller Jas in der Gemeinde genau

wußte, in welcher Stärke und mit was für einem Tonfall ein anſtändiges Trauungs-Ja herauskommen mußte.

Die Hochzeitsgäſte beſtiegen ihre Wagen, auch der Paſtor und ſeine Frau kletterten mit auf. Dann ging's in ſcharfem Trabe zum Dorf hinaus.

Eine Gruppe Frauen gab ihnen mit Augen und Zungen das Geleit. Stutenlene war in ihrem Element. Nachdem ſie ihre Beobachtungen bei der Trauung mitgeteilt hatte, fuhr ſie fort: „Jgitte, ſon groten Buern und ſon Hüſſelhochtied[1]. Dat geiht gewiß nicht god. Tüſchen em und ehr nich, und mang de Olen und de Jungen nu all gar nich. Hewwt ji woll ſehn, wat de Bur för'n Geſicht makte? Gor nich, as bi'n Hochtied, juſt as up'n Dodenbeer[2]."

„Katenlen'" ſagte eine ältere Frau, „wat du jümmer to heckeln heſt! Min Trina hett lange deent in Delmsloh und is ok to Hochtied nödigt. De ſeggt, de junge Fro harr man'ne lüttje Hochtied wollt, van wegen ehren Vader. Und Trina meent ok, ſe wör'n ganz rejalig Minſchenkind; de ſchöll ſick da woll rin finnen up Lohhoff."

„Soo? Dat ſeggt Trina?" ziſchte die alte unbegebene Deern. „Na, wi wöt ſehn, wer

---

1 Häuslingshochzeit. 2 Totenbier.

recht beholt, din Trina, dat junge unbedarwte Ding, oder Katenlen', de dat Leben und de Lüe kennt.“ —

* * *

Karo lief ſchwanzwedelnd und allerhand geheimnisvolle Düfte einſchnubbernd durch den Loher Wald. Plötzlich, als ob er ſich beſonnen hätte, bog er rechts ab und verſchwand in dem dichteren Unterholz. „Er kennt den Weg noch,“ ſagte fröhlich lachend Hinrich Lohmann, der mit ſeiner jungen Frau — es war am Tage nach der Hochzeit — hinter dem braven Vierfüßler her durch den Wald kam. Und nun bog er das Dickicht aus einander, ſo daß ein grünes Tor entſtand, ließ ſeine Frau eintreten und folgte dann ſelbſt. Und nun waren ſie wieder an ihrer alten, lieben Stätte.

„Hier haſt du damals geſeſſen, im Mai, als die Nachtigall ſang,“ ſagte Hinrich, ſie zu ihrem alten Plätzchen leitend. „Und ich ſetze mich wieder hierher.“ „Aber ein bißchen näher heran als damals,“ bat ſie ſchelmiſch. „Ja, ganz nahe heran!“ ſagte er mit hellem Aufleuchten ſeiner Augen und ſchmiegte ſich eng an ihre Seite.

Es war einer jener herrlichen ſommerlichen Nachmittage, wie der Herbſt ſie zuweilen noch einmal beſchert. Von oben flutete goldigſtes Licht in den Waldwinkel, und goldig glitzerte

das Bächlein, das hier und da zwiſchen dem Buſchwerk ſichtbar wurde. Goldige Farbentöne ſterbender Blätter miſchten ſich in das müde Grün, das noch die Vorherrſchaft hatte. Zuweilen löſte ſich ein goldiges Blättlein und ſchwebte leiſe zur Erde. Und in all dieſem flimmernden, fließenden, fliegenden Gold ſaßen ſtummſelig die beiden glücklichen Menſchenkinder, und vor ihnen lag, im Bunde der dritte, auf weichem Moosteppich der Hund, deſſen lange, braune Haare die Herbſtſonne ebenfalls vergoldete, behaglich hachelnd.

„Du," ſagte Hinrich, endlich ein langes, glückliches Schweigen brechend, „weißt du, wer uns beide eigentlich zuſammengeführt hat?"

„Na?"

„Karo," ſagte Hinrich.

Karo dankte für dieſe Anerkennung durch Schwanzwedeln.

„Ich hatte in dieſem dichten Buſch nichts zu ſuchen und hätte dich nie hier gefunden, da hat Karo dich aufgeſtöbert," fuhr Hinrich fort. „Karo, du alter guter Eheſtifter, komm mal her!"

Karo näherte ſich, verlegen ums Maul leckend und langſam mit dem Schwanz wedelnd, und legte die Vorderpfoten ſeinem Herrn auf die Kniee. Der aber nahm ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände und tollte ihn liebkoſend:

„Hab' Dank, alter Kerl! Wenn du mir auch manchen Junghaſen totgebiſſen haſt, das haſt du auf einmal alles wieder gut gemacht.“ „Auch von mir hab' ſchönen Dank, mon ami, mon ami,“ ſagte die junge Frau, dem Hunde das Fell ſtreichelnd. Und Karo machte ſich ſchnell daran, die Stiefel ſeiner neuen Herrin zu belecken. Seine gute Naſe hatte ihm längſt verraten, daß dieſe mit einer ſehr aromatiſchen Wichſe behandelt waren.

„Glaubteſt du damals, als Karo mich hier aufſtöberte, daß du was Rechtes gefunden hätteſt?“ fragte die junge Frau und ſah dabei ihren Mann ſchalkhaft von der Seite an.

„Das iſt ſo 'ne Frage . . .“ meinte er, verſchmitzt lächelnd. „Und du?“

„Ich habe mich furchtbar geärgert, daß ihr beiden mein heimeliges Verſteck entdeckt hattet. Na, und als du dich mit meinem Gedicht befaßteſt! — — Weißt du noch, wie's anfing?“

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen.
Da ſind von ihrem ſüßen Schall,
Da ſind in Hall und Widerhall
Die Roſen aufgeſprungen,“

ſagte Hinrich mit ſchlichtem, warmem Empfinden.

„Kuck mal an! Wie ſchön du das behalten

haſt! Und wie fein du das nun ſagen kannſt! Aber damals war's, als wenn einer mit Holzſchuhen durch ein feines Blumenbeet trampt. . .“

„Du biſt ja ſehr aufrichtig. Dann will ich dir auch ehrlich ſagen, was ich gedacht habe. Als du mit deinem Zungenſchlag über alles und noch was dazu deine Meinung abgabſt, mußte ich immer an die großen weißen Vögel auf unſerm Hofe denken, die ſo'n ſchönen langen Hals haben und ſich immer ineinemfort was erzählen: Schnatt, ſchnattſchnatt.“

Ein ſchallender Klaps traf ſeine Hand. Mit einem ‚Au!‘ zog er ſie zurück.

„Aber etwas anderes war auch ſchon mit dabei,“ fügte er in verändertem Tone hinzu.

„Bei mir auch . . .“ ſagte ſie nachdenklich.

Da blickten ſie ſich an, und ſuchten dieſes Etwas in ihren Augen und ſahen es ſtill leuchten und freuten ſich.

Da fielen Hinrich, wie er ſo in ihre Augen ſchaute, plötzlich die Worte des Gedichts ein, das er damals hier zum beſten gegeben hatte. „Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein ſchön.“ Und auf einmal verſtand er das ganze Gedicht. „Ich ging im Walde ſo für mich hin, und nichts zu ſuchen, das war mein Sinn,“ ſagte er fein und zart, ſo ganz anders als vor vier Jahren, „und da habe ich das allerſchönſte Blümlein der ganzen Welt gefunden, und geſtern

habe ich's bei mir eingepflanzt, und da zweigt's und blüht's ſo fort."

Und ſie hielt nicht wie einſt ein Examen über Literaturgeſchichte, ſondern ſagte nur: „Du lieber, guter Gärtner du!"

Da nahm der Gärtner das Blümlein und küßte es, dreimal, ganz fein und zart. . . .

Er hatte ihre Hand in der ſeinen behalten und betrachtete mit Verwunderung das ſchmale, wohlgeſtaltete Ding, das ſich von der rauhen, braunen Umfaſſung ſo weiß und fein abhob. Und das gehörte ihm nun? War's möglich? War's nicht nur ein ſchöner Traum? Er drückte die kleine Hand, da ſagte die Beſitzerin ‚Au', da öffnete er die mächtigen Arme und drückte den ganzen herrlichen Beſitz feſt an ſich. Nein, es war kein Traum. Es war volle, ganze Wirklichkeit. . . .

Nun ſaßen ſie wieder ſtill nebeneinander, und die junge Frau ſchaute ſinnend auf ein nahes Fuhrenbäumchen. Es war dasſelbe, das ihr mit ſeinem Knick und trotzdem fröhlichen Wachstum vor einem Jahr, als ſie von dieſer Stätte Abſchied nahm, allerlei Tröſtliches geſagt hatte. Auch in dieſem Frühling hatte es wieder einen tüchtigen Schuß gemacht.

Sie fuhr mit der Hand wie liebkoſend an ſeinen Nadeln entlang und fragte: „Kannſt du dich auf dieſes Bäumchen beſinnen?"

„Nee," lachte Hinrich, „das kannſt du nicht verlangen. Hier gab's damals was Schöneres zu ſehen, als ſo'n ollen Fuhrenkröppel."

„Ja, gebrochen iſt das Bäumchen," fuhr ſie ernſthaft fort, „und Harz fließt aus der Bruchſtelle. Aber dennoch iſt es fröhlich weitergewachſen. Es hat doch wieder den Kopf nach oben gekriegt. . . . ."

„Warum ſagſt du das?" fragte er, jetzt auch ernſthaft.

„Ich denke an mich und an mein Leben. . . Durch das, was damals mit drin war, bin ich aus dem Träumen und Schwärmen heraus gewachſen. . . Weißt du noch, was für eine Predigt du mir das zweite Mal gehalten haſt, von den Immen und Drohnen? . . . Da fing das Bäumchen an, mit dem Leben zu kämpfen. Dann aber kam der Sturm und brach es ab. . . Aber in ſolchen Zeiten ſieht man dem Leben auf den Grund und guten Menſchen ins Herz. Und nicht bloß guten Menſchen, auch dem Herrgott. Du, ſoll ich dir mal was ſagen? Ich habe früher nicht viel von ihm gewußt. Ich wußte eigentlich nicht mal ganz gewiß, ob's überhaupt einen gäbe. Aber ſeit der Nacht, in der ich mit deiner Mutter am Sterbebette meines Vaters ſtand, glaube ich an ihn. Hinrich, wenn's keinen Herrgott gäbe, dann gäbe

es auch ganz gewiß keine ſolchen Menſchenkinder, wie unſere Mutter.“

Hinrich ſah ihr verwundert in die Augen. Daß ſie leuchtende Augen hatte, wußte er ja längſt. Aber ein ſo tief heraufkommendes und ſo warm zu Herzen gehendes Leuchten hatte er in ihnen noch nicht geſehen. Es war ein großes, ſtilles Leuchten. Er dachte an ſeine Mutter und an den Herrgott und an ſeine Frau, und ſeine Gedanken und die heißen Gefühle ſeines Herzens gingen zwiſchen dieſen dreien immer hin und her, und er ſagte kein Wort und ſaß feierlich an ihrer Seite. . . . . So tief als in dieſer halben Minute, da ſie ſchweigend nebeneinander auf der Thymianbank ſaßen, hatten die beiden ihr junges Glück noch nicht empfunden. Es war etwas Großes, Unnennbares mit darin, es war Seligkeit und Ewigkeit zugleich.

Endlich fuhr ſie leiſe fort: „Und der liebe Gott und gute Menſchen haben mir geholfen, daß ich den Kopf wieder in die Höhe gekriegt habe. . . Und das, was alle die Zeit tief im Herzen geſeſſen hat . . .“

„Die Liebe,“ ſagte Hinrich bewegt. „Und die ſoll uns auch weiter helfen. . . .“

„Ja.“

„Dann laß die Stürme nur kommen.“

„Was meinſt du?“ fragte ſie und ſah ihn verwundert an.

„Dann können die Stürme kommen,“ wiederholte er.

„Stürme jetzt? Ich meinte, nun wären wir im Hafen.“

„Wir werden es nicht leicht haben,“ ſagte Hinrich düſter.

„Wie du auf einmal biſt!“ ſagte ſie ängſtlich.

„Es iſt am beſten, wir machen uns gleich heute die Sache klar. . . . Haſt du geſtern Vater wohl mal angeſehen?“

„Ja, öfter als einmal; es ſchien, er fühlte ſich nicht ganz wohl.“

„Es iſt ihm furchtbar ſchwer geworden, uns ſeinen Segen zu geben.“

„Soo? Er ſchrieb mir doch für ſeine Art ganz lieb und herzlich. . . . Ich meinte, nun wäre alles gut.“

„Wir beide werden es nicht leicht haben,“ ſagte Hinrich wieder, und ſah ernſt vor ſich hin.

„Nun, wenn ich ſeine Liebe noch nicht habe, muß ich ſie mir durch Liebe gewinnen,“ ſagte die junge Frau mutig und warm.

„Ja, aber nun darfſt du nicht denken, daß du den ganzen Tag mit Papa, Papachen, Väterchen, Vatting um ihn herum ſein mußt. Das

hält er für Albernheit, und es ist ihm in der Seele zuwider. Und denn wollen wir uns, wenn er dabei ist, doch nicht küssen. . . Ein Kuß von dir ist ja das Süßeste, was es auf der Welt gibt" — und gleich holte er sich deren drei — „aber Vater hält solche Küsserei für Kinderei."

„Was?" rief sie mit komischem Entsetzen, „nicht mal küssen dürfen sich bei euch Mann und Frau? Und nicht mal in den Flitterwochen?"

Hinrich antwortete ernst: „Du bist in ein Lüneburger Bauernhaus gekommen, und da hilft alles nichts, du mußt dich an Lüneburger Bauernart gewöhnen. Nicht gerade meinetwegen. Ich mag dich just so am liebsten, wie du bist und dich gibst. Aber wegen Vater und Mutter, vor allem wegen Vater. Die beiden sind alt und können sich an fremde Art nicht mehr gewöhnen. Aber wir beide sind jung. Wir können uns eher schicken. Und als Kinder müssen wir's auch. — Es ist nichts schrecklicher, als wenn in einem Hause die Alten und die Jungen nicht mit einander auskommen können. Wenn das auch bei uns so werden sollte, bin ich dafür, daß wir einpacken und uns anderswo unser Brot suchen. . . . ."

„Hier von diesem schönen Hof weg?" rief

die Frau erſchrocken. „Das kann doch keiner verlangen. Du biſt ja der Erbe.“

„Ja .... das bin ich ja woll,“ ſagte Hinrich gedehnt. Dann fügte er lebhafter hinzu: „Wir wollen ja auch hoffen, daß alles gut geht. Die Hauptſache iſt, daß wir beiden erſt einmal treu zuſammenhalten. ... Nicht wahr, du nimmſt mir's nicht übel, wenn ich dich die nächſte Zeit mal ſo'n bißchen in die Schule nehme?“

„Alſo ewig an mir herummäkeln und herumerziehen willſt du?“ ſchmollte die junge Frau. „Das ſind ja ſchöne Ausſichten.“

Hinrich ſagte ſehr ernſt: „Du mußt dich an des Landes und Hauſes Brauch gewöhnen, in das du hineingefreit haſt. Da hilft alles nichts. Du kannſt nicht verlangen, daß wir uns alle nach dir umwandeln. Vater will ein Bauer bleiben, und glaub' mir, ich will's auch. Auch ich habe keine Luſt, den feinen Herrn und Gutsbeſitzer zu ſpielen. Solche haben wir hier in der Heide ſchon genug gehabt. Aber von Beſtand iſt ſolche Art nicht.“

Sie rückte von ihm ab, ſah ihn entſetzt an und rief: „Heinrich!“

Er ſah ihr erſchrocken ins Geſicht. Dann ſagte er: „Vergieb! An deinen Vater habe ich dabei wirklich mit keinem Gedanken gedacht. Ich wollte bloß ſagen, wir Lohmanns

wollen Bauern bleiben bis an den jüngſten Tag, und dagegen kann auch meine lüttje Frau nichts machen. De mutt nu mal mit de Buern buerſch leben.“

„Aber Heinrich, man muß doch auch für den geſunden Fortſchritt ſein.“

„Bitte, Kind, nenn mich nicht immer Heinrich! Ich heiße, wie mein Großvater geheißen hat, Hinrich.“

„Hinrich — aber das iſt ja plattdeutſch, und wir ſprechen doch hochdeutſch miteinander,“ ſtieß ſie heraus.

„Du haſt nun mal einen Plattdeutſchen und einen Hinrich geheiratet. Wenn dir der bäueriſche Hinrich nicht paßte, mußteſt du dir das früher überlegen.“

„Na, man nicht gleich ſo grob! Alſo Hinrich — Hinrich, Hinrich, daß ich's behalte — ich meine, wir Bauersleute brauchten doch nicht gegen den geſunden Fortſchritt zu ſein.“

„Wollen wir auch gar nicht. Ein Ackerſtück, das etwas feucht liegt, haben wir vor zwei Jahren drainiert. Bei deinem Vater hatte ich geſehen, wie gut das iſt für das Land. Und künſtlichen Dünger brauchen wir nun auch viel. Wir haben bei euch geſehen, wie Hafer und Klever danach geilt. Und auch ſonſt iſt Fortſchritt. Als ich ein ganz kleiner Junge war und die Großeltern noch das Regiment

hatten, wurde eine große Suppenſchüſſel mitten auf den Tiſch geſtellt, und da langte alles mit den Holzlöffeln hinein, alt und jung, Herrſchaften und Dienſtboten.“

„Igittegitt, das könnte ich nicht, und wenn mir einer hundert Mark gäbe,“ meinte ſie, zuſammen ſchaudernd.

„Na, ſo ſchlimm iſt das doch nicht. Menſchen ſind wir ja alle. Aber das iſt ja nun auch bei uns großen Bauern nicht mehr Mode. Jeder hat ſeinen eigenen Teller und Meſſer und Gabel. Du ſiehſt alſo, auch bei uns Bauern iſt Fortſchritt.“

„Aber immer langſam voran, immer langſam voran, daß der Lüneburger Bauer mitkommen kann,“ trällerte ſie.

Es verdroß ihn, daß ſie ſeine Bitten ſo wenig ernſt nahm. Deshalb legte er ſeine Hände feſt auf die ihren, die ſie im Takt der Melodie auf und ab bewegt hatte, und wiederholte mit Nachdruck: „Ja, das ſtimmt: immer langſam voran! Alle Neuerungen allmählich und ganz vorſichtig! Denke immer daran, noch iſt mein Vater der Bauer und meine Mutter die Frau. Ich bin eigentlich nur der erſte Knecht . . .“

„Und ich? Ich bin denn wohl die erſte Magd?“

„Ja, ſo iſt es ganz genau.“

„Na, nun ſage ich gar nichts mehr," ſagte die junge Frau, ſich abwendend. Hinrich wußte nicht, war das Scherz oder Ernſt.

„Es iſt nun mal," ſagte er, „ein Haushalt, und da können nicht zwei Herren und zwei Frauen das Kommando haben. Das wird ja ſpäter anders, nach ein paar Jahren, wenn Vater abgibt und aufs Altenteil zieht. Aber fürs erſte iſt es einmal ſo, und ich bitte dich von Herzen" — dabei drückte er ihre Hände, die er feſthielt, mit einem warmen, ſtarken Druck, — „ſchicke dich da hinein! Sonſt wird's böſe. Tu's mir zu Liebe! . . . Willſt du?"

Sie ſah ihm in die ernſten, bittenden Augen und ſagte dann: „Ja, dir zu Liebe tue ich alles."

Da ſchloß er ſie in die Arme und jubelte: „Das wußte ich ja. Dieſe ganzen Wochen hat mir dies wie ein Stein auf dem Herzen gelegen. Und nun freue ich mich, daß er herunter iſt . . ."

Sie ſah ihn verwundert an. Endlich ſchien es ihr aufzudämmern, wie wichtig dieſe Sache ihm war . . .

Sie erhoben ſich und traten den Rückweg an. Die junge Frau hing ſich in den Arm ihres Mannes, und dieſer drückte den ihren feſt an ſich. „Hier im Buſch, wo's keiner ſieht,"

ſagte er lächelnd, „dürfen wir uns auch mal einhaken.“

„Dürfen wir das denn ſonſt nicht?“ fragte ſie verwundert.

„Nee, das würde ſchönen Spektakel geben!“ rief Hinrich. „Wenn der Bauer mit ſeiner Frau über Land geht, dann marſchiert er vorauf und ſie drei Schritte hinterher“.

„Was habt ihr hier für entſetzliche Moden!“ rief ſie, mit dem Fuße einen Tannenzapfen fortſchleudernd. „Und dieſe Verrücktheit wollen wir auch mitmachen?“

„Nee,“ ſagte Hinrich, über ihre Aufregung beluſtigt, „wir wollen's ruhig wagen, neben einander zu gehen, aber einhaken wollen wir uns nicht.“

„Aber Hinrich, wozu iſt man denn bloß Mann und Frau, wenn man ſich nicht mal einhaken und küſſen darf?“

„Och lüttje Kind,“ begütigte er ſie, indem er ihre Hand ſtreichelte, „reg di man nich up! Et giwt jo ok Tieden und Gelegenheiten genog, dar ſchert wi uns den Dübel wat üm de Minſchen und ehre Moden.“

Tags darauf, am erſten Sonntag der Ehe hielt das junge Paar nach der Sitte der Gemeinde ſeinen „Kirchgang“. So iſt's ſeit Alters in Wiechel, der erſte Beſuch der Jungverheira-

teten, und ſpäter der erſte Beſuch der jungen Mutter, gilt dem Herrgott in ſeinem Hauſe.

Bruder Diedrich fuhr, Hinrich ſaß im blitzblanken Hochzeitszylinder neben ſeiner Frau. Potztauſend, wie hatte ſich in den wenigen Tagen die Welt geändert! Von den Fußgängern, die das flotte Gefährt überholte, griffen einige wirklich und wahrhaftig an die Mütze. Das machte die neue Würde, die von dem glattgebürſteten Zylinderhut ſtrahlte, das machte die junge Frau, die freundlich lächelnd zur Rechten und zur Linken grüßte, das Leben und das Glück in den Augen.

Die ſauber geſtriegelten Braunen mit dem friſch lackierten Lederzeug trappelten in munterer Gangart über das Straßenpflaſter von Wiechel und hielten mit ſcharfem Ruck vor Cord Stallboms Gaſthaus.

Als das Pärchen ausſtieg, nahm die Frau unwillkürlich des Mannes Arm. Der aber machte ſich leiſe frei, und ſie lächelten ſich zu.

Bei Cord Stallbom waren vor der Kirchzeit zwei lange Kaffeetiſche gedeckt, einer für die großen Bauern im Entreezimmer, und ein zweiter in der Gaſtſtube für die kleinen Leute. Je nach dem Stande ſtärkte man ſich hier oder dort für den langen Gottesdienſt durch eine Taſſe Kaffee und ein Stück Butterkuchen.

Die beiden traten in das Entreezimmer.

Er voran, ſo gehörte ſich das hier. „Gon Dag alltohopen!“ rief er friſch in den Kreis hinein, „guten Dag!“ echote ſeine Ehehälfte hinter ihm. Vom Tiſch antwortete ein reſerviertes Grummeln, und einige ſcheue Blicke, die man auch für mißtrauiſche halten konnte, flogen den Eintretenden entgegen. Hinrich führte ſeine Frau an einen unbeſetzten Platz der Frauenſeite und ſagte: „Na Rungenmudder, min Fro kann ja woll bi Jo ſitten.“ Dieſe führte gerade die Kaffeetaſſe zum Munde, gab aber durch ein ſchwaches Kopfnicken zu erkennen, daß ſie keinen Widerſpruch erhob. Er begab ſich an das obere Ende des Tiſches, wo die Männer ſaßen.

Die junge Frau hatte auf dem Vorplatz bei einem Blick durch die ſich zufällig öffnende Tür den Eindruck gehabt, daß drinnen eine muntere Unterhaltung im Gange war. Jetzt war dieſe gänzlich verſtummt; nur bei den Männern fiel, von Hinrich hervorgerufen, hin und wieder eine Bemerkung. Die Frauen, alte und junge, ſaßen ſtockſteif auf ihren Stühlen und führten abwechſelnd die Taſſe und den Butterkuchen zum Munde. Die neugebackene Bauerfrau hatte das Gefühl, daß ſie etwas ſagen müßte. Aber ſie ſcheute ſich, ihr Hochdeutſch in dieſe plattdeutſche Geſellſchaft hineinplumpſen zu laſſen. Und wie leicht konnte denn auch etwas über ihre Lippen kommen, was zu

ſagen bei dieſer Gelegenheit keine Mode war. Es überfiel ſie ein Frieren bei dem Gedanken, daß ſie nun alle ihre Lebtage dieſem ihr ſo fremden Kreiſe angehören ſollte. Ja, Hinrich, der paßte zu dieſen Leuten, aber ſie würde unter ihnen ewig eine Fremde bleiben.

Einige der Frauen ſtanden auf und nahmen aus einem Wandſchrank Hutſchachteln. Aus dieſen hoben ſie ſehr behutſam ihre Hüte, die ſie ſich dann unter gegenſeitiger Hülfeleiſtung aufſetzten. Die Fremde ſah verwundert dieſem Beginnen zu. Alſo dieſe guten Frauen brauchten ihre Hüte nur für den lieben Gott am Sonntag Morgen, alle übrige Zeit ruhten dieſe friedlich in Cord Stallboms Wandſchrank. Das iſt praktiſch und ſparſam, dachte ſehr beluſtigt die junge Frau und ſuchte durch Augenzwinkern Hinrichs Aufmerkſamkeit auf die ergötzliche Kopfbedeckungsſzene zu lenken. Aber der machte ein fragendes, verſtändnisloſes Geſicht. — Er war doch eigentlich auch ein rechter Bauer. —

Hinrich ſah nach ſeiner Uhr, ſtand auf und ſagte leiſe zu ſeiner Frau: „Wir müſſen jetzt.“ Schnell erhob ſie ſich, murmelte etwas wie Adieu und atmete erleichtert auf, als ſie die Tür hinter ſich hatte.

Sie gingen quer über die Straße zum Pfarrhaus. Hier ließ Hinrich ſeine Frau voran

treten; denn das wußte er auch, daß es ſich hier ſo gehörte.

„Ach da ſind Sie ja, liebe Frau Lohmann,“ jubelte die kleine kregele Frau Paſtorin und nahm ihre beiden Hände, „guten Morgen, junger Ehemann! Bitte, treten Sie hier herein! — Liebes Kind, wie gefällt es Ihnen denn in Lohe und in dem jungen Eheſtand? Ach, es war ſo eine reizende Feier, Ihre Hochzeit. So urgemütlich, . . . ich mag die alten großen Rieſenhochzeiten gar nicht. Das ſind ja doch bloß Abfütterungen. Aber bei Ihnen war's zu nett. Mein Mann und ich haben geſtern noch den ganzen Tag davon geſprochen . . . Und nun will ich Ihnen ſchnell eine Taſſe Bouillon holen. Mein Mann macht's etwas lang in der Kirche. Damit ſtärke ich ihn immer, daß er's aushält. Lohmann, wollen Sie nicht erſt zu meinem Mann gehen? Nachher, wenn's läutet, geht er gleich in die andere Stube und ſegnet die Wöchnerinnen ein.“

Hinrich begab ſich in die Studierſtube, um den Paſtor zu bitten, daß er „ihn und ſeine Frau mit ins Gebet nähme,“ die alte Dame zuckelte mit ihren kurzen Schritten in die Küche, und die junge Frau ſaß gemütlich lächelnd in ihrer Sofaecke und ſah ſich in dem behaglich eingerichteten Raume um. Ja, hier war's gemütlicher, als drüben im Entreezimmer. Hier wurde es einem warm ums Herz, wenn auch

an dieſem friſchen Oktobermorgen nicht geheizt war. — Es iſt doch eine ſchöne Sache um etwas Geſchmack und Bildung. Lohmanns und auch der gute Hinrich . . .

Weiter kam ſie mit ihren Gedanken nicht, denn Hinrich trat durch die eine Tür ein, und durch eine andere die Frau Paſtorin mit zwei dampfenden Bouillontaſſen. Und nun ſaß das junge Paar im Sofa, und Frau Paſtorin vor ihnen im Seſſel, und ihre herzensguten, lebhaften Augen ſprangen von einem zum andern, und ſie ſchwärmte von dem Glück und der Seligkeit der Flitterwochen, und die beiden, die dieſe glückſelige Zeit eben durchkoſteten, hörten lächelnd zu — daß ſie ſo ſchön ſei, hatte Hinrich kaum gewußt —, und die Sonne lachte ins Fenſter, und die Glocken läuteten jubelnd darein, und der Kanarienvogel im Bauer ſchmetterte ſein ſchönſtes Lied. —

Es hatte ſchon einige Minuten ausgeläutet, als Hinrich ſagte: „Frau Paſtorin, nun müſſen wir aber zur Kirche. Sonſt ſchilt Herr Paſtor.“

Durch den Pfarrgarten gingen ſie Arm in Arm. Keiner dachte in dieſem Augenblick daran, daß ſich das nicht gehörte. Und es hat's zum Glück auch niemand geſehen, außer der Frau Paſtorin, die ihnen bis vor die Tür das Ge-

leite gegeben hat. Und die hat's auch nicht geſehen.

Nun ſchreitet das junge Paar durch den Hauptgang der Kirche, und Hinrich gibt ſeiner Frau einen leiſen Wink nach dem Frauenſtand des Lohhofes hin. Aber ob ſie das nicht verſtanden hatte, oder verwirrten ſie die vielen auf ſie gerichteten Augen, oder tönten Frau Paſtorins Schalmeien noch in ihrer Seele nach, genug, als Hinrich ſeinen Zylinder vor ſein Geſicht hält, um zu beten, da fühlt er ſie zu ſeinem Entſetzen neben ſich, und als er ſich ſetzt, da läßt ſie ſich neben ihm nieder. Hinrich wünſchte in dieſem Augenblick ſeine Frau auf den Blocksberg. Was machte das nun wieder für ein Aufſehen! Ein alter Bauer, der aus ſeinem Geſangbuch mächtig dröhnend ſang, blickte ihn unter der Brille weg ernſt und mißbilligend an und ſah, den Kopf reckend, zu dem Frauenſtand hinüber, als wollte er ſagen: „Dar gehört ſe hen.“ Katelene, die halbſchräg vor ihnen ſaß, wandte alle Augenblicke ihr hämiſches Geſicht um und tuſchelte mit ihrer Nachbarin. Einige dumme Deerns drehten ſich um und lachten.

Hinrich biß ſich vor Ärger die Lippen faſt blutig. Daß die Menſchen auch ſo kleinlich waren! Aber die ſind nun einmal ſo. Daß ſeine Frau ſich ſo gar nicht an die rechten Sitten gewöhnen konnte! Das konnte doch ein

Kind ſehen, daß die Männer und Frauen getrennt ſaßen! Am liebſten hätte er ihr einen kleinen Stoß in die Seite gegeben. Es zuckte ihm ſchon dazu im Arm. —

Drüben ſaß Hinkens Gretſchen mit ihrer Mutter. . . Wenn er die . . . . Pfui! Solche Gedanken zwei Tage nach der Hochzeit, und dazu in der Kirche? — Und nun zwang Hinrich Lohmann ſich, auf die Predigt zu hören. Die war ſchon eine gute Viertelſtunde im Gange, aber bislang hatte er nichts von ihr mit Bewußtſein aufgenommen. Nicht einmal auf den Text konnte er ſich beſinnen. Aber als er nun aufpaßte, merkte er bald, welcher es war. Der ehrwürdige Weißkopf dort oben predigte über das Evangelium des Sonntags: Du ſollſt lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen deinen Kräften und deinen Nächſten als dich ſelbſt. Das Erſte hatte Hinrich ja verpaßt, aber nun ſagte der Alte: „Gott lieben und denn auch: Zweitens, lieben das Gottesgeſchenk — den Nächſten. . . .“ Und da auf einmal fiel ein Wort nicht bloß in Hinrichs Ohren, nein, in ſeine Seele: „Du Mann, dein herrlichſtes Gottesgeſchenk iſt dein Weib, und du ſollſt es lieben als dich ſelbſt, ach was ſage ich! viel, vielmal mehr als dich ſelbſt . . . . .“ Der Prediger ging dann ſchnell weiter und ſuchte den Nächſten in immer wei-

teren Kreiſen, zuletzt bei den Betſchuanen in Südafrika. Aber ſo weit konnte Hinrich heute nicht mitſpazieren. Er blieb bei ſeinem größten Gottesgeſchenk, bei ſeiner Allernächſten, deren Arm warm an ſeinem lag.

Nun freute ſich Hinrich, daß ſie ſich an ſeine Seite verirrt hatte, daß ſie ihm nun auch im Raum die Allernächſte war, — trotz Katenlene und der ganzen Gemeinde Wiechel.

Hinrich hatte hier in ſeinem Kirchenſtuhl vom lieben Herrgott ja ſchon viel gehört, aber noch niemals hatte er ihn ſich ſo nahe gefühlt, als in dieſer Stunde. In ſeinem Geſchenk war er ihm ſo nahe gekommen. Nun ſchien es ihm auch gar nicht ſo ſchwer, ihn ſelbſt zu lieben von ganzem Herzen, obgleich er nichts davon gehört hatte, wie der Paſtor das in dem erſten Teile ausgelegt hatte. —

In der Kirche waren viele Menſchen. Einige ſchliefen, einige rechneten, andere machten Pläne, andere hörten und dachten, andere nahmen das Wort auf in einem feinen, guten Herzen, — aber durch zwei junge Seelen läutete es mit jedem Herzſchlag: mein Gottesgeſchenk, mein Gottesgeſchenk, mein Gottesgeſchenk! Und das läutete von Seele zu Seele, obgleich kein Blick und auch nicht die leiſeſte Bewegung es verriet. — —

Nun ſaßen die beiden wieder im Wagen,

und keiner ſagte ein Wort. Denn noch immer läuteten die leiſen, heimlichen Glocken, und ſie hatten keine Luſt, dieſes feine Läuten, das durch die Seele ging, mit platten Alltagsworten zu ſtören. Aber auch ſolche Stunden, da es tief drinnen klingt wie Himmelsglocken, gehen zu Ende, und das äußere Leben mit ſeinen Kleinigkeiten und Nichtigkeiten drängt ſich wieder vor und fängt wieder an, zu ſchwatzen und zu lärmen.

„Du, wenn wir nun wieder zur Kirche fahren, können wir denn nicht direkt vom Wagen in die Kirche gehen?“ fragte die junge Frau.

„Warum?“ fragte Hinrich.

„Ach, ich mag dann doch noch nichts wieder eſſen und trinken. . .“

„Was du nicht magſt, Kind, das läßt du ruhig liegen. Es iſt Mode, daß wir uns bei Cord Stallbom eben guten Tag ſagen.“

„Zum Kuckuck mit euren alten verrückten Moden! Man kann keine fünf Schritte gehen, ſo purzelt man auch ſchon über ſechs unſinnige Moden. Ich finde es einfach entſetzlich, wie ein Ölgötze zwiſchen all den ſteifen Beginen zu ſitzen, Stallboms Blümchenkaffee zu trinken und ſeinen fürchterlich dicken Butterkuchen hinunterzuwürgen.“

„Steife Beginen?“ fragte Hinrich, durch ihre Worte unangenehm berührt. „Was iſt

denn das? Wie ihr Vornehmen, ſo ſind unſerer Art Leute nicht, daß wir uns gleich jedem Fremden mit ſüßem Lächeln und ſüßen Worten an den Hals werfen, und nachher iſt nichts dahinter als Falſchheit. — Wir ſehen uns erſt unſere Leute an. Wenn wir dann aber Vertrauen zu ihnen gefaßt haben, ſchließen wir uns auf, und wer denn nicht mit uns auskommen kann, na, bei dem iſt's eigene Schuld. Neben dir ſaß Rungenmutter. Sie iſt noch ſo was 'ne Tante von mir — und von dir nun auch. Ich ſage dir, ein ſolch gutes, treues Menſchenkind kannſt du lange ſuchen."

„Die — iſt — meine Tante? . ." ſagte die junge Frau gedehnt.

„Natürlich," lachte er, „meine Tante deine Tante. Das iſt nun mal ſo bei Mann und Frau. Und auf eine ſolche Tante kannſt du ſtolz ſein."

Sie ſah ſehr wenig ſtolz aus und ſagte nichts darauf. —

Nach einer Weile fragte ſie: „Du, war das recht, daß ich in der Kirche bei dir ſaß?"

„Nein," ſagte er, „es war ganz gegen die Mode. Es wird jetzt wieder ſchön darüber hergehen. Mir war's erſt auch ſehr unangenehm."

Die junge Frau ſchluckte einen erneuten Jammerruf herzhaft hinunter, fragte aber ſpitz:

„Du, ſag mal, gibt's denn keinen Knigge über den Verkehr mit Bauern?“

„Weiß nicht, was du meinſt,“ brummte er. „Hier muß einer, der nicht bei uns groß geworden iſt, die Augen aufmachen und ſich ſchicken.“

Beide ſchwiegen.

„Du, Hinrich, ich will dir mal was ſagen,“ begann ſie endlich wieder. „Du biſt ja Soldat geweſen und biſt ſonſt ein fixer Menſch, aber in einem Stück biſt du doch ein rechter Feigling.“

„Nanu!?“

„Daß du ſo furchtbar bange biſt vor den Leuten. Daß du immer Angſt haſt, daß wir mal etwas tun, was nicht alle Leute juſt ſo machen.“

„Wenn ich das wäre, was du meinſt, dann wäreſt du niemals meine Frau geworden. Das war ganz gegen die Mode, ſo eine zu nehmen, wie du biſt. . .“

„Ach, ich meine das nicht von den großen Dingen. . . Aber in den kleinen Dingen, im täglichen Leben, da biſt du ein Bangebör und haſt immer Angſt vor den Moden.“

„Och Menſchenkind,“ rief er unwillig und ärgerlich, „nun ſchweig doch endlich ſtill von deinen Moden! Die gelten nun einmal. Und ein Bauer will ich bleiben, das habe ich dir

geſtern ſchon geſagt. Und eine Bauerfrau mußt du werden und mußt dich ſchicken. Geſtern haſt du mir verſprochen, mir zu Liebe wollteſt du es tun. Denk doch an dein Verſprechen!“

Sie erſchrak über ſeinen Ton, und wieder merkte ſie, wie wichtig ihm dieſe Kleinigkeiten waren. Schmeichelnd legte ſie die Hand auf ſeinen Arm und bat:

„Beſter Hinrich, ſei nicht böſe! Ich will das ja auch alles lernen. Habe nur Geduld mit deinem dummen Frauchen!“

„Iſt gut,“ brummte er, nur halb verſöhnt, „aber dann mußt du auch nicht immer mit dem Kopf gegen Mauern anrennen, und mußt dir ſagen laſſen.“

Nach einer Weile ſagte er, jetzt wieder ganz freundlich: „Schade, daß du kein Plattdeutſch kannſt!“

„Ja, das habe ich heute auch ſchon gedacht,“ meinte ſie nachdenklich. „Verſtehen kann ich faſt alles,“ fügte ſie hinzu.

„Willſt du nicht auch lernen, platt zu ſprechen?“ fragte er.

„Och! Das Hochdeutſche iſt doch nun mal meine Mutterſprache.“

„Aber das Plattdeutſche iſt deines Mannes und deines Hauſes Sprache.“

„Ob ich's wohl lernen könnte?“

„Natürlich. Du haſt ja Engliſch und Fran-

zöſiſch gelernt. Das iſt nun alles für die Katz! Plattdeutſch iſt ſicher viel leichter zu lernen, und damit iſt uns wirklich geholfen, dir und uns allen. Dieſes Miſchmaſch von Hoch und Platt in unſerem Hauſe iſt ſchrecklich.“

„Jaa. . . .“

„Willſt du's Vater nächſten Sommer nicht zum Geburtstag ſchenken, daß du von da an Platt ſprichſt?“

„Man to,“ ſagte ſie, ſich nach kurzem Beſinnen mit einem Ruck zu ihm wendend und ihn anlächelnd.

„För 'n Anfang all ganz god,“ ſagte er vergnügt. „Und denn wöt wi man glieks 'n bäten School holen, dat wi 't bet dorhen binnen kriegt!“

Sie ſah ihn erwartungsvoll an.

„Wat is dat för 'n Bom dar achter?“ fragte er, mit dem Finger nach rechts weiſend.

„Dat is 'n Eckernbom.“

„Nee, dat is nich ganz recht. Eekbom nennt he ſick, und Eckern hett he up ſick . . . Und wat ſünd dat för Büſch up de Heide?“

„. . . . Wacholder.“

„Ganz verkehrt. Machandel ſünd dat . . Wat förn Deert hett de lüttjen Irdklumpen dor up de Wiſchen upſmäten?“

„Dat hett de Mulworf gedan.“

„Nee, nee, min beſte Deern, dat hett de

Windworm dahn . . . Wo heeten de lüttjen roden Deerter, de in unſen Buſch ſo fardig[1] den Bom rupneiet und van Telgen to Telgen ſpringt?“

„Dat ſünd de Eekhörnken.“

„Nee, nee, Kind, dat ſünd de Katheker, nich to verweſſeln mit'n Afteker. Dat is ja ok'n bannig flinken Keerl, wenn he in ſin Afteken de Ledder rupneit, abers de Katheker ſünd em noch öwer . . .

„Wat is dat förn lütt Kropptüg, wat in den Buſch ſo grote Barge ut Dannennadeln tohopen ſleppt und den ganzen Sommer ſo flietig is, juſt ſo flietig as de Immen?“

„Meenſt du de Amiſen?“

„Nee,“ lachte Hinrich, „dat ſünd keen Amiſen, dat ſünd de lütten Miegimken. De wecken nennt jüm ok Hatzkaders, weil ſe't ſo ielig hewwt.“

„Das iſt ja eine ſchrecklich ſchwere Sprache, euer Plattdeutſch. Das lerne ich nie,“ rief die junge Frau, in komiſcher Verzweiflung die Hände ringend.

„Ach wat, dumm Tüg,“ ſagte Hinrich, „min lüttje Fro, de ingelſch kann und franzöſch und weet, wat Mongami up düdſch heet, de will dat bald weg hewwen. Wat meenſt du,

---

1 fertig, ſchnell.

Dierk?“ wandte er ſich an ſeinen Bruder, der ſich auf dem Bock über dieſes plattdeutſche Examen gehögt hatte und abſichtlich Schritt fuhr, um es nicht abzukürzen.

„Dat's gewiß,“ meinte Diedrich, „de mit ehren apen Kopp! Ick hewww't ja ok leert.“

„Dor hörſt du't,“ ſagte Hinrich zu ſeiner Frau, und ſich wieder nach vorn wendend:

„Nu, Jung, rög din Peer abers'n bäten an mit de Swipp. De weerd uns jo bi lütten ſlap.“

Diedrich ſchwang die Peitſche, und in flottem Trab fuhr das junge Ehepaar nach ſeinem erſten Kirchgang auf den Lohhof zurück.

Neuntes Kapitel.

Fünf Wochen war die junge Ehe nun alt. Die kleine Frau ſchalt nicht mehr ſo viel über die dummen Bauernmoden, ſaß in der Kirche züchtiglich bei den Frauen, hatte auch mit Rungenmutter ſchon einige Worte gewechſelt, und machte ihrem heimlichen Lehrer im Plattdeutſchen durch ihre Fortſchritte viel Freude.

Am meiſten freute ſich dieſer aber darüber, daß ſeine Schülerin, die nicht nur der Bauern Sprache, ſondern auch der Bauern Art erſt lernen mußte, mit Vater ſo gut auskam. Dieſer hatte ihr nie ein unangenehmes Wort geſagt, auch ſeinem Sohne gegenüber nie über ſie geklagt.

Da ſaß Vater Lohmann eines Nachmittags in der Dönze, hatte die Stiefel ausgezogen und hielt die Füße an den warmen Ofen, der längſt wieder ein guter Freund geworden war. Dazu rauchte er in aller Behaglichkeit ſein Pfeifchen. Es war Schummerſtunde. Er war allein in der Stube, die Spinnräder ſtanden und warte-

ten auf die fleißigen Hände, die noch draußen mit Hausarbeiten beſchäftigt waren.

Nun kam auch Hinrich herein und ſtellte ſich an die andere Seite des Ofens, um die von der Arbeit in der naßkalten Novemberluft verklamten Hände zu wärmen. Zu reden war nichts, und darum redeten die beiden auch nichts. —

Plötzlich erhob ſich draußen ein halblautes Singen. Hinrich kannte Text und Weiſe des Liedes und hatte es gern. Es fing an: „Noch iſt die blühende goldene Zeit, noch ſind die Tage der Roſen.“ Das ſchien ihm zu ſtimmen, obgleich draußen die Novemberſtürme längſt die letzten welken Blätter von den Bäumen geriſſen und die erſten Froſtnächte die letzten kümmerlichen Herbſtblumen getötet hatten.

Anders dachte Vater Lohmann über das Lied. Als die fröhliche Stimme draußen ſich hören ließ, machte er eine ärgerliche Bewegung mit dem ausgeſtreckten rechten Bein und brummte: „Dor ſingt ſe dat ol ſlechte Leed wedder!“

„Och Vader, is dat Leed ſo ſlecht?“ fragte Hinrich, dem ein Schrecken in die Glieder gefahren war.

„Ick heww't nudags ganz genau hört: ‚Und ein fröhlicher Kuß iſt nicht minder frei, ſo unverſchämt auch die Lippe ſei.‘ So wat paßt ſick nich för'n chriſtlich Hus.“

„Vader, dor heſt du nich recht henhört. Dat heet nich: ‚So unverſchämt auch die Lippe ſei.‘ Dat heet: ‚So ſpröd und verſchämt auch die Lippe ſei.‘“

„Mag wän, aber dat kummt up’t ſülwige Enne herut. Wat ſchöt de Knechte und de Deerns darvan denken, wenn de junge Fro jüm ſo ’n unchriſtlich Tüg vorſingt?“

„Och Vader, dat is ja man ’n Leed. Dor brukt ’n nich jedes Word ſo ſcharp to nehmen,“ entſchuldigte Hinrich.

„Ach wat,“ ſagte Vater Lohmann, mit den Füßen in die Holzpantoffeln fahrend, „kumm mi nich mit ſökke Utflüchte, Jung’! Wat nich gellen ſchall, dat mut ’n anſtännigen chriſtlichen Minſchen ok nich ſeggen und ſingen.“

„Ja, Vader, wenn di dat dünkt, will ick min Fro ſeggen, dat ſe dat Leed nich wedder ſingt,“ gab Hinrich nach.

„Ji beiden,“ fuhr der Alte nach einer Weile, während der er ſich ſeiner Pfeife gewidmet hatte, fort, „lewt nu all fief Wäken as Mann und Fro, und ick hewv bet up düſſen Dag nix ſeggt. Mann und Fro mutt ’n gewähren laten und nich glieks dartüſchen ſitten. Abers nu ward’t bi lütten för mi as Vader Tied, dat ick ok mal ’n Word darto ſegg. . . Hinrich, din Fro is mi wat rieklich flutterig.“

„Vader, dat makt dat junge Hart," entſchuldigte Hinrich.

„Dat junge Hart? Dor hewv ick nix gegen. Nee, ſe hett 'n wild Hart."

„Lewe Vader," bat der Sohn, um den Ofen herum näher an ihn heran rückend, „du mußt 'n lütt bäten Geduld mit ehr hewwen. Se hett ſware Johren achter ſick. Wäs ehr dat doch to gunnen, dat ſe nu, in unſen jungen Eheſtand, erſt mal öllich 'n bäten uplämt. De Irnſthaftigkeit kummt mit de Tied van ſülwſt, wenn de Sorgen erſt kamt."

„Mannige Tög'," fuhr der Alte fort, „paßt mi gor nich bi ehr. Nudags bi'n Abendſegen, as ick dat ene ol ſwore Word nich glieks richtig rutbringen könn, dar könn ſe ſick dat Lachen nich verbieten. Schickt ſick dat för ſone Deern, 'n olen Mann uttolachen, und darto noch bi Gott's Word?"

Hinrich ſagte darauf nichts. Auch er mußte ſich oft wundern, daß ſie da lachte, wo er gar nichts Komiſches zum Lachen fand.

Der Vater fuhr fort: „Und dat find' ick ok nich ſchön, dat ſe för di und ſick ſülwſt ſülwerne Läpels henleggt hett, und wi beiden Olen möt't mit tinnerne dohn. Wöt ji beiden vörnehmer wän as jone Öllern?"

„Vader," ſagte Hinrich, ſich mit dem einen Fuß auf den andern tretend, ſo daß es ſchmerzte,

„ſo is dat nich meent. De beiden Läpels ſtammt ut dat Hochtiedsgod van ehre Öllern und wi brukt ſe ton Angedenken an jüm.“

„Soo . . .,“ gab ſich der Vater zufrieden, „dat is wat anners.“

„Abers ick will ehr ſeggen,“ fügte Hinrich hinzu, „dat ſe de Läpels anne Sied leggt.“

„Din Fro,“ fuhr der Alte fort, „mutt öwerhaupt noch väl leern. Vör allen dat Melken mutt ſe künnig weern. Wenn ſe hier mal Fro weern ſchöll, können de Deenſten van ehrenwegen jo de Beeſter verrungeneern, wenn ſe nix darvan verſteiht.“

„Vader, dat hett ſe ok all ſeggt, dat ſe dat leern will. Abers Mudder ſä, ſe ſchöll düſſe Wäken man erſt dormit töwen. Denn will ſe ſülwſt ehr vörnehmen.“

„So, dat freut mi, dat ſe goden Willen hett. . . Und denn mutt ſe dat Spinnen leern. Wenn de Fro nich mehr ſpinnt, ward ok ut dat Spinnen van de Deerns nix. Und de Spinneree möt wi in Ehren holen. Wenn de Deerns nix mehr to dohn hewwt to Winderſtied, kamt ſe up ſule Knäp.“

„Hewww man Geduld, beſte Vader, mit min lewe Fro,“ bat Heinrich und legte ihm die Hand au die Schultern. „Glöw mi, ſe hett goden Willen! Paß man up, ſe fleit noch mal ſo god

in, dat du din Hartensfreude an ehr hewwen ſchaſt.“

„Wöt dat Beſte höpen,“ ſagte Vater Lohmann in wenig hoffnungsvollem Tone. „Aber de Wildheit, de dor inſtickt, de Wildheit!“ fügte er ſeufzend hinzu. —

Hinrich mußte ſeine Frau alſo wieder einmal vornehmen, um die Steine des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen. Er gab es ihr in einzelnen Doſen, und ſo fein und ſchonend als möglich. Alſo die unverſchämten Lippen und die ſilbernen Löffel verſchwanden. Auf Mutter Lohmanns Spinnrad wurde in heimlicher Unterrichtsſtunde mit Abreißen und Wiederanknüpfen ein jammervoller Faden geſponnen, bald dick und klumpig, bald dünn wie Spinngewebe. Die bravſte aller Kühe, die ihre Milch doch ſo willig hergab, mußte unter ungeſchickten Händen entſetzliche Qualen ausſtehen, bis endlich Mutter Lohmanns ſichere Hand ſie von ihrer Peinigerin befreite. Hinrich und ſeine Mutter merkten beide, daß es gar nicht leicht war, eine junge Frau anzulernen. Hinrich hatte mit Widerworten uud Schmollen zu kämpfen, ſeine Mutter mit einer Ungeſchicklichkeit, die ſogar eine Geduld wie die ihrige auf eine harte Probe ſtellte.

Etwa acht Tage, nachdem Vater Lohmann die Anregung zu der bäuerlichen Erziehung

ſeiner Schwiegertochter gegeben hatte, fand in Wiechel eine Verſammlung der Landwirte der Umgegend ſtatt, die Hinrich beſuchen wollte. Seine Frau bat ihn, ſie mitzunehmen. Sie wollte einmal die gute Paſtorin beſuchen, von der ſie beim erſten Kirchgang ſo herzlich eingeladen war.

Hinrich fuhr ſelbſt. Die junge Frau meinte, das ſähe nicht gut aus, wenn ſie neben ihm mit auf dem Bock ſäße, und nahm hinten im Wagen Platz. Ihrem Manne war das zwar nicht ganz recht, aber er ſagte nichts. Wo er irgend konnte, ſchwieg er lieber. Es gab ſchon genug der Anläſſe, wo er nicht ſchweigen durfte.

Während der Fahrt wurden nicht viel Worte gewechſelt. Er hatte keine Luſt, ſich immer umzuwenden, und ſie ebenſo wenig, ſich nach ihm überzulehnen und das Geratter des Wagens zu übertönen. Was ſollte man ſich auch ſchließlich immer erzählen? Außer den allerhand Lappalien, über die man ſich nur ärgern mußte, erlebte man auf dem einſamen Hof ja nichts, was Geſprächsſtoff liefern konnte.

Als der Wagen in Wiechel hielt, trennten die beiden ſich mit flüchtigem Händedruck. Er ging zu Cord Stallbom, ſie in die gegenüberliegende Pfarre.

Die Aufnahme bei der guten alten Paſtorin war ganz ſo, wie das junge Frauchen es er-

wartet hatte. Große Augen, von Herzlichkeit überfließende Begrüßung, etwas wie eine mütterliche Umarmung, ſich überſtürzende Fragen, auf die keine Antwort erwartet wurde, ein Sofaeckchen in einem geſchmackvoll eingerichteten und behaglich durchwärmten Stübchen, eine dickbauchige, blaugeblümte Kaffeekanne, und ein Teller mit Backwerk, Teekuchen, Spekulatius und ruſſiſchem Brot.

Und nun fragte die alte Dame wieder: „Wie ſieht's denn aus, liebes Kind, in der jungen Ehe?" Und diesmal erwartete ſie eine Antwort.

„Oh, ganz gut," lautete ſie.

„Ganz gut?" wiederholte die andere und machte verwunderte Augen.

„Och ja, es ſind ja auch noch unſere Flitterwochen," ſagte Elſe Lohmann, zum Fenſter hinausſehend.

Sie fühlte, daß die Frau Paſtorin ihr prüfend in das Geſicht blickte.

„Ja, liebe Frau Lohmann, die Flitterwochen — ſie ſind ja eine ſchöne Zeit," ſagte die alte Dame nach einer Weile. „Aber ich muß doch ſagen, ſo ſchön wie ſie immer gemacht werden, ſind ſie nicht. Wenigſtens mein Mann und ich, wir haben nachher in unſerer Ehe viel ſchönere Zeiten gehabt als die viel geprieſenen Flitterwochen."

Die junge Frau ſah die alte voll Intereſſe an.

„Ja, ja, ganz gewiß,“ beteuerte dieſe. „Mein Vater war Geheimrat bei der Landdroſtei in Hannover, und mein Bräutigam Adjunkt an der Kreuzkirche. Darauf konnten wir natürlich nicht heiraten. Als das Konſiſtorium ihm dann ſeine erſte Pfarre in der Lüneburger Heide gab, ei, da war die Freude groß. Ei, wie dachte ich mir das reizend und poetiſch, unter dem gemütlichen, alten Strohdach mit meinem Gottlieb zu hauſen, ganz allein! Aber liebes Kind, wie kam das doch ſo ganz anders! In Brunbüttel gab's außer dem Lehrer nichts als Bauern und Handwerker.“

Sie ſtärkte ſich durch einen Schluck Kaffee.

„Ja,“ ſagte Frau Lohmann voll Verſtändnis, „den Verkehr mit gebildeten Menſchen entbehrt man auf dem Lande doch ſehr.“

„Ja, ich habe ihn ſchrecklich entbehrt. Ich kam mir vor, als ob ich in die Wüſte Sahara verbannt wäre. Und dann brachten die Verhältniſſe es mit ſich, daß wir Landwirtſchaft treiben mußten. Davon hatte ich ſo viel Ahnung wie ein neugeborenes Kind. Ach, was habe ich da für Lehrgeld bezahlen müſſen! Von meinen dummen Streichen, glaube ich, erzählen die Brunbüttler ſich noch, wenn ich hundert Jahre tot bin. Sie ſind ja Landwirtstochter,

Sie können ſich davon gar keinen Begriff machen.“

„Ach Frau Paſtorin, ich bin als Kind auch nicht viel dabei gekommen,“ ſagte die andere.

„Aber ſo dumm, wie ich war, ſind Sie gewiß nicht in dieſen Dingen. Und was das Schlimmſte war, mein Mann — er ſtammt vom Lande — verſtand ziemlich viel davon und wurde oft recht ungeduldig. Und er verlangte von mir in den Flitterwochen, daß ich mit ihm von Haus zu Haus gehen mußte, vom Bauer zum Häusling, von Gevatter Schneider zu Gevatter Schuſter, und überall dieſelbe Frage: „Na, Fro Peſtohrin, mögt Se bi us woll wän?“ — O, was habe ich damals lügen müſſen, Gott vergeb' mir meine Sünden! — und dann immer dieſelben Betrachtungen über das Wetter und die Kartoffeln und die Schweine! In manchen Häuſern war's ſo, daß man ſich kaum ſetzen mochte, und da ſollte man denn ſogar Kaffee trinken. Ich konnte es nicht herunter kriegen, mit dem beſten Willen nicht. Ich flehte meinen Mann an, er ſollte mich bei dieſen Beſuchen zu Hauſe laſſen. Aber er ſagte immer ſtramm ‚Nein!‘ Liebe Frau Lohmann, Ihnen darf ich's wohl im Vertrauen ſagen, er hat mir da einmal, fünf Wochen nach unſerer Hochzeit, eine Szene gemacht, ich

ſage Ihnen, ich wäre ihm am liebſten weg gelaufen, und manche junge Frau hätte es ſicher getan.“

Sie hielt einen Augenblick inne. „Ja, leicht muß es nicht geweſen ſein, für die Geheimratstochter aus der Reſidenz,“ ſagte ihre Sofanachbarin. „Haben Sie ſich denn ſchließlich doch einigermaßen gewöhnt?“

„Und wie, beſtes Kind!“ ſagte die alte Dame mit Emphaſe. „Allmählich, durch die freundliche Hülfe unſerer Lehrerfrau, kam ich hinter die Geheimniſſe der Landwirtſchaft. Und ich kann auch dreiſt behaupten, eine tüchtige Landwirtin bin ich geworden. Meine Kühe und meine Schweine nehmen es mit denen unſerer größten Bauern auf.“

„Das habe ich ſchon von meinem Schwiegervater gehört,“ beſtätigte die junge Frau.

„Sehen Sie!“ triumphierte die Paſtorin. „Und allmählich gewöhnte ich mich auch, die Leute im Dorf mit den Augen meines Mannes anzuſehen. Und wiſſen Sie, was ich da gefunden habe, als ich nur erſt ordentlich die Augen aufmachte? Ich habe gefunden, unſere Lüneburger Bauern, wenn man ſie nur erſt recht kennt, ſind die prächtigſten Menſchen der Welt. Wer ſie wirklich kennt und ſich dann noch nach den knickſenden, polierten, hohlköpfigen Frackträgern, wie ſie in der Stadt in jeder größeren

Gesellschaft herumscharwenzeln, zurücksehnt, der kann mir herzlich leid tun. Vor allem unsere Großbauern auf ihren alten Höfen, — wir können Sie getrost Edelhöfe nennen — was sind das manchmal für Kernmenschen, für Charaktergestalten! Z. B. so einer wie Ihr Schwiegervater, liebe Frau Lohmann, was ist das für ein Prachtmensch!"

Die Pastorin machte eine Pause und sah die junge Frau an.

„So? Meinen Sie das wirklich?" fragte diese gedehnt.

„Ja," das meine ich, und mein Mann, der die Leute noch besser kennen lernt als ich, denkt grade so über ihn."

„So . . . . das — freut mich."

„Der Grundzug seines Wesens", fuhr die Pastorin fort, „ist Treue. Treue gegen der Väter Art und Sitte, Treue gegen den Geist der Familie und des Stammes, und nicht zuletzt Treue gegen den Gott seiner Väter, da haben Sie Ihren Schwiegervater, wie er leibt und lebt. Er ist konservativ bis in die Knochen."

„Erlauben Sie, Frau Pastorin, mein Schwiegervater ist durch und durch welfisch gesinnt."

„Achja, die Treue gegen das angestammte Herrscherhaus hatte ich eben noch vergessen. Die gehört natürlich auch mit dazu."

„Ach ſoo. . . So faſſen Sie das auf. . .“

„Natürlich hat ſo ein alter, tiefgewurzelter Eichbaum auch ſeine Knorren und eine rauhe Borke. Sonſt wäre er ja eben kein Eichbaum.“

Die alte Dame warf einen forſchenden Blick nach der jüngeren, die vor ſich niederſah. Plötzlich wandte dieſe ſich ihr voll zu, ihre Augen füllten ſich mit Tränen, und ſie ſagte: „Liebe Frau Paſtorin, Sie haben hier ein tot-unglückliches Menſchenkind vor ſich. Ich bin in Lohe eine Fremde, man läßt es mich immer wieder fühlen, daß man mich als Eindringling und Friedensſtörerin anſieht, man ſchimpft und ſtößt mit mir herum. Ich weiß nicht, was daraus werden ſoll.“

Die Paſtorin nahm ihre Hände und ſagte herzlich: „Liebes Kind, wenn ich damals den Mut verloren hätte! Sie müſſen auch den Kopf hoch halten. Sie und Ihr lieber Mann müſſen nur in Liebe treu zuſammenhalten. Dann kommt das andere alles von ſelbſt.“

Die junge Frau ſchien einen Augenblick in ſich zu kämpfen. Dann ſagte ſie in bitterem Tone: „Ja, mein Mann! Der ſteht immer gegen mich auf der Seite ſeines Vaters.“

„Soo?“ fragte die Paſtorin ungläubig, „wenn Sie ihm da nur nicht Unrecht tun?“

„Sie glauben gar nicht, was er in dieſen Tagen alles an mir herumgemäkelt hat. Küſſen

darf ich ihn nicht und ſingen darf ich bloß, was im Geſangbuch ſteht, und alles, was ich mache, iſt verkehrt.“

Die alte Dame lächelte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen mal ſage, wie ich über Ihren Mann denke. Sehen Sie, ein ganzes Jahr hat er auf Ihrer Seite gegen Vater und Mutter geſtanden, hat ſogar mit ihnen gebrochen, um Ihretwillen. Die Treue gegen die Eltern und die Liebe zu ſeiner Braut haben mit einander in heißem Kampf gelegen. Nun geht's ja äußerlich, aber innerlich iſt die Harmonie noch immer nicht völlig. Und da iſt der gute Hinrich nun dabei, ſie herzuſtellen. Er muß das Alte, an das ſein Leben durch Pietät und Treue gebunden iſt, mit dem Neuen, das durch Sie in ſein Leben hineingetreten iſt, vermitteln. Das iſt's.“

Sie ſah ihre Sofanachbarin an. Die blickte vor ſich nieder und ſagte nichts.

„Sagen Sie mal, warum haben Sie Ihren Mann eigentlich geheiratet?“

Da hob die kleine Frau den Kopf und ſagte verwundert: „Das iſt mal eine Frage! Weil ich ihn lieb hatte!!“

„Na das wollte ich man meinen: Aber dann muß Ihre Liebe ſich nun auch darin beweiſen, daß Sie Vertrauen zu ihm haben. Das Vertrauen, daß er in den häuslichen

Schwierigkeiten ſo handelt, wie die Dankbarkeit und Treue gegen ſeine Eltern und die Liebe zu ſeiner kleinen Frau es verlangen.“

Frau Lohmann ſchwieg.

„Noch eins,“ fuhr die Frau Paſtorin fort, „wir beide ſtammen ja wohl aus Kreiſen, in denen man auf den Bauern etwas von oben herabſieht. Es muß ſchon eine ſtarke Liebe geweſen ſein, daß Sie trotzdem einem Bauern die Hand gegeben haben. Na, die Liebe macht bekanntlich blind. Vielleicht haben Sie im Anfang gar nicht einmal deutlich geſehen, daß Hinrich ein Bauer iſt. Jetzt, in dem täglichen Zuſammenleben, tritt Ihnen das immer wieder entgegen. Ich könnte mir denken, daß das für Sie manche Enttäuſchung mit ſich bringt. Iſt's nicht ſo?“

„Ja,“ ſtieß die junge Frau kurz heraus.

„Aber deshalb brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Sehen Sie, Sie werden durch ihn immer mehr eine prächtige Lüneburger Bauerfrau werden, und er wird in Ihren kleinen Händen manche bäueriſche Ecke und Kante verlieren. Sie ſollen mal ſehen, Sie machen aus dem guten Jungen, der vom Vater den freien, ſtolzen, treuen Sinn und von dem einzigen Mütterchen ein weiches, warmes Herz geerbt hat, auch noch ſo was wie einen Gebildeten. Wohl keinen Geſellſchaftsmenſchen, mit dem Sie

auf Bällen und Promenaden renommieren könnten. Aber ganz gewiß einen Menſchen, mit dem Sie ſich verſtehen und mit dem Sie ein reiches, glückliches Menſchenleben leben können. Und das, meine ich wenigſtens, iſt die Hauptſache."

Die kleine Frau lächelte. Aber plötzlich wurde ihr Geſicht ſehr ernſt. „Bitte, liebe Frau Paſtorin," bat ſie, „ſagen Sie mir mal ganz aufrichtig, war's eigentlich recht von mir, daß ich mit Ihnen ſo über meinen Mann geſprochen habe?"

Sie ſah die alte Dame unſicher, wie mit böſem Gewiſſen, an.

„Warum nicht?" ſagte dieſe lächelnd, „den Mannsleuten gegenüber ſind wir Frauen immer Bundesgenoſſinnen, und wenn's unſere eigenen Männer ſind. Es iſt gut, daß Sie ſich mal ausgeſprochen haben. Viel beſſer, als wenn Sie ſich in Ihre Mißſtimmung hineingegrübelt hätten. So was kommt in jeder Ehe vor und ſchadet gar nichts. Die Hauptſache iſt bloß, daß es ſich nicht feſtſetzt, nicht einfrißt. Deshalb kann ihre Ehe doch noch, nächſt meiner mit meinem Paſtor, die glücklichſte Ehe in der ganzen Gemeinde Wiechel werden."

„Meinen Sie wirklich?" fragte die kleine Frau ungläubig.

„Ja, das weiß ich gewiß," ſagte die mütter-

liche Freundin mit Überzeugung. „Wenn der liebe Gott Sie und Ihren Mann nicht für einander geſchaffen hat, dann will ich überhaupt nicht mehr glauben, daß er im heiligen Eheſtand ſeine Hand mit im Spiele hat.“

Die junge Frau ſah nachdenklich zum Fenſter hinaus. Plötzlich blickte ſie die andere voll an und rief aus: „Frau Paſtorin, wie können Sie einen tröſten!“

„Wiſſen Sie,“ fuhr die alte Dame fort, „was mein Mann mir neulich ſagte, als wir von Ihrer Hochzeit nach Hauſe fuhren?“

„Nein,“ ſagte die andere geſpannt.

„Ach nein,“ beſann ſich die Paſtorin, „ich will's Ihnen doch lieber nicht ſagen.“

„Nun haben Sie mich einmal neugierig gemacht, nun müſſen Sie auch damit heraus kommen,“ bat Frau Lohmann ſchmeichelnd.

„Wenn Sie mir verſprechen, daß Sie nicht eitel werden wollen . . .“

„Ach, das hat bei mir wirklich keine Gefahr.“

„Wiſſen Sie, was er ſagte?“

„Nein, aber nun ſagen Sie mir's doch!“

„In ſeinen ſiebenzig Jahren hätte er noch nie ein Pärchen mit ſolcher Freude getraut als den jungen Lohmann und ſeine Elſe.“

„Das hat er wirklich geſagt?“ fragte die

kleine Frau und ſah die alte mit großen, verwunderten Augen an.

„Wörtlich,“ verſicherte dieſe und blickte der anderen mit ihren gütigen Augen triumphierend in das liebe Geſicht. Darin las ſie, daß ſie das Band, das ihr Gottlieb vor ſechs Wochen in der Kirche um zwei Herzen gelegt hatte, in dieſer Kaffeeſtunde noch feſter gezogen hatte. Und wieder einmal freute ſich die Geheimratstochter aus der Reſidenz, daß ſie eine Heidepaſtörſche geworden war, eine „Paſtors-Mudder,“ wie die Leute ſo traulich ſagten.

„Ich muß nun wohl hinüber, daß mein Mann nicht zu warten braucht,“ meinte die junge Frau mit einem Blick auf die Uhr.

„Ach was,“ ſagte die Paſtorin, „Sie müſſen ihn auch nicht verwöhnen. Wenn er Sie wieder haben will, wird er Sie ſchon abholen. Kommen Sie, ich muß Ihnen doch eben noch mein Haus und die Wirtſchaft zeigen.“

Und ſie führte ihren Beſuch über die Diele, wo ihre ſtolzen Kühe ſtanden, in die Küche und Speiſekammer, auf den Boden hinauf und in den Keller hinab, und manche gute Lehre fiel dabei für die junge Hausfrau ab.

Als ſie wieder auf dem Vorplatz ankamen, öffnete ſich die Haustür und Hinrich trat ſteif und verlegen ein.

„Na, Sie junger Ehemann Sie,“ rief die

Frau Paſtorin ihm munter entgegen, „Sie können's wohl ſchon wieder nicht mehr ohne Ihre lüttje Frau aushalten?“

Der junge Ehemann machte ein verwundertes Geſicht. Die Sehnſucht war, wie es ſchien, gar nicht ſo arg geweſen.

„Es wird Zeit für uns nach Hauſe,“ ſagte er trocken.

„Natürlich,“ lachte die Paſtorin herzlich, „ſo jungen verliebten Eheleuten gefällt's nirgends anderswo, als daheim, im eigenen Neſt.“

Dennoch lud ſie ihn ein, für ein Weilchen einzutreten. Aber er ſagte, die Pferde ſtänden vor der Tür.

Als er ſeiner Frau den Schlag zum Hinterſitz öffnete, ſagte ſie: „Nein, ich ſteige vorne mit auf.“

Der Wagen hatte das Dorf bereits verlaſſen, als Hinrich das Schweigen, das zwiſchen ihnen war, brach und fragte: „Na, wie war's bei Frau Paſtorin?“

Sie druckſte und ſagte dann: „Du, ich bin heute nachmittag ſchlecht geweſen.“

„So?“

„Ich habe mich über dich beklagt.“

„Soo.“

„Es tut mir leid. Es war nicht recht von mir.“

„Schadet nichts. Bei der nicht.“

„Ja, ſie hat mir auch ſchön den Kopf gewaſchen.“

„Das freut mich, da brauche ich's am Ende nicht mehr ſo oft zu tun.“

„Du böſer Menſch du!“ ſagte ſie und klatſchte ihm auf die Hände.

Die Braunen langten tüchtig aus. Bald erſchien Hof Lohe im Dunkel. „Trotz allem doch ein ſchönes, herrliches Heim und warmes Neſt . . . mit einem, den man lieb hat,“ dachte ſie und rückte ganz dicht an den Geliebten heran. Und als der Wagen ſtand, warf ſie die Arme um ihn und küßte ihn ſtürmiſch. Dann half ſie ihm die Pferde ausſpannen und in den Stall führen. Dann gingen ſie engumſchlungen langſam über die dunkle Diele. —

* * *

Und wieder ſang die Nachtigall in Lohmanns Buſch. Was Neues hat ſie nicht gelernt, ſingt alte liebe Lieder, alte — liebe — Lieder. Und doch, wenn in holder Maiennacht die alten, lieben Lieder mit ſüßem Schall in ein efeuumranktes Fenſter hineinklingen, ſo wecken ſie im Hall und Widerhall doch etwas Neues, — ſüße, ſtillverſchwiegene Hoffnungen.

Und wieder ging's nach den Worten, die einſt im traulichen Waldwinkel ein junges Mädchen einem jungen Bauernburſchen aus dem Nachtigallen- und Roſenlied vorlas:

„Sie war doch ſonſt ein wildes Blut,
Jetzt geht ſie tief in Sinnen. — —“

Über die Wildheit der jungen Frau hatte Vater Lohmann nun nicht mehr zu klagen. Von unverſchämten oder verſchämten Lippen ſang ſie nicht mehr. Wenn ſie noch einmal ſang, waren es ſchwermütige Weiſen vom Scheiden und Meiden. Auch eins von den Sterbe- und Begräbnisliedern des Geſangbuches war darunter.

Einmal hatte ſie einen kleinen Auftrag ihres Schwiegervaters vergeſſen, und ſie hörte, wie dieſer vor ſich hinbrummte, es ſollte ihn gar nicht wundern, wenn ſie ihren Kopf mal aus Vergeßlichkeit irgendwo liegen ließe. Da ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen. „Mit dat Wiewervolk kenn ener ſick ut!“ knurrte er hinter ihr her.

Am andern Morgen, als er auf die Wieſe gehen wollte, um nach dem Stauwerk zu ſehen, kam Hinrich ſehr aufgeregt hinter ihm her.

„Wat wullt du?“ fragte er, ſtehen bleibend.

„Vader, du biſt giſtern abend hard gegen min Fro wän,“ ſagte Hinrich energiſch.

„So? Ick hewv ehr man ſeggt, ſe ſchöll ehren Kopp man nich ut Vergeternheit mal iggen laten,“ ſagte Lohmann ſpöttiſch lachend.

„Und ſe hett düſſe Nacht bet Klok twölf

in'n Bed weent, und ſä jümmer, ick ſchöll mit ehr annerwegen hen trecken."

„Nanu," brummte der Alte. „Nun geiht ſe woll van dat Wille up eenmal in dat Weenhaftige und Blarige öwer. Ick will di man ſeggen, dat is mi noch weniger to Paß as dat Utgelatene."

„Vader, ick bidd' di, wäs in düſſe Tiedjümmer god mit ehr!" bat Hinrich.

„Junge, dat bin ick ja ok," ſagte der Alte,

„ . . . Vader, freuſt du di ok'n bäten?" fragte Hinrich, ihn froh anſehend.

„O ja," ſagte der Vater leichthin.

Hinrich wandte ſich um, wobei er von einem Ellernbuſch ärgerlich eine Handvoll jungen Laubes abriß. Dieſes ‚O ja' hatte ihn verletzt. — Aber wenn Vater ſich auch nicht freute, er wollte ſich dadurch die Freude nicht verderben laſſen. Und das wußte er ja, die liebe Mutter freute ſich mit ihm. Sie ſah ihn manchmal ſo glücklich an.

* * *

Im Auguſt hatte Vater Lohmann ſeinen Geburtstag. Es war in Lohe keine Mode, daß man ſich dazu beſchenkte. Aber die Fremde, die ſich um die Moden ſo wenig kümmerte, ſchenkte dem Geburtstagskinde an dieſem Tage einen ſtrammen Enkelſohn.

Der Beſchenkte ging hin, um ſich zu be-

danken. Als er in den halbdunklen Raum mit den niedergelaſſenen Vorhängen trat, fragte ihn eine ſchwache Stimme: „Freuſt du di ok, Vader?“

„Jawoll freu ick mi,“ lautete die Antwort. Hinrich, der auch in der Kammer war, freute ſich über den Ton, in dem ſie gegeben wurde. Es klang doch anders als das ‚o ja‘ vor einigen Monaten.

„He ſchall nu auch ganz din Junge ſein,“ ſagte die leiſe Stimme wieder.

„Kind, kannſt du up eenmal platt ſnacken?“ rief Vater Lohmann überraſcht.

Aus dem Halbdunkel lächelten ihm ein paar große, braune Augen glücklich entgegen.

„Vader,“ nahm jetzt Hinrich das Wort, „ſe hett dat ſo ünner us van mi leert. Ick hewv faken School mit ehr holen.“

„Kinners, Kinners!“ rief der Alte verwundert.

„Wi beide wollen di dat to din Johresdag ſchenken, dat denn wedder een Sprak bi uns wän ſchöll,“ ſagte Hinrich.

„Ganz ut'n ff kann ick de Sak noch nich, Vader,“ ließ ſich jetzt wieder die junge Frau vernehmen, „wenn ick noch mal vorbigreife, mußt du Geduld hewwen!“

„Och ja, dat ſchall ſick woll helpen. Abers nu rauh di man erſt öllich ut!“

Vater Lohmann beſah ſich noch einmal

ſein kleines Geburtstagsgeſchenk, das in einem hübſchen Wagen lag — man hatte ihn gar nicht gefragt, er wäre für eine Wiege geweſen — dann ging er nachdenklich hinaus.

Hinrich, die junge Mutter und Großmutter wechſelten glückliche Blicke. Dann folgte letztere ihrem Manne.

Auf dem Flett traf ſie ihn, wie er vor dem Fenſter ſtand und nachdenklich auf den Hof hinaus ſah.

Leiſe trat ſie an ſeine Seite und ſagte: „Vader, ſe is würklich 'n gode Deern.“

„Och ja,“ ſagte er, ohne ſeine Frau anzuſehen, „will ick ok nich ſeggen; ſe meent dat ja am Enne gor nich ſlecht.“

Am nächſten Sonntag, vor der Predigt, wurden in Wiechel zwei Kinder vor den Altar getragen, eins in kurzem, verblichenem Kattunröckchen, — eines Häuslings achtes Kind — und das andere in einem langen, weißen, mit Spitzen beſetzten Mouſſelinekleide. Dieſes gab die Hebamme dem verlegen dreinſchauenden Bauersmann auf den Arm, der mit ſteifen Schritten aus dem Kirchenſtand des Lohhofes vor den Altar getreten war. Und ſteif wie ein Stock, den Blick geſenkt, ſtand Vater Lohmann vor der ganzen Gemeinde da. Wie hatten die Frauensleute ihm das kurze End von Menſch herausgeputzt! Rein wie eine Jahrmarktspuppe!

Wenn der Junge bei ſeiner Konfirmation ſo lang war wie jetzt ſein Kleid, konnte man froh ſein.

Der alte Paſtor taufte ihn Jürgen Anton. Dabei gingen dem großen Jürgen allerhand wunderliche Gedanken durch den Kopf. Es geht doch nirgends närriſcher zu als in der Welt. Da wohnen zwei Menſchen als Nachbarn, die in jedem Stück juſt das Widerſpiel von einander ſind, die ſich nicht über die Schwelle gehen und ſich am liebſten freſſen möchten. Und nun iſt da auf einmal ein kleines, ſtrampelndes, krähendes Menſchenkind, das von dem einen der feindlichen Nachbarn juſt ſo viel in ſich hat als von dem andern. Und die Namen der beiden dazu! Es iſt wirklich zu närriſch, wie's in der Welt zugeht . . . Jürgen Anton! Was mag bloß aus dir werden? Ein Anton Riewitz oder ein Jürgen Lohmann? Welches Blut wird ſich als das ſtärkere erweiſen? Das alte, gute, treue Niederſachſenblut oder das leichtfertige, windige Preußenblut? Dieſe bangen Fragen waren es ja eben, die in dem Herzen des Großvaters keine rechte Freude an dem Enkelkinde aufkommen ließen. Jürgen ſollte der Bengel ja gerufen werden. Aber wie oft lügen die Namen! Ob's nicht doch mehr ein Anton wurde? — Anton! Was für'n putziger Name! Er kam gewiß in all den dicken Kirchen-

büchern, die der Paſtor in ſeiner Stube hatte, noch nicht vor. Achjaſſja . . .

Sechs Wochen ſpäter ſetzte Hinrich Lohmann wieder ſeinen Hochzeitszylinder auf und fuhr mit ſeiner Frau zur Kirche. Seit der letzten Kirchfahrt mit ihr, wie hatte ſich die Welt und das Leben da wieder geändert! —

In Cord Stallboms Entreezimmer hatte die junge Mutter ſehr diskrete Fragen zu beantworten und mannigfaltige Ratſchläge entgegenzunehmen. Aber ſie nahm das den Bauernfrauen ebenſo wenig übel wie nachher der liebenswürdigen alten Paſtorin. Sie fühlte, daß aus dem allem mütterliche Sorge für ſie und ihren Liebling daheim ſprach. —

Als die beiden wieder in den Wagen ſtiegen, bat ſie Diedrich, ſchnell zu fahren. Sie ſehnte ſich nach dem kleinen Jürgen, von dem ſie ſo lange noch gar nicht getrennt geweſen war. „Er iſt doch auch ein rechtes Gottesgeſchenk," ſagte ſie zu ihrem Mann. Der ſah ſie groß an. Über die Predigt des erſten Kirchganges hatten ſie nie ein Wort mit einander geſprochen. Nun verrieten ihre Blicke, daß ſie noch in ihnen beiden lebendig war. „Zwei Gottesgeſchenke," dachte Hinrich, und er wußte nicht, welches von beiden ihm lieber war. —

* * *

Mudder Griep, die Hebamme, hatte gleich

nach der Geburt des Jungen mit der ihr eigentümlichen Bestimmtheit erklärt, er sei ganz der Großvater. Die Frauen aus der Freundschaft, die nach und nach zum Wochenbesuch kamen, bestätigten das. Aber Vater Lohmann lehnte das als „olen Wiewersnak" verächtlich ab.

Das dumme Vierteljahr war längst vorüber, das Gewicht des kleinen Lohmännchens hatte sich verdoppelt, seine Patschhändchen griffen nach der Klöterbüchse, und mit Schmerzen brach der erste Zahn sich ein Loch. Da sprach eines guten Tages der alte Pastor auf Lohhof vor. Er traf den jüngsten Bewohner just auf den Armen des Großvaters, und sofort fing auch er mit vergleichenden Gesichtsstudien an. Er begann mit den alten und jungen Augen, ging darauf zu den Nasen über, die in ihrer Eigentümlichkeit des Näheren charakterisiert wurden, und schloß endlich mit Mund und Kinn. Das Ergebnis war die Feststellung, daß der kleine Jürgen einmal akkurat so aussehen würde, wie der große Jürgen.

Seinem Pastor widersprach Vater Lohmann nicht wieder. Nachdem er damit einmal so angelaufen war, hielt er es für das Beste, ihm nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen zu glauben. So glaubte er ihm denn auch die eigene Ähnlichkeit mit dem Großkinde.

Als das kleine Kerlchen anfing, vernünftig zu babbeln, brachte es als erstes die Laute O—ba heraus. Das hatten nicht etwa die andern dem Großvater vorgeschnackt, — ihnen allen hätte er in dieser Sache nicht getraut, nicht einmal Muttern, — nein, er hatte es mit seinen leiblichen Ohren gehört.

Bald darauf antwortete Klein-Jürgen auf die Frage: „Wen sin Jung bist du?“ mit „Opa Sung.“ Dazu ampelte er nach ihm mit Händen und Füßen und lallte: „Opa Arm.“

Bisweilen mußte aber auch die Mutter ihre Rechte an dem Kinde geltend machen, obgleich dieses nichts als Opa-Jung sein wollte. Sonst hätte der Großvater am Ende selbst verdorben, was, wie es schien, das fremde Blut nicht verdorben hatte.

Um diese Zeit fing der „Tweets-Mann“, Diedrich, an, mit einer großen Bauerntochter zu freien. Diese war so recht eine nach dem Herzen des Vaters. Wenn die einmal Frau in Lohe werden könnte, ja, das wäre noch was. Eine Fremde blieb Hinrichs Frau ihm doch immer, trotzdem sie sich in manches geschickt hatte, ein leidliches Plattdeutsch sprach, und es im Grunde auch wohl ganz gut meinte. Und nach der Abmachung in Hannover konnte er den Hof ja ebensogut Diedrich geben als Hinrich. Aber leider, dann zog auch der kleine

Jürgen mit ſeinen Eltern fort, und ohne ihn konnte der Alte ſich den Lohhof denn doch nicht mehr recht vorſtellen.

Als der Junge zwei Jahre alt war, hatte Vater Lohmann noch immer keinen endgültigen Entſchluß gefaßt. — —

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der Würgengel der Kinder, die Diphtheritis, durch die Heide zog. Faſt jeden Tag läutete in Wiechel die Kinderglocke, und ohne Geſang — der Landrat hatte wegen der Anſteckungsgefahr die Begleitung durch die Singjungens verboten — wurde eine kleine Leiche nach der andern in den Gottesacker gebettet. Ein Bauer in der Nachbarſchaft von Lohe verlor in fünf Tagen ſeine drei blühenden Kinder. Auch über dem Häuslingsjungen in dem abgetragenen Kattunröckchen, der zuſammen mit Jürgen aus der Taufe gehoben war, wölbte ſich ſchon ein kleiner Hügel.

Vater Lohmann hatte all ſeiner Lebtage nicht an Anſteckung geglaubt. Dennoch freute er ſich in dieſen Tagen, daß ſein Hof einſam in der Heide lag. Und wenn ein Fremder im Hauſe zu tun hatte, hielt er ihn von dem Kleinen ängſtlich fern.

Endlich ſchien die Seuche ihren Höhepunkt überſchritten zu haben. Der bleierne Druck, der ſeit Wochen auf allen Eltern- und Großeltern

herzen gelaſtet hatte, begann zu weichen. Da nahm Großvater Lohmann eines Abends ſeinen Jungen auf die Knie und ſpielte mit ihm. Er nahm ſeine rechte Hand, faßte die kleinen Finger, vom Daumen beginnend, der Reihe nach an und ſagte dazu: ‚Lusknicker, Puttenlicker, Langmeier, Goldfinger, Lüttfinger.‘

Er wollte dieſen Scherz wiederholen, aber der Junge zog die Hand zurück und ſagte: „Nee.“

Da nahm der Großvater ſein rechtes Beinchen, klopfte mit der flachen Hand unter die Sohle und ſang dazu:

„Putt putt putt putt Perd beſlahn
Morgen ſchall't na Hamborg gahn“.

Aber Jürgen ſtrampelte mit den Beinen und wehrte mit den Händen ab.

Da legte der Alte ihn der Länge nach über ſeine Kniee, fuhr ihm mit der Hand kitzelnd an den Hals und ſang:

„Farken ſteken, Wüſtken maken,
Dat ſchall ſeggen quiek quiek quiek.“

Sonſt quietſchte der Junge dabei vor Vergnügen und bettelte, mit den Händen nach Opas Backe langend: „Opa mal, Opa mal!“ Heute machte er ein weinerliches Geſicht, fühlte ſich an den Hals und ſagte: „Wehweh.“

Dem Großvater fuhr der Schreck ſo in die Glieder, daß ſeine Kniee zitterten und er nach-

greifen mußte, um das Kind auf dem Schoß zu halten. Dann griff er ihm nach dem Puls. Aber er fand ihn nicht. Sein eigener Pulsſchlag war zu ungeſtüm, und den abgearbeiteten, harten Bauernhänden fehlte der feinere Taſtſinn.

Den Jungen an ſich drückend, wankte er nach dem Anrichteſchrank und kramte ein Löffelchen heraus. Mit vielen Schmeichelreden und Bitten brachte er das todmüde Kind dahin, das Mündchen zu öffnen, und die Zunge mit dem Löffel niederhaltend, blickte er hinein. Du barmherziger Gott! Gelblich-weißer Belag im Schlunde von der Größe eines Halbgroſchenſtücks.

„Hinrich!“ ſchrie er, ſich von dem Kinde weg zur Tür ſtreckend.

Statt ſeiner kamen die beiden Frauen angeſtürzt. Wenn Vater, der gemeſſene, ruhige Mann, ſo rief, hatte man Urſache, zu laufen.

Er gab das Kind der Mutter und ſagte: „Bring em forns to Bed, he is krank.“ Zu ſeiner Frau ſagte er: „Mudder, hal mi gau'n Köppken vull rein Water!“ Er ſelbſt lief an den Wandſchrank und riß die homöopathiſche Hausapotheke heraus. Schon vor Wochen hatte er ſich aus einem Doktorbuch über dieſe Krankheit unterrichtet und geleſen, daß Mercurius cyanatus bei ihr Wunderdinge täte. Für alle Fälle hatte er ſich damals gleich dieſes Wunder-

mittel unter all den gleichartigen Fläſchchen durch ein Zeichen angemerkt. Nun riß er es heraus und ließ die vorgeſchriebene Zahl von Tropfen in die Taſſe fallen. Halt! Es iſt beim Zittern ſeiner Hände einer zu viel geworden. Mutter Lohmann muß die Taſſe ausgießen und ſie von neuem mit Waſſer füllen. Endlich kann er die nach Vorſchrift bereitete und mit der Untertaſſe verdeckte Arznei in das Schlafzimmer der jungen Leute tragen.

„Feine War', makt Opa-Jung wedder bäter," ſagte er ſchmeichelnd, indem er an den Kinderwagen trat.

„Vater, wir müſſen ſofort den Doktor holen," ſagte die junge Frau. In der Aufregung gebrauchte ſie wieder ihre hochdeutſche Mutterſprache.

„Den Allopathen ſtarwt de Kinner ſo ünner de Hannen weg," verſicherte der Alte. „Düt helpt jümmer. Alle halwe Stunn 'n Läpel vull, god ümröhren und god todecken!" Damit reichte er dem kleinen Patienten die Medizin, einen ſtillen Seufzer zum Herrgott ſchickend, daß ſie gut anſchlagen möchte.

Hinrich, den man vom Felde geholt hatte, trat nun auch in das Zimmer. Und wieder ſagte die junge Mutter: „Wir müſſen den Doktor holen." Aber Hinrich ſowohl wie ſeine Mutter glaubten felſenfeſt an Vaters Arznei-

kunſt. Seit mehr als zehn Jahren hätte er mit der kleinen Apotheke durch Gottes Hülfe alle Krankheiten auf dem Gehöft geheilt. Der Doktor wüßte gar nicht, wie's in Lohe ausſähe. Wenn überall zur rechten Zeit dieſes rechte Mittel angewandt wäre, hätte die Seuche ſicher nicht ſo viele Opfer gefordert. Da faßte endlich auch die junge Frau Glauben und fügte ſich.

Die ganze Nacht ſaß ſie an dem Bett des Kindes, und alle halbe Stunde flößte ſie ihm einen Teelöffel der Arznei ein. Im Zimmer nebenan ſaß der Alte. Kein Wink kam in ſeine Augen. Vor ihm auf dem Tiſch lag die aufgeſchlagene Bibel und die Taſchenuhr. So oft der große Zeiger einen halben Umlauf vollendet hatte, ſchlich er leiſe auf Socken in die Kammer, flüſterte: „Du mußt wedder ingeben!“ fragte: „Watt makt de Lüttje?“ um jedesmal die Antwort zu empfangen: „He ſlöppt.“ Dann ſchlich er wieder an ſeine Bibel. Vom Leſen wurde zwar nicht viel. Aber es war ihm eine Beruhigung, dieſes Buch, in dem ſeines Herrgotts herrliche Verheißungen alle drin ſtanden, in ſeiner Nähe zu haben.

Am andern Morgen mußte auch ein Blinder ſehen, daß die Krankheit ſich verſchlimmert hatte. Das Kind war kaum mehr zu bewegen, ein Wort zu ſprechen. Für die Spielſachen, die Großvater heranſchleppte, hatte es kein Auge.

Die Wangen glühten im Fieber. Der Atem ging ſchwer und zeitweiſe röchelnd. „De Krankheit,“ tröſtete Vater Lohmann, „will ſick erſt utarbei'en. Mercurius helpt gewiß.“ Aber ſo gewiß klangen ſeine Worte nicht mehr als geſtern abend.

Das Kind hatte wieder mit Atemnot zu kämpfen. Da fuhr ſeine Mutter herum, ſah die Eltern und ihren Mann mit wirren Augen an und ſagte in wilder Angſt:

„Seht ihr's denn nicht, Jürgen erſtickt ja. . . . Ihr mordet mir mein Kind mit eurer Quackſalberei!“ Die anderen ſtanden ratlos und ſahen angſtvoll auf den ſchwer kämpfenden kleinen Liebling. Der Alte blickte nach der Uhr, ob noch nicht wieder Zeit wäre, einzugeben. Plötzlich trat die Mutter unmittelbar vor ihn hin, hochaufgerichtet und blitzenden Auges, und ſchleuderte ihm ins Geſicht: „Du haſt die Verantwortung, wenn der Junge ſtirbt!“

Einen Augenblick hielt er ihren Blick aus, dann wandte er ſich, verließ mit langen, leiſen Schritten das Zimmer, rannte über die Diele, riß die Pferde aus dem Stall und jagte in wahnſinniger Fahrt in zwanzig Minuten nach Wiechel. Dem Arzt ließ er keine Zeit, den Wagen anzuſpannen. Nach einer Viertelſtunde donnerte er mit ihm über das Steinpflaſter auf den Hof.

Im Sprung iſt er vom Wagen herunter, der Doktor iſt ihm gar nicht eilig genug: „Bitte, bitte, Herr Doktor, ſchnell!“ Die beiden gehen über die Diele, vier, fünf Schritte iſt Lohmann immer vorauf, dann bleibt er wieder ſtehen und treibt den Arzt zur Eile.

Nun treten ſie in das Zimmer des kleinen Patienten.

„Wo geiht?“ fragte der Bauer angſtvoll.

„Slecht,“ flüſterte Mutter Lohmann.

„Ja, ſehr ſchlecht,“ beſtätigte der Arzt, nach einem Blick auf das Kind. „Es droht Erſtickungsgefahr. Wir müſſen einen Verſuch mit der Tracheotomie machen.“

„Wat is dat?“ fragte Lohmann und wiſchte ſich dicke Tropfen Angſtſchweiß von der Stirn.

„Luftröhrenſchnitt,“ erklärte der Arzt kurz.

„Nee, nee,“ ſchrie der Bauer, ſich windend, „dat kann ick nich lieden, dat Se mi dat Kind vör mine Ogen dodſtäkt.“ Er hatte gehört, daß in Wiechel ein Kind bald nach dieſer Operation geſtorben war.

Der Arzt zuckte die Achſeln und ſah nach dem Geſicht des jungen Bauern.

Der ſtand faſſungs- und ratlos da. Seine Mutter hing zuſammengebrochen auf einem Stuhle.

Da hob die junge Frau, die tief über ihr

Kind gebeugt an ſeinem Bettchen ſaß, den Blick, ſah den Arzt ruhig an und ſagte: „Herr Doktor, tun Sie, was ihre Pflicht iſt.“

Der Arzt fing an, ſeine Vorbereitungen zu treffen.

Als er ſein Operierbeſteck öffnete, und die blanken Meſſer zum Vorſchein kamen, wankte der alte Lohmann auf ihn zu, hielt ſeine Hände feſt und rief verzweifelt: „Nee, nee, nee, Herr Dokter!“

Der Arzt fragte, ungeduldig werdend: „Meine Herrſchaften, wer hat hier denn nun eigentlich das Regiment?!“

Da trat die junge Frau vor ihren Schwiegervater hin, richtete ſich auf, daß ſie faſt ſo groß war als er, und ſagte, ihn feſt anblickend: „Vater, das Kind iſt mein Kind. Ich habe es mit Schmerzen geboren.“

„Aber ick kann't nich mit anſehn,“ jammerte der große, ſtarke Mann.

„Dann gehe hinaus, Vater,“ gebot ſie und wies mit der Hand nach der Tür.

Er ſah ihr wie abweſend in die gebieteriſchen Augen und machte ein paar Schritte nach der Tür zu. Dann blieb er ſtehen und ſah auf das ſchwer röchelnde Kind und konnte ſich nicht trennen. Da nahm die Schwiegertochter ſanft ſeinen Arm und führte ihn hinaus.

Mit namenloſer Angſt lief er unten auf

der Diele auf und ab, die Augen auf die Stubentür geheftet, aus der ſie ihn herausgebracht hatte. Er ſah im Geiſte, wie der Arzt das Meſſer ſcharf machte, es anſetzte, er hörte, wie ſein Liebling aufſchrie und verröchelte. Und immer wilder wurde ſein Hinundherlaufen.

Drüben die Tür wurde geöffnet, es lief jemand ſchnell über das Flett in die Küche, der Arzt kam eiligſt hinterdrein und rief ihm etwas nach. Da hielt Vater Lohmann es im Hauſe nicht mehr aus. Er ſtürzte hinaus.

Draußen in der friſchen, regenerfüllten Herbſtluft wurde er ein klein wenig ruhiger. Unter den Hofeichen, in denen der Sturm brauſte, wanderte er mit ſchweren Schritten auf und ab. Zuweilen blieb er ſtehen, ließ ſich den Regen ins Geſicht treiben und legte den zum Zerſpringen vollen Kopf an einen der rauhen, naßkalten Eichſtämme. Und unaufhörlich betete er. Bald murmelte er vor ſich hin, bald bewegte er ſtumm die Lippen, und dann wieder ſchrie er in das Brauſen des Eichwaldes hinein: „Herr Gott, leewe himmliſche Vader, lat mi düſſen Jungen, allmächtiger barmherziger Heiland, du hörſt de Gebette van dine Kinner, giww mi düt leewe Kind wedder!“ — Sonſt redete er ja hochdeutſch mit dem Herrgott, aber in dieſer halben Stunde unter den Eichen, die ihm eine Ewigkeit dünkte, in den Lauten ſeiner

Mutterſprache. Was er betete, das kam unmittelbar aus ſeinem gequälten Herzen, und es war keine Zeit, es im Kopfe erſt ins Hochdeutſche zu überſetzen.

Der Wagen des Arztes war inzwiſchen eingetroffen, dieſer aber noch immer im Hauſe. Endlich, endlich tritt er aus der Miſſentür, von Hinrich begleitet. Im Nu iſt der Alte bei ihnen.

„Lewt he noch?“ fragte er mit bebenden Lippen.

„Natürlich lebt er,“ ſagte der Arzt, den großen Mann etwas geringſchätzig von der Seite anſehend.

„Blimt he an't Leben?“ forſchte dieſer wieder.

„Müſſen wir abwarten,“ war die ruhige Antwort. „Viel wird darauf ankommen, daß meine Anordnungen genau befolgt werden. Aber die Sache liegt bei Ihrer Schwiegertochter in den beſten Händen. Zu der gratuliere ich Ihnen. Da hat Ihr Junge einen guten Griff getan. Wo euch beiden baumſtarken Kerls das Herz in die Hoſentaſche fällt, da hat ſie ſich als eine Heldin gezeigt. Adieu, ich hoffe, daß Sie Ihren Jungen behalten. Jehann, nu man to!“

Vater Lohmann trat leiſe und verlegen in das Krankenzimmer. Das erſte, worauf ſein

Blick fiel, war ein blutbeflecktes Handtuch, das auf der Fensterbank lag. Er wandte jäh den Kopf zur Seite, kalt überlief es ihn. Die Schwiegertochter bemerkte das und nahm das Tuch still hinweg. Der Alte scheute ihren Blick, aber sie schien ihn gar nicht zu sehen. Um so mehr mußte er auf ihr Tun achten. Sie zündete ein Spiritusflämmchen an und ließ das Kind aus einer Kochsalzlösung durch die Kanüle inhalieren. Wenn sich in dieser pfeifende, röchelnde Töne vernehmen ließen, rang er die Hände. Aber sie nahm die Glasröhre heraus, reinigte sie und schob sie mit sicherer Hand wieder in die Wunde. Vater Lohmann konnte das nicht mit ansehen und mußte wegblicken. Wie sie das nur so fertig brachte! Seine eigene Frau hätte das nicht so gekonnt. Und aus seiner ganzen Freundschaft keine einzige.

Er kam gar nicht aus dem Verwundern heraus. Rasse hatte die Fremde doch.

Zuweilen bat sie ihn, irgend einen kleinen Dienst zu verrichten. Dann war Vater Lohmann die Sorgfalt und Geschäftigkeit selbst. Und wenn sie dann freundlich „Danke“ sagte, dann freute er sich sehr und sagte einigemale sogar „Bitte.“

Zufällig entdeckte er die Arzneifläschchen aus seiner Hausapotheke in einem Versteck, in dem man sie vor den Augen des Arztes ver-

borgen hatte. Er pürſchte ſich vorſichtig heran und ſchob die Gläſer verſtohlen in die Taſche, um ſie an die Seite zu ſchaffen. Das Unglück wollte, daß in dieſem Augenblick juſt ſeine Schwiegertochter herſah, und der Ertappte wurde rot. Aber ſie hatte blitzſchnell den Kopf gewandt und tat, als ob ſie nichts geſehen hätte. Darüber freute Vater Lohmann ſich. Sie hatte doch auch Lebensart.

Am Abend kam der Doktor wieder. „Ich habe jetzt gute Hoffnung," ſagte er, „Sie haben Ihre Sache ausgezeichnet gemacht, Frau Lohmann." „Ja, das hat ſie ganz gewiß," beſtätigte Lohmann. Das klang zwar etwas verlegen, aber in dem Blick, mit dem er ſeine Schwiegertochter anſah, lag Reſpekt und ſogar ein klein wenig Stolz.

Am Mittag des folgenden Tages ſah der Arzt wieder nach dem kleinen Patienten. Und nun reichte er der Mutter die Hand und ſagte: „Ich gratuliere Ihnen, Ihr Junge iſt gerettet. Einige Tage laſſen wir ihn noch durch die Kanüle atmen, dann nehmen wir ſie heraus, und die Wunde iſt in gut acht Tagen verheilt. Ich muß Ihnen noch mal mein Kompliment machen. Die beſte gelernte Krankenpflegerin hätte ihre Sache nicht beſſer machen können."

Hinrich geleitete den Arzt hinaus. Die junge Frau ſchaute mit ſtummer Freude auf

den geretteten Liebling, deſſen große Augen ſchon wieder lächeln konnten. Plötzlich fühlte ſie ſich von ſtarken Armen umſchlungen und von ein Paar groben Lippen, die dazu gar nicht eingerichtet ſchienen, geküßt, und eine gebrochene Stimme ſchluchzte: „Min leewe beſte Kind!“ Da öffnete ſie die Arme, drückte den ſchluchzenden Mann an ſich und rief: „Vader!“ So hatte ſie ihn ſchon immer genannt, und doch noch nie ſo. Das war eine glückliche Stunde. Das Leben des Kindes hatte ſie wieder, und das Herz des Vaters dazu.

So fand der zurückkehrende Hinrich ſie. Der Vater weinend und küſſend? . . . ſollte die Welt untergehen? Eine Sekunde ſtand er ſtarr vor Verwunderung. Dann breitete er ſeine mächtigen Arme aus und umſchlang die Gruppe. Und Mutter Lohmann ſtand dabei, und ihre kleinen grauen Augen wurden immer größer und fingen an zu leuchten. Auf einmal füllten ſie ſich mit Tränen. Und in den Tränen leuchtete ihre Freude noch ſchöner.

Die Gefühle, die auf dem Lohhof durch Sitte und Mode ſehr gehegt und gehalten wurden, hier brachen ſie einmal mit ſtürmiſcher Gewalt durch die Hecken und Zäune hindurch.

Mutter Lohmann hatte doch recht gehabt, wenn ſie immer ſagte, Vater hätte einen eiſer-

nen Kopf, aber ein weiches Herz. Endlich, endlich hatte das Herz über den Kopf gesiegt.

Und nun sahen vier glückliche Augenpaare auf das kleine Kerlchen, das dieses alles fertig gebracht hatte. So verständig und glücklich sah es aus, als wäre es sich seines Sieges, der seelenverbindenden Macht seiner kleinen Persönlichkeit, völlig bewußt.

Zuerst löste sich der Alte aus dieser Gruppe. Es wurde ihm nachgerade etwas viel. „Hinrich," sagte er, indem er sich die Augen mit dem Rockärmel trocknete, „kumm mal mit rut!"

„Hinrich, wat ick man seggen wull," sagte er, draußen angekommen, „annern Middewäken föhrst du mit mi up't Amt. Dor lat ick di den Hoff toschriewen. . . Hinrich, du hest'n Fro kregen, dor kannst du unsen Herrgott gor nich genog för danken. . . . ."

* * *

Mit der Hofübergabe hat sich in Lohe nicht viel geändert, nur daß die Last der Verantwortlichkeit auf den jüngeren Schultern liegt. Die Alten und Jungen leben nach wie vor in gemeinsamem Haushalt, und das Verhältnis ist niemals ernstlich getrübt worden.

Wenn Hinrich Lohmann etwas Wichtiges vor hat, berät er sich erst mit seiner Frau und darauf mit seinem Vater, oder auch in umgekehrter Reihenfolge. Erstere ist die vorwärts-

treibende, letzterer die zurückhaltende Kraft. Und beim Zusammenwirken beider Kräfte trifft Hinrich meist das Richtige.

Hinrich Lohmann ist ein niedersächsischer Bauer geblieben, und Else Lohmann, geborene Riewitz, ist eine niedersächsische Bauerfrau geworden. Freilich, das läßt sich nicht leugnen, in diesem und jenem sind sie anders als die auf Rungen-, Dierks-, Swiebertshof, und wie die Vollhöfe der Umgegend sonst heißen. Aber „lateinische Bauern" schimpft sie deshalb doch kein Mensch. Denn jedermann weiß, schlichte, kernhaft tüchtige und fromme Heidjerleute sind auch sie.

In jedem Jahre lockt so ein schöner, warmer Sonntagnachmittag im Blütenmond sie mit ihren Kindern in den Wald, zum Thymianhügel am Bach. Da lauschen sie auf die lieben alten Lieder der Nachtigall, die nach wie vor die Loher Büsche mit ihrem süßen Schall, im Hall und Widerhall, erfüllt. Aber noch lieberer Schall ist ihnen das Gejauchze ihrer Kinder, die mit ihrem treuen Gefährten Jung-Karo — der alte treue Ehestifter ist nicht mehr — im Walde spielen. Wenn die beiden da an ihrer alten, lieben Stätte weilen, brauchen sie sich keine Gedichte mehr vorzulesen, um das Glück dieser Stunden zu genießen. Ihr ganzes Le-

ben kommt ihnen ja vor wie ein einziges wunderschönes Gedicht. Auch reden sie meist nicht viel. Die Zeiten, da sie alles, was sie wußten und nicht wußten, auspacken mußten, um Eindruck aufeinander zu machen, sind vorüber, und die gegenseitige Erziehungsarbeit ist zur Hauptsache getan. Jedes weiß, was es an dem Gottesgeschenk da neben sich auf der Thymianbank hat, und an den Gottesgeschenken, die drüben im Walde jubeln. Wenn sie sich einmal in die Augen sehen, ist darin ein stilles, glückliches Leuchten. Und Gottes Sonne, die in den heimlichen Waldwinkel schaut, sieht das Schönste, was sie auf ihrer weiten Reise um die Welt zu sehen bekommt, zufriedene, glückliche Menschen, die durch gleiches Lieben, Glauben und Hoffen verbunden sind und mit keinem Glücklichen tauschen würden, weil sie sich selbst für die glücklichsten halten.

Großmutter Lohmann hat viel Unruhe. Das kleine Volk hat sie nun einmal so schrecklich lieb und setzt ihr mit Zärtlichkeiten, Fragen und allen möglichen Anliegen arg zu. Trotzdem sieht Großmutter Lohmann frischer und jünger aus als einst Mutter Lohmann in den kritischen Jahren vor dieser Würde. Das böse Hartpuckern ist fast ganz verschwunden, und das ‚Achjajija‘ ist zwar häufiger denn je, hat aber meistens einen humoristischen Beigeschmack.

Denn faſt immer ſind's die Kleinen, die's ihr abzwingen.

Großvater Lohmann redet nicht mehr ſo viel von der guten alten Zeit. Er findet, daß ſich auch in der neuen Zeit, wenigſtens auf Hof Lohe, ganz gut leben läßt. Das kommt wohl vor allem von den Enkelkindern, die ſeine ganze Freude ſind. Daß ihre Mutter ſie etwas feiner herausputzt, als bisher in Lohe Mode geweſen iſt, ärgert ihn nicht. Er freut ſich, daß ſie die netten Höschen tüchtig kaput reißen und ſeine Schwiegertochter viel mit Nadel und Zwirn umgehen muß. Das hat ſie dafür! Wenn er dem Älteſten, der ſchon in die Schule geht, abends vorm Zubettgehen ſeine Lektion abhört, muß er ſich immer wieder über ſeinen offenen Kopf wundern. So begabt ſind ſeine eigenen Jungens nicht geweſen. Der ſelige Paſtor, dem ſein Herzenswunſch, in den Sielen zu ſterben, in Erfüllung gegangen iſt, hat alſo mit ſeiner Prophezeiung recht behalten: das fremde Blut hat den alten Loheſtamm aufgefriſcht. Was von dem Großvater Anton Riewitz in dem jungen Jürgen Lohmann drin iſt, das wird ihn durchaus nicht hindern, einmal ein tüchtiger Lohbauer zu werden. Davon iſt Großvater Lohmann jetzt feſt überzeugt.

Von der Politik hat Vater Lohmann ſich mehr zurückgezogen. Er will auf ſeine alten

Tage Ruhe haben. Die Stelle des Vertrauensmannes der althannoverſchen Partei hat der Sohn nicht übernehmen wollen. Er intereſſiert ſich auch jetzt noch nicht recht für Politik, und ſeine Frau, die einſt dafür ſchwärmte, hat dieſer Schwärmerei längſt entſagt.

Der einſt verwachſene Fußpfad zwiſchen den Nachbarhöfen iſt wieder gangbar. Mit dem neuen Beſitzer von Delmsloh halten Lohmanns gute Nachbarſchaft, obgleich er nicht plattdeutſch ſpricht und kein geborener Heidjer iſt. Delmsloh iſt unter ihm recht in die Höhe gekommen. Auch der alte Lohmann geht gern mal hinüber und hat ſeine Anſichten über „düſſe Art“ ſehr korrigieren müſſen. Er hat eingeſehen, daß auch das Land des böſen Bismarck ausnahmsweiſe Menſchen hervorbringen kann, mit denen leidlich zu leben iſt.

Sonſt führt der Heidehof Lohe unter ſeinen alten Eichen wie von jeher ſein Eigenleben für ſich, das von Samen und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht geregelt wird. Ein „großes“, ein „bedeutendes“ Leben iſt es ja nicht. Aber dennoch ein reiches Leben. Reich an Mühe und Arbeit, aber auch reich an Frieden und Fröhlichkeit. Was die da draußen, wo die Welt anfängt, ſchreien und ſchreiben, lieben und haſſen, hoffen und fürchten, es dringt nicht in ſeine

weltferne Heideeinſamkeit. Wer weiß aber? Vielleicht ſendet der uralte Heidehof einmal ein paar ſtramme, braune Jungens hinaus in die Welt, die Mark in den Knochen und Kraft und Treue in der Seele haben. Die werden dann ſchon ihren Mann ſtehen und auch im Getümmel der Welt dem Hof ihrer Väter in der Heide Ehre machen.

Und wohl manchen Hof gibt's noch in der braunen Heide, im ſchwarzen Moor und in der grünen Marſch, auf dem deutſche Bauersleute hauſen, die am guten Alten in Treue halten, aber doch ſich kein Brett vor den Kopf binden, um das gute Neue nicht zu ſehen. Und ſo lange das ſo bleibt, wird's auch bei dem bleiben, was an jenem leuchtenden Septembernachmittag, als auf der Halteſtelle Elldingen der junge Ulanenreſerviſt Hinrich Lohmann aus dem Zuge in den gelben Kies des Bahnſteiges ſprang, der alte, ſo fein und ſtolz lächelnde Herr in der zweiten Klaſſe der alten Dame ihm gegenüber zuträllerte:

Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein. —

Ernſt Röttger's Buchdruckerei (Inh. Edm. Pillardy), Kaſſel

Von demſelben Verfaſſer erſchien:

Heidjers Heimkehr.

Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.

Mit Buchſchmuck von **Dan. Krencker.**

10. Auflage.

Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Literariſcher Ratgeber des Kunſtwart 1905: Ein vortreffliches Hausbuch aus der Lüneburger Heide.

Adolf Bartels in der Deutſchen Monatsſchrift u. a.: „Ich halte die Erzählung für eins der erfreulichſten Bücher, die die Heimatkunſt bisher hervorgebracht hat (folgt Inhaltsangabe). Es iſt klar, daß bei ſo einfachem Inhalt der Reiz der Geſchichte in der Darſtellung liegen muß, und in der Tat iſt ſie von herzerfreuender Schlichtheit und Unaufdringlichkeit. Dabei iſt doch alles charakteriſtiſch, eigen, nicht konventionell, ſo gut die Natur- wie die Menſchendarſtellung. Freilich, unſer Publikum will heute alles in Szene geſetzt, will die Manier, und ſo iſt wohl nicht zu erwarten, daß „Heidjers Heimkehr“ den Erfolg des „Jörn Uhl“ erreichen wird. Aber wer ein gutes, ſchlichtes Buch für ſich und ſeine Kinder will, der leſe dieſes Werk, daß nichts Großes, aber etwas Tüchtiges iſt, eines der Werke, die dartun, daß die Heimatkunſt zur rechten Zeit gekommen iſt und ihre Hauptaufgabe, dem deutſchen Volke wieder geſunde Bücher zu geben, erfüllt hat.

Münchener Neueſte Nachrichten: Heutzutage, wo der Geiſt ſtändig wechſelnder Mode den Geſchmack auch in literariſcher Beziehung regiert, iſt es erfreulich zu konſtatieren, daß ſich die „Heimatkunſt“ noch immer

kräftig geltend macht. . . . Die Geschichte eines jungen Heidjers, der die brutale Wirklichkeit des Lebens als junger Maler in München gründlich durchzukosten hatte, um endlich auf der heimatlichen Scholle und in der großen freien Kunst das Glück und ein volles tiefes Menschendasein zu finden, ist fein und stimmungsvoll geschrieben. Diese Erzählung von den traulichen Heimstätten der Lüneburger Heidegehöfte, die von ganzem Herzen lieben muß, wer sie mit ganzem Auge gesehen hat, von den wortkargen, ernsten Menschen, von stiller Sammlung der Seele, von Herzensfrieden, der höher ist als alle die quälende Unruhe in der großen Welt der Städte: alles warm und tief empfunden, die aus dem Leben der großen Heide geschöpften Figuren mit sicherer Hand der Wirklichkeit nachgezeichnet. Ein schöner voller Klang durchzieht das ganze Buch eines Dichters, dessen poetische Welt das ideale Heidevölklein bildet.

Leipziger Neueste Nachrichten . . . Der Dichter hat den ganzen unbeschreiblichen Zauber seiner Heideheimat in sein Buch gebannt, und wir glauben ihm gern, daß sein Maler Franz Heim, der Heidesohn, in der Heimat gesundend alles wiederfindet, was er im Strom der Welt verlor, daß er am Herzen der Heimat auch in seiner Kunst gereifter und fester wird. Die Menschen des Buches sind von starker Lebenswahrheit; der Dichter kennt und liebt nicht nur das Land, sondern auch die Heidjerleute; die Liebe zur Heimat und ihren Menschen hat ihm die Feder geführt, und wir freuen uns der schönen Frucht seiner Kunst.

Leipziger Zeitung . . . Wenn man dieses Gerippe der Erzählung so überblickt, möchte man wohl annehmen, daß der Verfasser uns eine unerträglich aufdringliche Tendenzschrift vorgesetzt hat. Aber man vergißt die Tendenz beim Lesen, man vergißt, daß der Dichter uns eine Predigt über den Wert der Heimatsscholle für den Menschen halten will und auch recht

eindringlich hält, man vergißt das über der wundervollen, mit den einfachsten Mitteln arbeitenden Kunst, mit der Speckmann hier Land und Leute seiner Heide vor uns entstehen läßt, mit einer Frische und Lebendigkeit, die in der Heimatkunst unserer Tage ihresgleichen sucht. Und gerade weil uns der Künstler seine Tendenz so völlig vergessen macht, erzielt er mit ihr seine tiefste Wirkung, weiß er uns durchaus von der Wahrheit des von ihm vertretenen Gedankens zu überzeugen.

Tägliche Rundschau, Berlin . . . In der harmlosen Geschichte fehlt jede aufdringliche Tendenz, auch ein frischer, naturwüchsiger Humor kommt zu seinem Recht und darum möchte ich dem pflastermüden Leser, der sich — im Geiste wenigstens — für etliche Stunden in den stillen Hafen der Landeinsamkeit zurückziehen will, diesen anspruchslosen, aber erfrischenden Roman warm empfehlen.

Der Reichsbote, Berlin . . . Des Verfassers Gabe ist es, den Stoff zu gestalten, die einzelnen Figuren, auch in ihrem Innenleben, zum Greifen deutlich zu zeichnen, die Welt des Gemüts zu erschließen, die tiefsten Töne anzuschlagen, und über das Ganze den Glanz warmer Heimatkunst zu breiten, der sein Buch für den Leser zu einer Wohltat macht.

Hamburger Korrespondent . . . . Ein Künstlerschicksal, das so recht das hohe Lied der Heimatliebe singt. Heimatliebe, Heimatkunst und Lebensfreude sind hier so eng an einander gefesselt geschildert, daß dem Leser, der ein treuer Sohn seiner Heimat ist, dabei das Herz aufgehen muß . . .

Hamburger Nachrichten: Wenn ein Buch innerhalb eines Jahres vier Auflagen erlebt, so muß es schon besonders sein. Und besonders ist dieses Buch mit seinen stillen, ruhigen Klängen, mit den Menschen der Heide, und der schlichten, hoheitsvollen Lebensweisheit. Ein unaufdringliches religiöses Element

leuchtet überall hervor, keine rohen, die Seele störenden Töne; die Worte, die da über die höchsten Probleme der Menschen gesprochen werden, kommen aus dem Herzen des Verfassers, er muß sich mit ihnen auseinandersetzen. Es ist eine Geschichte, die still und ernst, anmutig und reizvoll ist wie die Heide; die hat nur ein Mensch schreiben können, der die Heide kennt und sie warmblütig liebt.

Lüneburger Anzeiger . . . Die Arnsvaderszenen mit ihrer tiefen, milden Frömmigkeit gehören zu dem Originellsten und Einfachsten und zugleich zu dem Schönsten, was uns die neuere Literatur beschert hat. Sie werden länger leben als Jörn Uhl und Hilligenlei, obwohl sie viel weniger vorstellen wollen. Ihr Ruhm wird wachsen mit dem Ruhm unserer Heide. Und wenn einst die fortschreitende Kultur von letzterer nicht viel mehr übrig gelassen haben wird als die Erinnerung, so werden die Bilder, die Speckmann aufgerollt hat, dazu beitragen, diese Erinnerung lebendig zu erhalten und als ein bleibendes Denkmal des entschwundenen Schönen und Guten wirken.

Hans Kamp.

Von

Adeline Gräfin zu Rantzau.

Broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Ein sehr zeitgemäßes Problem behandelt Gräfin Rantzau in ihrem neuen Band: Hans Kamp, „Eine Künstlergeschichte". Kamp ist ein mittelloser, begabter junger Maler, der sich durch heiße Kämpfe die Behauptung und Durchsetzung seines Künstlertums erringt. Trotz allem Widrigen, was ihn dadurch trifft, wie Entziehung der Unterstützung eines reichen Gönners, der ihn zur Aufgabe seiner „eigenwilligen" Kunstart drängen will, oder Verlust einer geliebten Braut, deren oberflächlichere, leichtere Veranlaguug seine tiefe Natur nicht zu verstehen vermag, bleibt er doch auf seinem als wahr erkannten Weg und sieht zuletzt an seinen Erfolgen, daß er richtig gegangen war — wenn auch mit viel Kampf und Entsagen. — Der Verfasserin frische, impulsive Art, ihr guter Stil und die feine Charakterschilderung werden dem Buche viele Freunde gewinnen.

Neue preußische Zeitung.

18874196

